

Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

begründet von
WILLIAM FOERSTE †

herausgegeben von
JAN GOOSSENS

Schriftleitung
GUNTER MÜLLER

Band 25
1985



ASCENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Herausgeber: Prof. Dr. JAN GOOSSENS

Schriftleitung: Dr. GUNTER MÜLLER

Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Verlag: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster.

© 1986 by Kommission für Mundart- und Namenforschung
Westfalen, Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Typoskripterstellung durch die Redaktion

Gesamtherstellung: Wissenschaftlicher Bücherdienst Dr. Dietrich Rauch GmbH, Köln

ISSN 0078-0545

Inhalt des 25. Bandes (1985)

Jan GOOSSENS	Internationales Fritz-Reuter-Symposion	1
Ulf BICHEL	Von Kritikern als "hochdeutsch" empfundene Spracherscheinungen in niederdeutsch-sprachigen Werken Klaus Groths und Fritz Reuters	3
Jürgen HEIN	Fritz Reuters <i>Läuschen un Rimels</i> . Anekdotisches Erzählen im regionalen Kontext	17
Arnold HÜCKSTADT	Die <i>Stromtid</i> und ihr Dichter im Urteil der Zeiten	30
Claus SCHUPPENHAUER	Humor, Dialekt und Provinz - Drogen fürs bürgerliche Volk. Von der besinnungslosen Ideologisierung Fritz Reuters. Noch eine Rede	45
Gustav KORLÉN	Fritz Reuter in Skandinavien	67
Manfred E. KEUNE	Fritz Reuters Werke und die Problematik der Nachdrucke deutscher Literatur in Amerika im neunzehnten Jahrhundert	87
Ulrich SCHEUERMANN	Klöntrup in antecessores Prof. Dr. Gilbert de Smet zum 17.1.1986	103
Jan GOOSSENS	Die niederländischen Verwandten von ostniederdeutsch <i>Pede 'Elytrigia repens'</i> Für Gilbert de Smet	123
Gunter MÜLLER	Die DWA-Karte 'Hügel' und die toponymische Vertretung ihrer Heteronyme im Westfälischen	137

INTERNATIONALES FRITZ-REUTER-SYMPOSION

Am 7. November 1985 jährte sich der Geburtstag Fritz Reuters zum 175. Mal. Aus diesem Anlaß fand in Münster ein Internationales Fritz-Reuter-Symposium statt, an dem sich fünfzig Wissenschaftler aus sechs Staaten beteiligten. Durchgeführt wurde es von der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster am 23.11.1985. Die Anregung zur Veranstaltung war von der Fritz-Reuter-Gesellschaft ausgegangen. Tagungsort war der Vortragssaal des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte. Das Symposium fand mit finanzieller Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen statt.

Die folgenden Vorträge wurden gehalten:

- Ulf Bichel, Kiel: Von Kritikern als 'hochdeutsch' empfundene Spracherscheinungen in niederdeutsch-sprachigen Werken Klaus Groths und Fritz Reuters.
- Martin Schröder, Göttingen: Zur Struktur des literarischen 'Humors bei Fritz Reuter.
- Jürgen Hein, Münster: Fritz Reuters *Läuschen un Rimels* - Anekdotisches Erzählen im regionalen Kontext.
- Arnold Hückstädt, Stavenhagen: Die *Stromtid* und ihr Dichter im Urteil der Zeiten.
- Claus Schuppenhauer, Bremen: Humor, Dialekt und Provinz - Drogen fürs bürgerliche Volk. Von der besinnungslosen Ideologisierung Fritz Reuters.
- Gustav Korlén, Stockholm: Fritz Reuter in Skandinavien.
- Manfred E. Keune, Philadelphia: Die Reuter-Rezeption in Amerika.

Die folgenden Seiten dieses NdW-Bandes enthalten die Texte dieser Vorträge, zum Teil in erweiterter Form. Nicht aufgenommen wurde das Referat Martin Schröders, eine gekürzte Fassung des Vortrags, den er am 21. September 1985 in Bad Bevensen hielt. Sein vollständiger Text wird im Bericht über die 38. Bevensen-Tagung erscheinen.

Jan Goossens

Ulf B i c h e l, Kiel

VON KRITIKERN ALS "HOCHDEUTSCH" EMPFUNDENE SPRACH- ERSCHEINUNGEN IN NIEDERDEUTSCH-SPRACHIGEN WERKEN KLAUS GROTHS UND FRITZ REUTERS

Nicht gerade selten ist einem plattdeutschen Autor oder einem plattdeutschen Redner gegenüber das Urteil zu hören: Das, was der schreibt, bzw. das, was der sagt, ist doch Hochdeutsch nur mit plattdeutschen Lauten! Das will sagen, dieses Plattdeutsch ist "nicht echt", und dieses "nicht echt" ist als endgültig vernichtendes Urteil gemeint. Nun muß zugegeben werden, daß es etliche Transferenzen aus dem Hochdeutschen ins Plattdeutsche gibt, die genuin Plattdeutsche einhellig als unangemessen beurteilen. Es sind jene Phänomene, die Heinrich Wesche einmal "umgekehrtes Missingsch" genannt hat, und die anderweitig als "Ver-einsplatt" oder "Patentplatt" bezeichnet werden¹. Beispiele davon haben die "Mitteilungen aus dem Quickborn" über längere Zeit unter der Überschrift "Plattdeutsche Schreckenskammer" zusammengestellt. Die Sicherheit des Urteils, die Selbstgewißheit, mit der es gefällt wird, kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Kriterien für diesen Richtspruch kaum faßbar sind. Fritz Specht und Alexander Stempel, die wohl auch im wesentlichen für die Zusammenstellung der "Plattdeutschen Schreckenskammer" verantwortlich sind, beklagen das ausdrücklich. In ihrem Aufsatz "Der niederdeutsche Stil"² schreiben sie dazu:

Das Kennzeichnende des niederdeutschen Stils herauszustellen, ist besonders schwierig, weil alle niederdeutschen Schreiber ohne Ausnahme auch hochdeutsch schreiben, abgesehen davon, daß sie beständig Hochdeutsch hören und lesen und auf dem Wege über das Hochdeutsche ihre Bildung empfangen haben. Da allem Schreiben das Denken vorausgeht,

1 Vgl. H. WESCHE, *Die plattdeutsche Sprache in der veränderten Welt*, Bericht der 21. Bevensen-Tagung 1968, S.12-33, sowie U. BICHEL, *Die Überlagerung des Niederdeutschen durch das Hochdeutsche*, in: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hrg. v. W. BESCH - O. REICHMANN - St. SONDEREGGER, 2. Halbband, Berlin 1985, S.1865-1873.

2 F. SPECHT - A. STEMPEL, *Der niederdeutsche Stil*, in: F. MEHLEM - W. SEEDORF (Hrg.), *Niederdeutsch. Ein Handbuch zur Pflege der Heimatsprache*, Hannover 1957, S.98-102.

ist es klar, daß sie alle, auch ohne Ausnahme, in Gefahr geraten, ihr Niederdeutsch durch Hochdeutsch beeinflussen zu lassen³.

In diesem Zusammenhag führen sie dann weiter aus:

Über *Stammlers* Vorwurf, *Klaus Groth* habe "hochdeutsch gedacht" und über *Albert Mähls* Meinung, daß *Groth* "...sich denn auch genötigt fühlte, hochdeutsche Sprachbestandteile in den plattdeutschen Stil einzuflechten", darüber mag man denken, wie man will; der Leser ersieht aber daraus, daß es in der Tat schwer sein muß, das herauszustellen, was einwandfrei niederdeutsch ist⁴.

Daß *Groths* plattdeutsche Dichtung hochdeutsch beeinflußt sei, ist dabei schon eine ältere These. Bereits *Robert Prutz* schreibt in seiner Besprechung im "Deutschen Museum" 1857, die den Streit zwischen *Groth* und *Reuter* ausgelöst hat:

Klaus Groth steht ja in der Mehrzahl seiner Gedichte wesentlich unter dem Einfluß der modernen hochdeutschen Bildung, es sind Momente hochdeutschen Cultur- und Geisteslebens, die er verarbeitet ...⁵.

Von *Reuter* sagt *Prutz* demgegenüber, dieser sei "durch und durch Plattdeutscher". Immerhin muß aber die Aussage von *Specht* und *Strempe*, die im Original in fettgedruckten Lettern betont, daß "alle niederdeutschen Schreiber ohne Ausnahme" in die Gefahr geraten, "ihr Niederdeutsch durch Hochdeutsch beeinflussen zu lassen", sich auch auf *Reuter* beziehen. Und außerdem ist - meist nicht gerade von Sprachwissenschaftlern, aber öfter doch von unbefangenen Plattsprechern anderer Landschaften - zu hören, *Reuters* Mecklenburgisches Platt, das sei gar kein ordentliches Platt, das sei ja schon halb hochdeutsch.

Wir geraten hier also mitten in die Frage nach der "Echtheit" im Plattdeutschen, eine Frage, die immer wieder zu leidenschaftlichen Angriffen und Verteidigungen führt. Die bewußten Sprachpfleger sind bei diesen Kämpfen vornean. Die Wissenschaftler hüllen sich demgegenüber in Schweigen, weil ihnen keine zuverlässigen Kriterien für die Prüfung der Echtheit zur Verfügung stehen.

Ich hoffe, daß Sie angesichts dieser Lage nicht von mir erwarten, daß ich die anstehenden Probleme im Handstreich löse,

3 SPECHT - STREMPPEL (wie Anm.2) S.98.

4 SPECHT - STREMPPEL (wie Anm.2) S.98.

5 R. PRUTZ, *Plattdeutsche Dichtung*, Deutsches Museum 1857, Bd.2, S.696-698. Hier zitiert nach A. HUCKSTÄDT, *Fritz Reuter im Urteil der Literaturkritik seiner Zeit*, Rostock 1983, S.78-81, Zitat S.79.

indem ich Ihnen eine universell anwendbare Definition von "Echtheit" hervorzaubere. Das wäre ein zu weit gestecktes, ein vielleicht unerreichbares Ziel. Aber ich möchte doch einige Schritte zur Klärung der Problemlage versuchen.

Dazu erscheint es mir nicht unangebracht, bei dem ersten Literatursprachstreit der neuniederdeutschen Literaturgeschichte anzusetzen, bei dem Groth und Reuter als Antipoden erscheinen. Es ist meine Absicht, einzelne Phänomene, die Anstoß erregt haben, und weitere Erscheinungen, die sich offensichtlich vom Hochdeutschen herleiten lassen, zu analysieren und zu ordnen. Ich hoffe auf diesem Wege verschiedene Komponenten des Problemkomplexes "Echtheit" deutlich machen zu können und hier und da auch zeigen zu können, wie diese Komponenten ineinandergreifen. Das wird, wie gesagt, nicht dazu führen, daß nun gesicherte Urteile über Echtheit und Uechtheit des Plattdeutschen in einem Text möglich werden; aber es könnte möglich werden, daß gar zu sicher gefällte Urteile relativiert und im günstigen Fall auf ihren Gültigkeitsrahmen zurückgeführt werden.

Doch nun sei am konkreten Beispiel untersucht, wie es mit hochdeutschen Einflüssen bei Groth und Reuter steht. Als Ansatzpunkt wähle ich Ausführungen von Franz Boll, die von Reuter in seine "Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat" aufgenommen worden sind⁶. Offensichtliches Ziel dieser Darlegung ist es, die Dichtung Groths an Hand eines Beispiels Punkt für Punkt abzuwerten. Ausgewählt ist dazu das Gedicht "Abendfröden", das von anderer Seite viel Anerkennung erfahren hat. Franz Bolls Tadel bezieht sich auf verschiedene Beschreibungsebenen. Hier sollen jene Punkte berücksichtigt werden, die Beziehungen zum Thema "Hochdeutscher Einfluß im Niederdeutschen" haben. Boll führt aus:

Gleich in der ersten Zeile begegnen wir einem in der hier gebrauchten Bedeutung lediglich aus dem Hochdeutschen ins Plattdeutschen eingedrungenen Worte: "De Welt is *rein* so sachen" oder *sachten*, wie das Wort richtiger plattdeutsch heißt. Man spricht zwar hochdeutsch: das ist rein zu arg; plattdeutsch aber heißt es: dat is schir to tull⁷.

Dem ist entgegenzuhalten, daß *rein* schon mnd. als Adv. in der Bedeutung 'vollständig, ganz und gar' nachgewiesen ist⁸ und daß

6 F. REUTER, *Gesammelte Werke und Briefe*, hrg. v. K. BATT, Rostock (und Neumünster) 1967 (= REUTER, GW), Bd.7, S.567-593. - Der mit F. B. unterzeichnete Brief von Franz Boll steht auf den Seiten 582-593. Angaben über Franz Boll finden sich im selben Band S.680f.

7 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.7, S.584.

8 A. LÜBBEN - Chr. WALTHER, *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*, Norden Leipzig 1888 (Nachdruck Darmstadt 1965 u.ö.) S.297.

Mensing reihenweise Beispiele für den entsprechenden modernen Gebrauch gibt - u.a. *dat is r. to dull*⁹ - während hier für *schier* als Adv. die abweichende Bedeutung 'fast', 'beinahe', 'ungefähr' angegeben wird. Bolls Plattdeutsch wäre also in Schleswig-Holstein zumindest nicht ganz richtig, und von hochdeutschem Einfluß kann hier keine Rede sein. Übrigens liegt auch beim Gebrauch des Wortes *sachen* in der Bedeutung 'ungestört, ruhig friedlich', den Boll ebenfalls tadelt, schon mnd. nachgewiesener Gebrauch vor¹⁰, der in Schleswig-Holstein weiterhin gültig ist. - Zum Vers *Man hört ni ween noch lachen* sagt Boll:

Auch das im Hochdeutschen (freilich in der Bedeutung von *auch nicht*) einheimische *noch* möchte ich für Normal-Plattdeutsch nicht empfehlen. Man findet es zwar in den Lexicis, hört es aber kaum in jener Bedeutung aus einem rein plattdeutschen Munde¹¹.

Auch dieser Gebrauch ist bereits mnd. zu finden¹², und mir selbst ist die ganz parallel gebaute Wendung *Dat is ni half noch heel* als feste Wendung recht geläufig. - Zur selben Verszeile führt Boll noch weiter aus:

Ebenso ist das unbestimmte Pronomen "man" (welches Herr Dr. Klaus Groth sehr oft gebraucht) aus dem Normal-Plattdeutschen gewiß gänzlich zu verbannen. Im älteren Plattdeutschen findet es sich zwar (aber selten) in den Formen *me* und *men*, aber schwerlich wird man es von einem rein Plattdeutsch-Redenden jemals hören, da die Plattdeutsche Sprache, gleich der lateinischen, in diesen Fällen der abstrakten die konkrete Sprechweise vorzieht und sagt: *Du hörst* oder *ji hört nich weenen, nich lachen*¹³.

Zum Pronomen *man* heißt es demgegenüber bei Mensing¹⁴:

Das eigentliche plattd. Wort für "man" ist *een* (s. I, 997f.), im Satzzusammenhang zu 'n gekürzt (s. n): *dat kann 'n ni weten*. Oft vermeidet man das nicht sehr beliebte *man* durch Umschreibung mit dem Passiv: *dat ward ni daan* "das tut man nicht",...

9 O. MENSING, *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch* (Volksausgabe), 5 Bde, Neumünster 1927-1935, Stichwort *rein* Bd.4, Sp.74-76; Stichwort *schier* Bd.4, Sp.334-336, zum Adv. Sp.335 unten.

10 Agathe LASCH - C. BORCHLING, *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*. Fortgeführt v. G. CORDES, Bd.1 Neumünster 1956, Bd.2 u. 3 in Lieferungen (noch nicht abgeschlossen), Stichwort *sachte* Bd.3, Sp.2.

11 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.7, S.584f.

12 LOBBEN - WALTHER (wie Anm.8) S.248; ausdrücklich wird hier der Gebrauch "bloss im folgenden Gliede eines verneinenden Satzes" hervorgehoben.

13 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.7, S.585.

14 MENSING (wie Anm.9) Bd.3, Sp.582f.

Hier besteht zwar Einigkeit mit Boll darüber, daß *man* bei Plattdeutschen nicht beliebt sei, und man muß wohl auch sagen, daß es sich hier um eine aus dem Hochdeutschen übernommene Lautgestalt handelt, aber die Aussage von der Bevorzugung der konkreten Sprechweise bedarf doch einer gewissen Einschränkung.

Zur Verszeile *Nu liggt dat Dörp in Dunkeln* meint Boll: "Auch hier stolpern wir sogleich über ein hochdeutsches Wort, denn *Dunkel* ist nicht plattdeutsch, sondern nur aus dem Hochdeutschen ins Plattdeutsche eingeschmuggelt, plattdeutsch heißt es: *in'n Düstern*." - Zu *dunkel* ist bei Mensing vermerkt: "nicht volkstümlich, nur vereinzelt (bes. im Schleswigschen) statt *düster* gebraucht." Im Grunde ist es hier wie bei dem Pronomen *man*: Ein altes niederdeutsches Wort - in diesem Fall *dunker*, das übrigens im Niederländischen bis heute lebendig ist - ist außer Gebrauch gekommen und durch die nur leicht abweichende entsprechende Form aus dem Hochdeutschen ersetzt worden. Es ist, wenn auch beschränkt, in der Mundart in Gebrauch.

Zu den Verszeilen *Sogar en schüchtern Hasen / Sleep mi vær de Föt* ist bei Boll zu lesen:

So stoßen wir auch abermals auf ein paar hochdeutsche Eindringlinge, nämlich *sogar* und *schüchtern*. *Sogar*, obgleich man es jetzt häufig in dem mit Hochdeutschem versetzten Plattdeutschen des Volksjargons hört, war dem Plattdeutschen unserer Vorfahren fremd, sie würden gesprochen haben: "*sülwst en schüchtern Hasen*". (...) Aber auch das Prädikat *schüchtern* ist nicht plattdeutsch, sondern lediglich aus dem Hochdeutschen geborgt; die plattdeutsche Sprache hat wohl ein Verbum *schüchern* oder *schüchtern*, aber in ganz anderer Bedeutung, z.B. "Schücher mi de Höhner in den Stall"; ein Adjektiv *schüchtern* ist ihr fremd¹⁵.

Wie die Sache beim Wort *sogar* bestellt ist, kann ich nur schwer nachprüfen. Im Mensing ist dieses Adverb ohne weitere Hinweise zu seinem Gebrauch verzeichnet. Ich komme auf dies Wort aber noch zurück. Bei *schüchtern* ist interessant, was im Etymologischen Wörterbuch der Duden-Reihe darüber zu lesen ist. Dort heißt es:

schüchtern: Das erst im 16. Jh. als *schüchter*, *schuchter(n)*, "scheu gemacht, ängstlich" aus dem *Mnd.* ins *Hochd.* übernommene Adjektiv wurde urspr. von Tieren gesagt. Voraus liegt das Verb *mnd.* *schüchteren* "verscheuchen; scheu weglaufen" (...) ¹⁶

15 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.7, S.587f.

16 *Duden Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache*, bearb. von der Dudenredaktion unter Leitung von P. GREBE, Mannheim 1963, S.624.

Damit erscheint die Annahme von Boll fast auf den Kopf gestellt: Groth hat ein ursprünglich niederdeutsches Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht, während Boll der hochdeutschen Bedeutungsverschiebung bei der Beurteilung eines plattdeutschen Textes erlegen ist. – Nicht so sehr viel anders ist das beim letzten Punkt, den Boll moniert. Er betrifft die Schlußzeile des Gedichts *Hör mi, du frame Gott*. Boll schreibt:

Zu dieser Strophe will ich weiter nichts bemerken, als daß "du frame Gott" wieder ohne Überlegung gesagt ist (denn *fromm* heißt der Mensch, der Gott fürchtet und ihm zu gefallen wünscht; von Gott zu sagen, er sei fromm, ist trotz dem bekannten Kirchenliede eigentlich widersinnig) (...) ¹⁷

Dazu ist es nützlich, den Wörterbuchartikel *vrōme* bei Lasch – Borchling zu vergleichen:

vrōme, *vrāme*, *vrōm*, *vrām* (*framb*) (–m–, –mm–), adj., tüchtig, tauglich, kräftig, rüstig *van līve v.*, wertvoll, gut, *v. dāt*; ordentlich, ehrlich, redlich, rechtschaffen, ehrbar, *van ērlīken v. n lūden gebōren*, von guter Herkunft, gut beleumdet, unbescholten, angesehen, im vollen Besitz der Ehrenrechte; als ehrendes Beiwort: *de v. ridder*, *knāpe*, *v. lūde* bes. in der Zeugenformel, *v. man* (Anrede:) lieber Mann, guter Freund; brav, sanft, nachgiebig; von Frauen außerdem: anständig, sittig, züchtig, zurückhaltend; von Kindern: gehorsam, folgsam, artig, wohl erzogen; fromm, gottesfürchtig; von Gott: treu, fürsorglich ¹⁸.

Für das ältere Hochdeutsche sieht der Gebrauch von *from*, *frum* übrigens ganz ähnlich aus ¹⁹. Groth stimmt mit diesem alten Gebrauch völlig überein, während Boll eine abgewandelte Bedeutung mit religiösem Sinn zum Maßstab erhebt, die sich "seit dem 15. Jh. zeigt" und dann "im Nhd. allgemein wurde" ²⁰.

Fazit: Mehrfach sind es gerade besonders ursprüngliche und damit in gewissem Sinne besonders echte Formulierungen Groths, die Boll tadelt und teils hochdeutscher Herkunft bezichtigt. Konnte er etwa weniger gut Platt als Groth? So einfach liegt die Sache nicht. Man darf wohl davon ausgehen, daß Boll sein Mecklenburger Platt beherrschte. Aber Mecklenburg war seit Jahrhunderten für hochdeutschen Einfluß schon aus geographischen (zudem auch noch aus dynastischen) Gründen gegenüber dem Hochdeutschen

17 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.7, S.588.

18 LASCH – BORCHLING (wie Anm.10) Bd.1, Sp.1005.

19 Vgl. dazu beispielsweise M. LEXER, *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch*, 33. Aufl. Stuttgart 1969, Stichwort *vrum*, *vrōm* S.300.

20 *Duden Etymologie* (wie Anm.16), Stichwort *fromm*, S.187.

viel offener als Schleswig-Holstein. Dadurch ist es bedingt, daß hier manche hochdeutsche Elemente eingedrungen sind, und zwar nicht als schichtgebundenes Bildungsgut, sondern in ganzer Breite. Hier haben die Erscheinungen ihre Ursache, die am Mecklenburgischen aus der Perspektive unbefangener holsteinischer Mundartsprecher als unplattddeutsch bemängelt werden. Allerdings geschieht es auch in diesem Zusammenhang leicht, daß eigenständige plattddeutsche Entwicklungen der einen Region von einem nicht genauer informierten Hörer der anderen Region dem Hochdeutschen zugerechnet werden. Um welche Art Erscheinungen es dabei geht, sei an einem Beispiel aus Reuters "Festungstid" demonstriert, das ziemlich zufällig ausgewählt worden ist. Es handelt sich um die Schildung eines Vorfrühlingstags.

En Bom frilich gräunte noch nich, un keine Blaum bläuhete, de Wischen un Brinker hadden noch ehr oll verschaten gelbrun Kled an, ehr schön niges, gräunes Kled was noch bi'n Snider; äwer de Snider let doch all velmal grüben: in de negste Woch' mit den letzten; wenn't Kled äwer mit Blaumen beset't warden süll, künn hei't vör drei Wochen nich schaffen; (...) ²¹

Drei Wörter haben dabei eindeutig hochdeutschen Lautstand: *grüben*, *Woch* bzw. *Wochen* und *schaffen*. Dem stehen im Holsteinischen die genuin niederdeutschen Formen *gröten*, *Wääk* bzw. *Wäken* und *schapen* gegenüber, wobei *schapen* allerdings nicht in der Bedeutung 'fertigbekommen' benutzt werden kann (dazu müßte man *trechtkriegen* o.ä. sagen). Die von Reuter benutzten Formen lassen aber von vornherein gar nicht den Verdacht aufkommen, sie könnten ein speziell von diesem Autor aus dem Hochdeutschen entlehntes Bildungsgut sein. Dazu sind sie zu alltäglich. Tatsächlich ist es so, daß in der Mundart, die Reuter benutzt, die betreffenden plattddeutschen Wörter durch andere ersetzt sind, die sich ans Hochdeutsche anlehnen. Das Beispiel *schaffen* zeigt, daß damit auch Übernahmen im Bereich der Bedeutung verknüpft sein können. Insofern besteht ein durchaus handgreiflicher Grund für das Urteil, das Mecklenburgische sei weniger "echt" plattddeutsch. Durch eine Erscheinung im Bereich der Morphologie wird dieses Bild ergänzt: Die Phrase *ehr schön niges, gräunes Kled* läßt Flexive erkennen, die ebenso Kennzeichen der hochdeutschen Lautverschiebung aufweisen wie die vorher genannten Wörter. Interessanterweise ist in dem hier herangezogenen Text die ursprüngliche niederdeutsche Entsprechung auch noch zu finden, und zwar in einer genau parallel gebauten Formulierung im Satz davor: *ehr oll verschaten gelbrun Kled*. Das läßt ein Neben- und Gegeneinander der alten und neuen Formen zu jener Zeit vermuten, wie es heute übrigens auch im Hol-

21 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.4, S.321.

steinischen zu beobachten ist. Die neuen Formen werden in solchen Situationen von sprachbewußten Personen gewöhnlich als Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit angeprangert. Es ist anzunehmen, daß Formulierungen wie *niges*, *gräunes Kled* auch im Mecklenburg der Reuterschen Zeit ihre Kritiker gefunden haben und als nicht echt verurteilt worden sind. Das gilt natürlich nur so lange, bis die betreffenden Formen allgemeingültig geworden sind. Dann erscheinen sie als "echt".

Während bei den zuletzt erwähnten Erscheinungen des Mecklenburgischen tatsächlich von hochdeutschen Einflüssen die Rede sein muß, ist nun noch ein nicht selten bei Holsteinern auftauchendes Urteil zu erwähnen, das auf einem Fehlschluß beruht. Im zitierten Text kommen die Formen *keine* und *drei* vor, die in der Tat für einen Holsteiner, der *keen* und *dree* sagt, hochdeutsch klingen. Aber schon die Tatsache, daß auch *he* zu *hei* geworden ist, gibt einen Hinweis darauf, daß hier eine eigene mecklenburgische Entwicklung vorliegt²². In der Tat ist sie so typisch, daß Mecklenburg aus der Perspektive benachbarter Mundarten dieser charakteristischen *ei*-Laute wegen als *Land Eien* bezeichnet wird.

Festzuhalten bleibt: Das Urteil über hochdeutschen Einfluß ist je nach zeitlicher und räumlicher Perspektive variabel. Beim Zustandekommen der Einschätzungen von Echtheit kommen jeweils zutreffende Schlüsse und charakteristische Fehleinschätzungen zusammen.

Aber damit sind noch keineswegs alle Dimensionen des Echtheitsproblems erfaßt. Diejenigen Erscheinungen, die Specht und Strempel im Auge haben, wenn sie sagen, alle niederdeutschen Schreiber gerieten ohne Ausnahme in Gefahr, ihr Niederdeutsch durch Hochdeutsch beeinflussen zu lassen, sind bisher nicht oder noch kaum erfaßt. Von diesen müßten ja Groth und Reuter gleichermaßen, wenn auch nicht unbedingt im selben Umfang betroffen sein. In der Tat lassen sich schon in den kurzen Textstücken, die hier bisher herangezogen worden sind, Beispiele für eine gemeinsame Neigung zu Anleihen beim Hochdeutschen finden. Das Beispiel, das ich bei Groth im Auge habe, ist auch schon von Franz Boll herausgestellt worden; ich bin aber vorher nicht näher darauf eingegangen. Ich meine das Adverb *sogar* in dem Satz: *Sogar en schüchtern Hasen sleep mi vær de Föt*. Dieses *sogar* ist bei Wahrig mit 'auch' erklärt, jedoch mit einem Zusatz in Klammern: "(obwohl man es nicht vermutet, nicht angenommen hat)"²³. Die Verwunderung, die damit linguistisch ko-

22 Vgl. zur Diphthongierung der geschlossenen mnd. *ê*, *ô*, *ô* im Mecklenburg-Vorpommerschen: W. FOERSTE, *Geschichte der niederdeutschen Mundarten*, in: W. STAMMLER (Hrsg.), *Deutsche Philologie im Aufriß*, Bd.1, 2. Aufl. Berlin 1957, Sp.1729-1898, speziell Sp.1874.

23 G. WAHRIG, *Deutsches Wörterbuch*, Gütersloh 1968, Sp.3311.

diert worden ist, kann bei mündlichem Sprachgebrauch mit der Stimme, also paralinguistisch, zum Ausdruck gebracht werden. Ganz ähnlich steht es mit dem Adverb *frilich*, das Reuter in dem Satz gebraucht: *En Bom frilich gräunte noch nich...* Hier würde man die einräumende Haltung, der man durch das Wort *frilich* sprachlich Ausdruck verleiht, bei einer entsprechenden mündlichen Äußerung vielleicht der für sich ziemlich bedeutungsarmen Interjektion *Na* oder deren Erweiterung *Na ja* aufladen, wobei wieder der Stimmführung die hauptsächliche Bedeutung für die Kommunikation zukäme. Da könnte es dann etwa lauten: *Na ja, an de Bööm geef dat noch keen Gröön.*

Was diese Beispiele deutlich machen können, ist dies: Eine für den Schriftgebrauch geeignete Sprache (im Sinne von "langue") muß eine Reihe von sprachlichen Ausdrucksmitteln bereitstellen, für die im mündlichen Gebrauch kaum Bedarf besteht. Das ist zweifellos der Grund dafür, daß Sprachformen, die entweder ausschließlich mündlich in Gebrauch sind oder doch - wie die Mundarten - ihren Gebrauchsschwerpunkt im Mündlichen haben²⁴, nur über wenige abtönende, verknüpfende, begründende oder einordnende Ausdrucksmittel verfügen, die der Sprache (im engen Sinn von "langue") zuzuordnen sind. Bezeichnend ist dabei - um wiederum zum Beispiel zurückzukehren, daß für das mnd. *vrilike(n)* neben der hauptsächlich geltenden Bedeutung 'frei, ungehindert, unbeansprucht, zu freier Verfügung, freiem Eigentum, sicher, ruhig' auch die Bedeutung 'fürwahr, allerdings, freilich' gebucht wird²⁵, wie wir sie aus dem hochdeutschen Gebrauch kennen. Es kann hier außer Betracht bleiben, ob für diesen Gebrauch ein anderweitiges Vorbild benutzt worden ist. Bezeichnend erscheint mir aber, daß dieser Gebrauch zu einer Zeit, in der es einen verbreiteten niederdeutschen Schriftgebrauch gab, vorhanden war. In späterer Zeit, in der das Niederdeutsche Mundartstatus erhalten hatte, wird diese Bedeutungsvariante dagegen nicht mehr beobachtet. Im Mecklenburgischen Wörterbuch finden sich zwar praktisch gleichlautend mit dem Mnd. die Formen *friliken* und die auch schon mnd. Kurzform *friken*, aber nur in der ursprünglichen Bedeutung von 'frei, unbehindert'²⁶. Darauf also konnte Reuter nicht zurückgreifen. So hat er denn zur hochdeutschen Form Zuflucht genommen, die nur im ersten Teil an das Niederdeutsche angepaßt worden ist, während sie im Auslaut ihre Her-

24 Vgl. dazu U. BICHEL, *Literatur und sprachliche Grundlage im Hochdeutschen und im Niederdeutschen*, in: F. DEBUS - J. HARTIG, *Festschrift für Gerhard Cordes zum 65. Geburtstag*, Bd.2: *Sprachwissenschaft*, Neumünster 1976, S.1-19.

25 LASCH - BORCHLING (wie Anm.10) Bd.1, Sp.1001.

26 R. WOSSIDLO - H. TEUCHERT, *Mecklenburgisches Wörterbuch* 2. Bd., Berlin Neumünster 1957, Sp.1088.

kunft klar erkennen läßt. Übrigens beschränken sich derart motivierte Übernahmen, die bei Groth und Reuter gleichermaßen nicht selten sind, nicht nur auf lexikalische Einheiten. Es kann sich auch um die Übernahme ganzer idiomatischer Wendungen handeln, wie in dem folgenden Fall aus Reuters "Festungstid", der sich nur wenig nach dem vorher herangezogenen Textstück findet:

Dat grötste Elend, wat mines Wissens noch kein von de Herrn Romanschriwers utführlich beschrewen hett, is, wenn sick so'n arm, jung' inspunnte Student in 'ne Kummandantendochter verleiwt²⁷.

Die Wendung *mines Wissens* ist dabei nur beim Vokal des Possessivpronomens an das Niederdeutsche angepaßt, sonst aber durchaus hochdeutsch belassen, so daß die sprachliche Herkunft ganz handgreiflich ist. Deutlich ist auch die einschränkende Funktion, die man bei mündlicher Äußerung eher mit einem eingeschobenen Nachtrag ausdrückt, etwa mit *sovääl as ick weet*. Übrigens ist im zitierten Beispiel sicher auch das differenzierende Wort *utführlich* auf hochdeutsches Vorbild zurückzuführen, auch wenn die Lautung keinen zwingenden Nachweis zuläßt. - Nebenbei gesagt ist damit auf eine entscheidende Schwierigkeit für begründete Urteile bei der Frage hochdeutscher Elemente in niederdeutschen Texten hingewiesen. In gewissem Maße erscheinen Entlehnungen und Assimilationen aus anderem Sprachbereich selbst Reinheitsfanatikern unproblematisch, oder sie werden gar nicht bemerkt. Dazu kommen dann die Entlehnungen weniger deutlich erkennbarer Art, über die Sprachpfleger und unbefangene Gebraucher sowie Wissenschaftler und Laien uneins sind und endlich die eindeutigen Beispiele, auf die ich mich hier nach Möglichkeit beschränke. Aber zurück zu eindeutig hochdeutschen Wendungen bei Groth und Reuter. Ein Beispiel bei Reuter ist bereits besprochen worden. Eins bei Groth sei nun angefügt. Da ist das folgende besonders interessant, das zwar nicht in seiner plattdeutschen Prosa steht, sich aber auf diese bezieht, nämlich die Priamel, die er seinen ersten Vertelln vorangestellt hat:

Platt is nich fin,
Beer is keen Win,
Win is keen Beer,
Aller Anfang is schwer,
Schwer is aller Anfang:
Geyv Gott en guden Fortgang²⁸.

27 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.4, S.323.

28 Zitiert nach: K. GROTH, *Gesammelte Werke*, Kiel Leipzig 1893 u.ö. (= GROTH, GW), Bd.3, S.VI.

Hier macht das eingeschobene hochdeutsche Sprichwort die Mühe des Anfangs sehr sinnfällig. Groth bekennt: "Als ich zuerst anfang, plattdeutsch zu produzieren, war es mir fast unmöglich, plattdeutsch zu denken, allenthalben schlichen sich unbemerkt die Formen hochdeutscher Konstruktion und Gedankenfolge ein (...)"²⁹. Dieses Eingeständnis ist oft zuungunsten Groths verwendet worden. Man hat - größtenteils in Anlehnung an das zitierte Urteil von Robert Prutz - Groth wegen seiner Beziehung zu hochdeutscher Bildung als weniger plattdeutsch und Reuter demgegenüber als "durch und durch" plattdeutsch gesehen. Aber, wie gezeigt, haben die Anforderungen an den Schriftgebrauch und insbesondere an das Prosaschreiben beide Autoren zur Übernahme hochdeutscher Elemente gebracht. Wenn trotzdem in dieser Hinsicht eher an Groth als an Reuter Kritik geübt wird, dann muß noch anderes als allein das Faktum von Anleihen beim Hochdeutschen eine Rolle spielen.

Wenn man von dieser Feststellung ausgehend weitersucht, dann gerät man in die Bereiche "Erzählhaltung" und "Textsorte" und damit in weitere Dimensionen, die bei der Beurteilung von "echt" und "unecht" im Plattdeutschen sehr oft eine Rolle spielen, ohne daß sich die Kontrahenten der Diskussion immer darüber im klaren sind. Vielleicht kann das eine Gegenüberstellung am besten deutlich machen. Ich greife dazu auf die vorher schon herangezogene Vorfrühlingsschilderung von Reuter zurück, die - wie gezeigt - recht deutliche hochdeutsche Entlehnungen enthält, und stelle ihr eine Vorfrühlingsschilderung von ähnlichem Umfang aus Groths *Vertelln "Detelf"* gegenüber. Zunächst noch einmal Reuters Text:

En Bom frilich gräunte noch nich, un keine Blaum bläunte, de Wischen un Brinker hadden noch ehr oll verschaten gelbrun Kled an, ehr schön niges, gräunes Kled was noch bi'n Snider; äwer de Snider let doch all velmal grüßen: in de negste Woch' mit den letzten; wenn't Kled äwer mit Blaumen beset't warden süll, künn hei't vör drei Wochen nich schaffen; (...)³⁰

Zum Vergleich Groth:

In'n Utgang März, en Morgen gung Detelf um'n Mælnbarg na den Garn, um to sehn, ob de Frost al ganz ut't Land weer. Dat weer en schön still Morgen mit hoge Luft. He frei sik æwer de eerste wille Blom an'n Wall vør de Sünn, de as en lütt golln Knop ut den Lehm rutkeek, as de Fahlnföt se drivt, de bredden Blæd kamt erst na in'n Summer. He plück se un

29 K. GROTH, *Sämtliche Werke*, hrg. v. I. BRAAK - R. MEHLEM (= GROTH, SW), Bd.6, Flensburg [1961] (Nachdruck Heide 1981), S.78.

30 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.4, S.321.

beseeg se mit Andacht, de Lurk sung darto, ok man noch eenzeln, un he dach an Spreen un Hadbarn un en schön warm Fröhjahr³¹.

Zunächst fällt auf, daß Groths Text weniger eindeutig hochdeutsche Elemente enthält. Bei *Utgang* und *Andacht* muß man wohl von Lehnbedeutungen sprechen. Für beide ist bei Mensing nur konkreterer Gebrauch gebucht, bei *Utgang* im Hinblick auf Menschen, die einen Raum verlassen, bei *Andacht* im Hinblick auf gottesdienstliche Andacht. Dem Hochdeutschen zuzuordnen ist immerhin die Konjunktion *ob*, von der es bei Mensing heißt, daß dafür "im Volksmund meist *wat*" gebraucht werde³², und wohl auch die Konstruktion mit *um to*, zu der es im Mensing heißt: "Sätze mit 'um zu' sind im Plattd. nicht volkstümlich; (...) "³³." Absolut gesehen sind hier also recht geringe hochdeutsche Einflüsse zu verzeichnen; aber die zuletzt genannten weisen auf Erscheinungen hin, die vielfach Anlaß zur Kritik an Groth gegeben haben; denn es handelt sich um Sprachelemente, die den Satzbau organisieren. Groths Text zeigt mehrere Satzgefüge, Reuter bis auf einen Nebensatz nur Hauptsätze. – Wenn man genauer betrachtet, woran das liegt, dann stellt man fest, daß Reuter seine Schilderung in eine Handlung umsetzt, die er unter Anwendung des Kunstgriffs der Personifizierung erzählen kann. Groth sucht differenzierter in Beobachtungen, Gedanken und Empfindungen einer Person einzudringen und dazu gemäße Ausdrucksformen zu finden. Bezeichnenderweise hat er seinem Vertelln "Detelf" in späterer Auflage den Titel gegeben: "Wat en holsteenschen Jung drömt, dacht un beløvt hett, vær, in un na den Krieg 1848"³⁴. Die Schilderung von äußeren und inneren Zuständen, von Verhalten und Gedanken steht für Groth im Zentrum seiner Prosa, für Reuter das Geschehen, das mit der Gebärde mündlichen Erzählens ergriffen wird.

Groth bemüht sich also um eine in der Mundart nicht so übliche Textsorte und einen dementsprechenden funktionalen Stil. Man könnte sagen, er bemühe sich um den Ausbau der Mundart³⁵. Aber das wird von etlichen plattdeutschen Sprachpflegern schon als Sündenfall angesehen. Charakteristisch sind dafür einige Ausführungen in dem schon erwähnten Aufsatz über den nie-

31 GROTH, SW (wie Anm.29) Bd.4, S.55.

32 MENSING (wie Anm.9) Bd.3, Sp.826.

33 MENSING (wie Anm.9) Bd.5, Sp.308.

34 GROTH, GW (wie Anm.28) Bd.3, S.1. (Das Inhaltsverzeichnis S.VII nennt als Jahreszahl der Umarbeitung 1880).

35 Vgl. H. KLOSS, *Abstandssprachen und Ausbausprachen*, in: J. GÜSCHEL – N. NAIL – G. VAN DER ELST (Hrg.), *Zur Theorie des Dialekts* (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte NF., 16), Wiesbaden 1976, S. 301–322.

derdeutschen Stil von Specht und Stempel. Sie gehen da von einem Beispiel aus, in dem – vielleicht noch etwas gesteigert – einige der erwähnten Eigenheiten von Groths plattdeutscher Prosa zu erkennen sind. Der Autor und die Fundstelle des Textes werden übrigens von Specht und Stempel nicht genannt, sei es zur Schonung des Verfassers oder aus Verachtung. Es handelt sich um einen Satz aus Fritz Wischers Vorwort zum Jochen Mähl Gedenkbook:

De em darto Moot maakt un em ok darför en Verleger, Cotta in Stuttgart, besorgt harr, weer de ool Klosterpropst Rochus von Liliencron, de ok en Vörwort darto schreben hett, vun dat wi ok en Deel afdrückt hebbt, um uns Lesers to wiesen, wo hoch düsse Mann, de domals in de literarische Welt so veel gelln dee, dat Book stellt³⁶.

Der Kommentar von Specht und Stempel dazu lautet:

So spricht kein Niederdeutscher, so kann, so darf kein Niederdeutscher schreiben. Und doch hat dies ein niederdeutscher Mann geschrieben. Er war dem hochdeutschen Stil verfallen.

Man sieht: erstes und auffälligstes Kennzeichen des niederdeutschen Stils ist das Nebeneinanderreihen von Hauptsätzen und das spärliche Verwenden der Unterordnung³⁷.

Soweit Specht und Stempel. Sie geben dann Gegenbeispiele. Aber bei diesen ist auffällig, daß es sich durchweg um Zitate aus kurzen Erzählungen handelt. Mit besonderem Nachdruck werden die von Wilhelm Wisser aufgezeichneten Märchen als Muster hervorgehoben. Da wird also im Grunde der Stil einer Textsorte zum Stil einer Sprache stilisiert und zum Maßstab der Echtheit gemacht.

Die vorgeführten Beispiele lassen erkennen: Am Vorkommen aus dem Hochdeutschen stammender Elemente in den niederdeutschen Texten von Groth und Reuter treten charakteristische Probleme des Schriftgebrauchs von Mundart zutage, und zwar dadurch, daß sie von manchen Rezipienten, insbesondere von sprachpflegerisch engagierten, kritisiert (oder auf andere Weise mit Sanktionen belegt) werden³⁸. Als Maßstab dient dabei die

36 F. WISCHER (Hrg.), *Jochen Mähl Gedenkbook*, Garding o.J., S.7; Zitat bei SPECHT – STEMPEL (wie Anm.2) S.99.

37 SPECHT – STEMPEL (wie Anm.2) S.99.

38 "Sprachpfleger" können naturgemäß nur vorkommen, wenn in der betreffenden Sprachgemeinschaft ein bewußtes Normstreben, die Vorstellung einer Idealnorm, vorhanden ist. Ist nur eine Gebrauchsnorm vorhanden, so übernimmt das Verspotten gewisser Spracheigentümlichkeiten durch tonangebende Mitglieder der Sprachgemeinschaft die Regulierung des Gebrauchs. Zu "Idealnorm" und "Gebrauchsnorm" vgl. U. BICHEL, *Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung*, Tübingen 1973, besonders S.202-204.

"Echtheit". Echtheitsurteile werden, so ist festzustellen, vielfach mit großer Selbstgewißheit abgegeben und verteidigt, ohne daß rationale Gründe dafür faßbar werden. Von wissenschaftlicher Seite besteht angesichts dessen die Neigung, solche Echtheitsurteile als irrelevant zu übergehen. Das läßt sich jedoch angesichts der vorgeführten Beispiele nicht gut vertreten. Die Beispiele zeigen: Es geht um konkrete Probleme des Sprachausbaus (Probleme übrigens, wie sie in verwandter Art auch bei jeder Herausbildung eines Sprachstandards aus mündlichem Gebrauch zu beobachten sind). Das Urteil "echt" oder "unecht" ist dabei ein real wirksamer Regulator der Kommunikation. Aber so real dieser Faktor ist, so wenig ist er festzumachen; denn er ist relativ, und zwar nicht nur bezogen auf eine Dimension. Wie die Beispiele zeigen, spielen zum mindesten das zeitliche und räumliche Verhältnis, das Sprachmedium und die Textsorte eine Rolle, daneben zweifellos auch die soziale Komponente. Die unterschiedliche Gewichtung der Komponenten bzw. Dimensionen dürfte der Grund für auseinanderklaffende Echtheitsurteile sein. Der charakteristische Streit, der daraus zu entstehen pflegt, erscheint einem außenstehenden Betrachter zwar manchmal unsinnig. Überflüssig ist er dennoch nicht. Denn in ihm ist der Regelkreis zwischen bewahrenden und neuernden Kräften einer sprachtragenden Gruppe wirksam, ohne den eine Sprachform auf die Dauer nicht existieren kann. Die Toleranzen müssen immer wieder neu abgesteckt werden. Für Mundarten ist dabei das Verhältnis zur "überdachenden" Hochsprache von besonderem Gewicht³⁹ und damit das Verhältnis zu den Funktionen, die die Hochsprache an sich gezogen hat. Auf diesem Hintergrund also ist das teils ähnliche, teils gegensätzliche Verhältnis zur Verarbeitung hochdeutscher Elemente bei Groth und Reuter zu sehen.

39 Vgl. J. GOOSSENS, *Niederdeutsche Sprache. Versuch einer Definition*, in: J. GOOSSENS (Hrg.), *Niederdeutsch. Sprache und Literatur*, Bd.1: *Sprache*, Neumünster 1973, S.9-27, besonders S.11f.

Jürgen H e i n, Münster

FRITZ REUTERS *LÄUSCHEN UN RIMELS*. ANEKDOTISCHES ERZÄHLEN IM REGIONALEN KONTEXT

Im Titel sind bereits die beiden wesentlichen Aspekte - Grenzen oder fruchtbare Möglichkeiten? - des literarischen Schaffens Reuters genannt: der 'Humor' und die regionale Sprachform, wobei zugleich das Problem 'Dialekt als Literatur' und die Frage nach Reuters 'Realismus' angesprochen sind. Die regionale Bindung und zugleich eine die Sprachgrenzen überschreitende Wirkung seines Werkes haben die Forschung in Ost und West zu immer neuen Erklärungsversuchen herausgefordert. Dabei spielt die Frage nach dem Verhältnis zu literarischen Strömungen und Stilen eine Rolle; für unsere Thematik ist es vor allem die nach dem möglichen Einfluß durch Anekdote, Dorfgeschichte und andere Formen des regionalen Schreibens, z.B. auch Schwank und Posse, u.a. auch im Kontext einer 'Provinzialliteraturgeschichte'¹. Die Forderung nach einer Literaturgeschichte der Landschaften ist fast so alt wie die Germanistik selbst (vgl. E. Schmidt 1880, A. Sauer 1907)²; sie muß trotz der verhängnisvollen Entwicklung nach Josef Nadler in Richtung auf eine Literaturgeschichte der Region, in der das Sozialgeschichtliche, das Nationale und Überregionale mitthematisiert sind, neu reflektiert werden. An Reuters *Läuschen un Rimels* könnte ein solcher Ansatz erprobt werden.

Biographisch ist belegt, daß Reuter im Kreis der städtischen Bürger und Honoratioren als Anekdoten-Erzähler beliebt war. Aus diesem Kreis, vor allem wohl aber aus der Lektüre von Zeitschriften, Almanachen usw. empfing er die Anregungen und fand

1 H. C. CHRISTIANSEN, *Fritz Reuter* (Sammlung Metzler, 134), Stuttgart 1975, schreibt: "Aufgabe der Forschung wird es sein, die Gattung Läuschen näher zu bestimmen, inwieweit die Kategorien Anekdote, Witz, Fabel, Schwank, Scherzgedicht, Humoreske und Verserzählung auf die Läuschen angewendet werden können und müssen und welchen Platz Reuter in der Geschichte dieses Genres einnimmt" (S.37). In den einschlägigen Arbeiten zur Anekdote kommt Reuter so gut wie nicht vor; vermutlich wird sein 'Regionalismus' falsch interpretiert. - Nach Abschluß des Vortragsmanuskripts erschien: J. HARTIG, *Von der Kunst volkstümlichen Erzählens, "Läuschen un Rimels" - die Anfänge von Reuters plattdeutscher Dichtung*, in: *Vom Reichtum des Erzählens, Fritz Reuter 1810-1874*, hrsg. von U. BICHEL et al., München Wien 1985, S.12-29.

2 Vgl. V. SCHUPP, *Literaturgeschichtliche Landeskunde?*, Alemannisches Jb. 1973/75, S.272-298.

die Quellen zu seinen *Läuschen un Rimels*, die zunächst im Selbstverlag erschienen³. Töteberg nennt - im Rückgang auf Reuters eigene 'Definition' (s.u.) - "Läuschen (...) drollige, zumeist unwahre Geschichten"⁴. Dies scheint mir im Hinblick auf das Anekdoten-Wesen um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine nicht gerechtfertigte Geringschätzung zu sein, wenngleich Reuter selbst den literarischen Wert seiner Geschichten ebenfalls weniger hoch einschätzte, doch kann dies auch andere Gründe haben (z.B. den der 'Tarnung'). Seine Vorreden zu den vier Auflagen von 1853 bis 1859 weisen in die Richtung eines an der sozialen und regionalen Realität orientierten anekdotischen Erzählens. Häufiger zitiert werden folgende Sätze aus der "Vorrede zur ersten Auflage":

"Meine Gedichte sind nicht wie vornehmer Leute Kinder, mit kleinen Ohren und aristokratischen Händen, geschnürter Taille und zartem Teint in die Welt gesendet worden, die allenthalben rücksichtsvolle Aufnahme finden und sich dafür mit gesetzten, zierlichen Worten bedanken. Nein! sie sind oder sollen sein eine Kongregation kleiner Straßenjungen, die in "roher Gesundheit" lustig übereinander purzeln, unbekümmert um ästhetische Situationen, die fröhlichen Angesichts unter Flachshaaren hervorlachen und sich zuweilen mit der Torheit der Welt einen Scherz erlauben. Der Schauplatz ihrer Lust ist nicht das gebohrte Parkett fürstlicher Salons; nicht der farbenglühende Teppich zierlicher Boudoirs; ihre Welt ist der offene Markt, die staubige Heerstraße des Lebens, dort treiben sie sich umher, jagen und haschen sich, treten ernst umherstolzierenden Leuten auf die Zehen, rufen den heimwärtsziehenden Bauern ein Scherzwort zu, verspotten den Büttel, ziehen dem Herrn Amtmann ein schiefes Maul und vergessen die Mütze vor dem Herrn Pastor zu ziehen. (...) "⁵.

In einem Brief vom 14. Dezember 1857 spricht Reuter von "Schnaken, Schnurren, Dorfgeschichten und Schwänken" (VIII, S.319) und benennt den Spielraum anekdotischen und regionalen Erzählens. In einem Brief vom 10. Dezember 1862 hebt er hervor, Schreibvoraussetzung sei "eine außerordentliche Kenntnis der niederen Klassen, so wie deren Denk- und Sprechweise" (VIII,

3 Vgl. Reuters "Vorreden"; zu den Quellen vgl. Anm.21 und zu den 'Hintergründen': K. BATT, *Fritz Reuter, Leben und Werk*, Rostock 1974, S.156ff.

4 M. TÖTEBERG, *Fritz Reuter in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek bei Hamburg 1978, S.57.

5 *Reuters Werke*. Nach der in Gemeinschaft mit C. BORCHLING und E. BRANDES besorgten Ausgabe neubearbeitet und ergänzt von W. SEELMANN und H. BRÖMSE, Leipzig 1936, Bd.1, S.3f. - Die Briefe werden zitiert nach: FRITZ REUTER, *Gesammelte Werke und Briefe*, hrg. v. K. BATT, Rostock (bzw. Neumünster) 1967, Bd.VIII.

S.409) gewesen. Kurt Batt, Lotte Foerste u.a. haben Grundlagen, Intentionen und Wirkungen der *Läuschen un Rimels* beschrieben; hier sei zusammenfassend Töteberg zitiert: "Gelacht wird aus Schadenfreude, und verschont wird in dieser Sammlung niemand, keine soziale Gruppe und kein Stand: der Dorfschulze und der Adlige werden ebenso dem Gespött ausgeliefert wie der einfältige Bauer oder Tagelöhner", und: "Die Summe aller Läuschen ergibt keine irgendwie geartete Tendenz", was zu überprüfen wäre, schließlich: "Detaillierte Quellenforschungen haben erwiesen, daß kaum ein einziges Läuschen Reuters Phantasie entsprungen ist; seine literarische Leistung besteht allein in der Umarbeitung vorgefundener Stoffe"⁶. Dies ist aber z.T. auch bei Johann Peter Hebel, Heinrich von Kleist und anderen Anekdoten-Erzählern so gewesen. Reuter gehört in den Kontext der volkstümlichen wie der literarischen Anekdote. Das Regionale dokumentiert sich dabei stofflich, intentional und sprachlich. Ein kurzer Blick auf das Wesen anekdotischen Erzählens soll auf einige Merkmale aufmerksam machen⁷.

Trotz Definitionsschwierigkeiten haben sich einige wiederkehrende Kriterien anekdotischen Erzählens herausgestellt: die abgegrenzte Begebenheit, ein kleines Ereignis von besonderer Wirkkraft; die soziale und geschichtliche Dimension, mitunter der historische Augenblick; die Charakteristik einer - meist bekannten - Persönlichkeit; eine zugespitzt, pointiert oder dramatisch gestaltete Handlung; meist eine witzige oder humoristische Erzählstruktur; der Zeit- und Publikumsbezug und die menschliche, schicksalhafte, nicht selten politische Bedeutung.

Von daher läßt sich das Anekdotische zunächst als eine besondere Weise des Erzählerbezugs zur darstellenden Begebenheit und zum Leser beschreiben. Charakteristisch ist das mündliche Erzählen, weshalb die mündlich erzählte Anekdote vielfach als 'Urform' überhaupt gilt. Sie entsteht im lebendigen Kontakt mit einem Publikum, dem der Erzähler ein miterlebtes oder gehörtes Ereignis wirkungsvoll darstellt. Ähnlich wie das Theaterstück zur vollen Wirkung erst durch die Bühnendarstellung vor Zuschauern kommt, gelangt die Anekdote erst durch die mündliche Erzählsituation oder wenigstens als mündlich angelegte (wie in den Volkskalendern oder bei Hebel, Berthold Auerbach und eben auch bei Reuter) zur vollkommenen Geltung. Dabei erweist sich nicht nur die Textqualität der Anekdote, sondern vor allem auch die Kunst des Anekdotenerzählens. Mancher Text, der vor den Kriterien literarischer Wertung nicht standhält, gewinnt erst

6 TÖTEBERG (wie Anm.4), S.76; vgl. BATT (wie Anm.3) und LOTTE FOERSTE, *Plattdeutsche Erzähler des 19. Jahrhunderts*, Neumünster 1977, bes. S.13ff.

7 Vgl. J. HEIN (Hrg.), *Deutsche Anekdoten*, Stuttgart 1976, S.353ff.

durch das Erzählen Bedeutung. Die dialektale Sprachform schafft hierbei z.T. eine eigene 'Qualität'⁸. Das Erzählen der Anekdote ist dann gelungen, wenn sich Erzähler und Publikum in der 'Bedeutung' des erzählten Falles einig sind.

Der historische Gehalt einer Anekdote ist meist ebenso schwer zu bestimmen wie der einer Sage; Poesie und Geschichte stehen in einer eigentümlichen Wechselwirkung. Historischer Gehalt und politische Dimension, selbst noch in trivialisierten Formen, z.B. in der Klatsch- und Politikeranekdote unserer Tage durchscheinend, lassen Anekdoten vielfach zu Spiegelbildern der wichtigsten gesellschaftlichen Umstände einer Zeit werden. Die Anekdote bringt erzählhafte Einstellungen zur Wirklichkeit, sei es in heiterer Übereinstimmung, kritischer Zuspitzung oder ernsthaft-sachlicher Auseinandersetzung. Erzählen als eine Möglichkeit der Bewältigung von 'Geschichte' bewährt sich in der Anekdote. Von daher ist es problematisch, die 'dichterische' Anekdote streng von anderen Formen vorliterarisch-alltäglicher, biographischer oder publizistischer Art zu unterscheiden.

Zusammengefaßt ergibt sich: Die Anekdote ist eine durch gesellschaftliche Erzählsituation entstandene und vermittelte Kurzform (meist in Prosa), die ein historisch wahres oder mögliches, menschlich bedeutsames Ereignis (soziale Lage oder Situation betreffend) in einer pointierenden Weise erzählt, wobei sich Stoff, Form und Sprache entsprechen. Ihre Funktionen reichen von der rein geselligen Unterhaltung über das erzählende Informieren und Belehren (Charakter- und Zeitbilder) bis zur symbolischen oder kritischen Darstellung einer den Menschen, die Geschichte, die Gesellschaft charakterisierenden Situation. Ihre besondere Wirkung beruht auf der Verbindung von "Faktizität" und "Repräsentanz" des Geschehens sowie auf der "Kürze" und der Haltung der "Nachdenklichkeit" im Erzählen⁹. - Der Dialekt mit seinen verschiedenen Funktionen (authentisch, realistisch, prägnant; mündliche Erzählsituation, komisch-derbe Zuspitzung usw.) kann die komisch-kritische Perspektive anekdotischen Erzählens unterstützen.

Der Schwank-Tradition nicht unähnlich, ist in Reuters *Läuschen* nicht selten eine Parteinahme für den überlegenen, sozial aber meist unterprivilegierten 'kleinen Mann' spürbar, dessen Witz sich gegen die Mächtigen behauptet. Nicht zu Unrecht hat Lotte Foerste die *Läuschen un Rimels* als "Lebensboden der Reuterschen Kunstentfaltung" bezeichnet¹⁰.

8 Vgl. J. HEIN, *Ist Dialektliteratur Literatur? Zur literarischen Qualität der Dialektdichtung*, in: A. KLEIN et al. (Hrg.), *Dichten im Dialekt*, Marburg 1985, S.29-57.

9 Vgl. H.P. NEUREUTER, *Zur Theorie der Anekdote*, Jb. d. freien dt. Hochstifts 1973, S.463ff. und H. GROTHE, *Anekdote* (Sammlung Metzler, 101), Stuttgart 2 1984.

10 FOERSTE (wie Anm.6) S.13.

Zur Charakteristik des Regionalen in Sprache, Thematik und Intention ist der Blick auf die Auseinandersetzung zwischen Klaus Groth und Reuter wichtig. Reuter strebte keine aus romantischem Geist kommende Erneuerung des Dialekts an, sondern orientierte sich am "kleinbürgerlichen Leben" (vgl. Briefe, VIII, S.373). Die auf diesem Hintergrund verständliche Polemik zwischen Groth und Reuter ist bekannt, ebenso Robert Prutz' Charakteristik im *Deutschen Museum* (1857), der Reuter als "gesunden Volksdichter" bezeichnete, der plattdeutsch denke und schreibe: "In mancher Hinsicht ließe sich sogar behaupten, die Reuter'schen Poesien seien für Sprache und Denkweise unserer plattdeutschen Bevölkerung charakteristischer als selbst diejenigen von Klaus Groth"¹¹, Groth dagegen bestreitet Reuters Leistung auf dem Felde der Volkspoesie; ich zitierte aus dem 25. Brief der "Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch":

"(...) Das wäre die Blüte des Volkslebens? das seine Poesie, die man ihm absieht und ihm wiederbringt? Nein, das heißt alles in den Qualm und Wust der Bierstube hinab- und hineinziehen, wo man sich in der schluderigsten Sprechweise Vademekumsanekdoten erzählt. Da ist alles gleich, nämlich alles gemein, Bürger und Adel, hoch und niedrig. (...) Poesie kann man sich nicht geben, also auch nicht verlangen, aber Roheit ist eine Sünde für einen Volksschriftsteller. (...) Wer in den "Läuschen un Rimels" die Natur Mecklenburgs und seiner Bewohner sucht, der wird staunen über einen Augiasstall von Grobheit und Plumpheit."¹²

Solche Wertungen im Kontext des Vorwurfs der "Gemeinheit" finden wir im Vormärz und im Nachmärz auch gegenüber anderen Autoren, denen 'Volkstümlichkeit' abgesprochen wird, z.B. Nestroy, auf den wir im Zusammenhang mit einer *Läuschen*-Quelle noch zurückkommen. Reuter hat 1858 in seiner "Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat" solche Kritik widerlegt, Groth selbst 'Fehler' und Verstöße nachgewiesen sowie dessen Realitätsbezug als "aus sentimentalem Nebel seiner selbstgeschaffenen Volksauffassung" stammend (XI, S.258) kritisiert. Insbesondere zu dem Vorwurf der "Gemeinheit" meint er:

"Sollte es bedeuten: der Stoff ist dem gemeinen Leben entnommen, so wäre ich ganz zufrieden; aber einer so billigen Auslegung darf ich nicht Raum geben (...). (Groth zeigt),

11 Zitiert nach: A. HÜCKSTÄDT (Hrg.), *Fritz Reuter im Urteil der Literaturkritik seiner Zeit, Rezensionen und Betrachtungen über die Werke und zur Persönlichkeit Fritz Reuters*, Rostock 1983, S.79.

12 K. GROTH, *Über Sprache und Dichtung. Kritische Schriften* (Sämtliche Werke, Bd.VI), Heide 1981, S.132.

daß er das Wort in der möglichst schlechten Bedeutung verstanden haben will. Er spricht von plumpen, unwissenden, schmutzigen, schlaun Figuren, von gemeinsten Unschicklichkeiten, von Tölpeln und von Spitzbuben, die ich vorgeführt habe." (XI, S.255)

Er stellt dann die Frage, was 'gemeiner' sei, die Darstellung eines Bauern, dem der Kaffee neu ist und der ihn eimerweise (wie bei Groth) oder teelöffelweise (wie in Reuters *Läuschen* I, 24) trinke. Und zu dem Vorwurf der Vademekumsanekdoten kontert er: "es kommt am Ende nicht darauf an, wie er sie nennt, sondern wie ich sie erzähle. Ich habe diesen bescheidenen Anekdoten einen bescheidenen Titel an die Stirne gesetzt: 'Läuschen un Rimels', was ungefähr im Hochdeutschen 'Anekdoten und Reimereien' heißen möchte. Ich habe dem Publikum nicht viel versprochen und will wünschen, daß ich in dem Wenigen Wort gehalten habe (...)" (XI, S.260f.), Reuter schließt den die *Läuschen un Rimels* betreffenden Teil seiner "Abweisung" mit der Bemerkung, in den *Läuschen un Rimels* würde man später einmal "mehr Fingerzeige zu einer richtigen Beurteilung unseres jetzigen plattdeutschen Volkslebens und unserer Volkssprache finden, als in dem ganzen Quickborn" (XI, S.261). Die Auseinandersetzung um die 'wahre' Volkspoesie ist zugleich eine um das Problem regionaler Literatur und nur auf dem sozialgeschichtlichen Hintergrund verständlich. Es geht nicht um eine innerästhetische Diskussion, d.h. weniger um die ästhetische Kanonisierung des 'niederer Stils', als um eine Schreibweise, die an der sozialen und politischen Wirklichkeit Mecklenburgs orientiert ist. "Kernpunkt des Streites" ist, wie Batt festgestellt hat, ein "unterschiedlich gefaßter Volksbegriff", der auf der ökonomisch-politischen Sonderentwicklung einzelner deutscher Staaten gründet und das regionale Schreiben förderte¹³. Reuter hat sich in einem Brief an Julian Schmidt vom 20. März 1861 mit der "Einschränkung der plattdeutschen Literatur auf Stoffe des kleinbürgerlichen Lebens" (VIII, S.373) einverstanden erklärt. Nach Batt übernimmt Reuter die - auch sprachliche - Perspektive des 'Kleinen Mannes'; der Dialekt sei sprachliches Korrelat seiner Denk- und Empfindungsweise, aber es finde keine "platte und glatte Identifizierung mit dem durchschnittlichen Mundartsprecher" statt, sondern es gehe "um eine dialektisch vermittelte Beziehung, bei der Elemente der bürgerlichen Bildung, die er genossen hatte, ins Naive zurückverwandelt wurden", was auch Auswirkungen auf Erzählstandpunkt und Erzählperspektive hatte¹⁴.

13 BATT (wie Anm.3) S.218.

14 BATT (wie Anm.3) S.229ff.

Mit der Identifizierung mit den Mundartsprechern entstand die Gefahr des 'Provinzialismus', vor allem wenn der Standpunkt des Autors 'provinziell' wird; die Eingrenzung auf Themen und Sprache ist weniger damit gemeint. Batt meint, soweit in Reuters Werk provinzielle Züge hervorträten, lägen dem "gänzlich andere Ursachen" zugrunde als etwa bei Groth: "Es kann nicht übersehen werden, daß sich der Dialektdichter Reuter durch seine Identifizierung mit den Mundartsprechern nicht nur sozial, sondern auch intellektuell von dem 'Oben' abzusetzen suchte"; Batt führt weiter aus, dabei das Problem 'Dialekt als Literatursprache' akzentuierend:

"Die Mundart, die auf Grund der sozialen Stellung ihrer Träger nicht in der Lage war, die technisch-kulturelle Entwicklung der Gesellschaft im gleichen Maß zu adaptieren wie die Hochsprache, muß als Literatursprache gerade dort gelegen kommen, wo ein geringer Grad von Abstraktion angestrebt wird, wo das Leben unter einem empirisch-praktizistischen Gesichtspunkt gesehen wird und der sogenannte gesunde Menschenverstand zur Richtschnur alles Tuns und Denkens genommen wird. - Gerade hier aber, in der Nichtachtung der Bildung als Lebensfaktor, in der Orientierung am häuslichen Herd statt an der 'großen Welt', lagen für Reuter die Gefahren der Provinzialisierung."¹⁵

Andere DDR-Forscher gehen so weit, in den *Läuschen un Rimels* eine "durch derbe Komik getarnte Opposition" (Gerentz) und in der kommunikativ begrenzten Sprachform des Dialekts ein "demokratisches Medium" (Geerdts) zu sehen¹⁶. Behutsamer hat Batt die Besonderheiten des Reuterschen Regionalismus hervorgehoben; kaum irgendwo werde "das Landschaftliche so vernehmlich wie bei ihm. Nirgendwo sind die Figuren so fest an eine bestimmte, unverwechselbare Lebensform gekettet", die durch die Rückständigkeit der Adelsgesellschaft und Ständeverfassung gekennzeichnet ist; nirgendwo anders konnte "der Anachronismus der deutschen Zustände so exemplarisch und kritisch dargestellt werden wie in Mecklenburg", so sei das spezifisch Mecklenburgische Reuters Darstellungsgegenstand und zugleich sein Darstellungsmedium gewesen¹⁷. Das Eingebundensein ins Provinzielle und zugleich die kritische Distanz zu ihm teilt Reuter mit einigen Dorfgeschichten-Autoren - vor allem des Vormärz -, z.B. mit Berthold Auerbach, dem später Rückfall in

15 BATT (wie Anm.3) S.232.

16 Vgl. Fritz Reuter, *Eine Festschrift zum 150. Geburtstag*, hrsg. vom Reuter-Komitee der Deutschen Demokratischen Republik, Rostock 1960, S.34 und 19.

17 BATT (wie Anm.3) S.8 und 14.

Sentimentalität und Verrat an der 'Sache des Volkes' vorgeworfen wurde. Hierauf kann ich in diesem Zusammenhang nicht weiter eingehen¹⁸.

Auch Reuters *Läuschen un Rimels* sind insgesamt durchaus humoristisch-idyllische und satirisch-kritische Bilder regionalen Lebens zugleich. Ihr 'Provinzialismus' bedeutet aber nicht 'Mittelmäßigkeit und Zurückgebliebenheit', sondern artikuliert das kulturelle und sozioökonomische Gefälle zwischen Hauptstadt und Region, aus dem heraus mit dem literarischen Regionalismus ein literarisches 'Gegenprogramm' gegen eine alles gleichschaltende und gleichmachende Nationalliteratur entwickelt wird, das seinen Niederschlag im konkreten, durchaus detailrealistischen Beschreiben regionaler Lebensformen und in der literarischen Formierung von 'Heimat' findet¹⁹. Batt charakterisiert Reuters Leistung auf diesem Hintergrund so: "Obgleich sich auch in Mecklenburg innerhalb der Feudalordnung bürgerliches Leben entwickelt hatte, erlaubte doch der Sonderfall dieses Landes dem Dichter noch ein letztes Mal, eine Gesellschaft ohne bürgerlichen Zivilisationsanstrich, ohne all die komplizierten Vermittlungen und Mystifizierungen, wie sie der Kapitalismus hervorbringt, literarisch vorzustellen. Wie auch umgekehrt diese Verhältnisse einen naiven, naturwüchsigen Schriftsteller wie Reuter besonders begünstigten"²⁰. Davon sind die *Läuschen un Rimels* geprägt; einerseits sich dem kleinbürgerlichen Geschmack anpassend, sind die Anekdoten dennoch nicht rein unterhaltend, sondern enthalten 'verpackte' Kritik, und es drängt sich der Vergleich mit Autoren auf, die unter ähnlichen Produktions- bzw. Kommunikationsbedingungen arbeiteten, z.B. Adolf Glaßbrenner und Johann Nestroy.

Reuters Bearbeitungskunst kann auf dem Hintergrund der bekannten Quellen zu den *Läuschen un Rimels* genau verfolgt wer-

18 Vgl. U. BAUR, *Dorfgeschichte, Zur Entstehung und gesellschaftlichen Funktion einer literarischen Gattung im Vormärz*, München 1978; J. HEIN, *Dorfgeschichte* (Sammlung Metzler, 145), Stuttgart 1976; B. AUERBACH, *Schwarzwälder Dorfgeschichten*, hrsg. v. J. HEIN, Stuttgart 1984, Nachwort.

19 Vgl. BATT (wie Anm.3), seinen Aufsatz *Die Beziehungen von Sprachgestalt und Erzählhaltung in Fritz Reuters Prosawerken*, in: *Reuter-Festschrift* (wie Anm.16) S.130-145; zum 'Regionalismus' und zur 'Heimatliteratur' vgl.: Ina Maria GREVERUS, *Der territoriale Mensch, Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*, Frankfurt/M. 1972; DIES., *Auf der Suche nach Heimat*, München 1979; J. HEIN, *Heimat in der Literatur und Heimatliteratur*, in: J. BILLEN (Hrg.), *Identität und Entfremdung*, Bochum 1979, S.119-142; N. MECKLENBURG, *Erzählte Provinz, Regionalismus und Moderne im Roman*, Königstein/Ts. 1982; K. ROSSBACHER, *Heimatkunstabewegung und Heimatroman, Zu einer Literatursoziologie der Jahrhundertwende*, Stuttgart 1975.

20 BATT (wie Anm.3) S.18f.

den²¹. Ich greife hier *De Wedd* (I, 18) heraus, die Batt "harmlos, aber sehr publikumswirksam" nennt²². Reuter arbeitet - z.T. anders als in den bekannten Vorlagen - mit einer zweiten Pointe, der Einführung der Arztgeschichte. Ich möchte hier noch auf eine mögliche andere Quelle dieser Wanderanekdote hinweisen und Unterschiede in der episch-schwankhaften bzw. possenhaft-dramatischen Bearbeitung herausstellen. Es handelt sich um die am 28. Dezember 1843 in Moritz Gottlieb Saphirs Zeitschrift *Der Humorist* in Wien unter der Rubrik "Der Neuigkeitsplauderer" erschienene Anekdote *Die gewonnene und doch verlorene Wette*, die Nestroy zu einem Einakter mit dem Titel *Hinüber - Herüber* (1844) verarbeitete²³.

Der einleitende Satz dieser Anekdote ("Die neuesten Zeitungen aus New York erzählen von einer Wette, die ein dortiger, wegen seiner Wetsucht und seiner vortrefflichen Austern allgemein bekannter Wirth kürzlich gewonnen und doch verloren haben soll.") weist möglicherweise auf Reuters Vorlage, das Gedicht *The old clock* des Amerikaners James Nack²⁴. - Reuter setzt die Akzente etwas anders; er wählt einen stärker anekdotischen Erzähleinstieg und läßt die Frau des Bäckers Swenn in dem Moment den Arzt holen, in dem Swenn seine Wette für gewonnen glaubt und für verrückt gehalten wird. Der zweite Erzählstrang wird durch sechs hochdeutsche Verszeilen eingeleitet und gibt der Geschichte einen neuen, schwankhaften Impuls. Das Wort "Wette" aus dem Mund des Bäckers führt immer wieder zur Androhung, man werde erneut den Doktor holen und 'starke Mittel' anwenden. Zu diesen gehören unter anderem Blutegel und Klistier; vielleicht gründet Groths Gemeinheits-Vorwurf in diesen Motiven. Zum Schluß wird aus der schwankhaften Erzählung noch ein

21 Vgl. u.a. Chr. KRUGER, *Quellenforschungen zu Fritz Reuters Dichtungen und Leben*, Nd.Jb. 38 (1912) 65-80; W. SEELMANN, *Die Entstehung von Reuters Läuschen*, Nd.Jb. 29 (1903) 44-59 sowie dessen Kommentar in der *Reuter-Ausgabe* (wie Anm.4).

22 BATT (wie Anm.3) S.122.

23 Den Text bringt: J. NESTROY, Stücke 21, *Hinüber - Herüber, Der Zerrissene*, hrg. v. J. HEIN, Wien München 1985 (Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe), S.213f.

24 Vgl. K. ELZE, *Englischer Liederschatz aus britischen und amerikanischen Dichtern*, Halle 1869, S.448-453, Übersetzung in: G. HALLER (Hrg.), *Bibliothek humoristischer Dichtungen*, Bd.V, 2. Sammlung, Halle 1868, S. 118-122 (dort mit Hinweis auf Reuters *De Wedd*); vgl. auch Seelmanns Kommentar, der sich mit der Vorlagen-Frage auseinandersetzt. - Vgl. auch F. MARRYAT (Hrg.), *Reisen und Abenteuer des Monsieur Violet in Californien, Sonora und im westlichen Texas. Aus dem Englischen von A. ZOLLER*, Stuttgart 1844 (4. bis letzter Teil, Kap. 5) S.62-68; die Erzählung beginnt: "Alle Austernliebhaber in New York kennen gar wohl den jovialsten Schenkenwirth der Welt (...)", dessen Wettleidenschaft gedämpft wurde. Parallelen zur mitgeteilten Anekdote aus *Der Humorist* sind unverkennbar. - HARTIG (wie Anm.1) S.23f., bringt keine Klärung der Vorlagen-Frage.

Besserungsstück' mit 'Lehre': Verrückt war Swenn nicht, aber dumm! Die Schlußzeilen fassen dies unter Hinweis auf die doppelte 'Kurierung' des Bäckers zusammen:

Ik glöw binah, dat is dat Best;
 Ik segg hir weder in dat Bedd,
 Noch oewerall wat von min Wedd;
 Ik glöw, ik swig man ganz un gor.
 Dat Geld is weg, de Schimp is dor.
 Sei heww'n mi doch tau arg traktiert,
 Von't Wedden bün ik nu kuriert!

Unter Verzicht auf das Doktor-Motiv strukturiert Nestroy die Handlung anders. Er führt als neues Motiv eine Liebesgeschichte zwischen der Tochter des Wirts und dem Kellner ein, der - zunächst nicht als Schwiegersohn akzeptiert, weil die Tochter den Amtmann heiraten soll - am Ende die Gauner faßt, das Geld zurückbringt und zur Belohnung die Tochter bekommt, während der Wirt am liebsten seinen Kopf abnähme, ihn vor sich hinstellte, damit dieser dann bis zum anderen Tag "Hinüber - Herüber" wiederholte. Reuter läßt sein 'Opfer' sich stärker blamieren; der Verlust des Geldes ist die gerechte Strafe für Swenns Dummheit. Der Verzicht auf eine 'ausgleichende' Gerechtigkeit unterstreicht die Perspektive von 'unten'.

Das schwankhafte und anekdotische Erzählen in den *Läuschen un Rimels* nimmt immer von lokaler Situation oder regionaler Perspektive seinen Ausgang. Der Wechsel zwischen Dialekt und Hochsprache oder auch Missingsch-Formen deutet zugleich Erzählperspektivenwechsel an, wobei der Dialekt die 'Oberhand' behält. In vielen Läuschen nennt Reuter Namen und Orte, die seinen Geschichten Authentizität verleihen sollen, was im übrigen anekdotischer Tradition entspricht. Als Beispiele für den Zusammenhang anekdotischer und regionaler Elemente seien *De Observanz* (I, 1) und *De Bullenwisch* (I, 5) genannt. Satirische Reaktion gegen Formen der Unterdrückung finden wir in *Rindfleisch un Plummen* (I, 16) oder *De blinne Schausterjung* (I, 42). Andere Erzählungen entlarven Dummheit und Einfältigkeit, auch aus 'Bildung', falscher Bildung und Verbildung: *De Pirdhandel* (I, 4), *Dat Koffedrinken* (I, 24), *En gaud Geschäft* (II, 2) oder *Hei is woll klauk* (II, 64). Zu den eher schwankhaften Formen gehört u.a. *De Sokratische Method* (II, 56); nicht selten wird der Gegensatz zwischen Stadt und Land ausgespielt - ein Topos regionalen Erzählens -, z.B. in *Dor hest eins!* (I, 27), *Dat Joormark* (I, 38), *De Börgers bi Regenweder* mit einem Seitenstück *De Buren bi Regenweder* (II, 4 und 5). Spitzen gegen den Adel, wie in *Dat Riemels* (I, 67), *Mudder hett ümmer Recht* (I, 55), sind ebenso aufschlußreich wie das Festhalten an der ländlichen Perspektive, wie in *Wat dedst du, wenn du König wirst* (I, 57). Die eingangs herausgestellten Elemente anekdotischen Erzählens

dienen dabei der Profilierung der regionalen Perspektive ebenso wie der Dialekt, der prägnant und pointiert die Sehweise der 'kleinen Leute'.

Zeitgenössische Stimmen bestätigen, daß die von Reuter intendierte Wirkung der *Läuschen un Rimels* auch erreicht wurde²⁵. In der Rostocker Zeitung vom 8. Dezember 1853 ist zu lesen, Reuter treffe "Lebenskreise und Weltanschauungen des 'gemeinen Volkes', wie ein neugebackener Junker sich ausdrücken würde"; die Mecklenburgische Zeitung schreibt am 12. Dezember 1853, die Sammlung werde "zu einem treffenden Spiegelbilde unseres Volkslebens"; Prutz nennt in dem bereits erwähnten Artikel in *Deutsches Museum* (1857) die "Muse" Reuters "eine derbe Landmagd, etwas vierschrötig, aber kerngesund, mit prallen Gliedern, die schalkhaft verschmitzten Augen keck im Kreise umherwerfend und jeden Augenblick zu lustiger Rede und Gegenrede bereit"; Gustav Freytag bescheinigt 1874 Reuter "ächt deutschen Humor", der ans "Possenhafte" streife, aber nicht der "Grazie" entbehre. - Arnold Hückstädt hat aus den zeitgenössischen Stimmen zusammengefaßt, was die *Läuschen un Rimels* auszeichnet: "Optimusmus, Frische, Verwurzeltheit im Volke und in der Wirklichkeit, Lebenswahrheit und Abneigung gegen alles Aristokratische und Vornehme" bis zu einem "antifeudalen Gestus"²⁶. Dieser entspricht sowohl einer bestimmten Form anekdotischen Erzählens, das auf kritische Darstellung der Realität zielt, dabei den 'Angriff' in schwankhafte Komik verpackt, als auch Erzähltraditionen regionalistischer Literatur.

25 Die folgenden Zitate nach HUCKSTÄDT (wie Anm.11).

26 HUCKSTÄDT (wie Anm.11) S.15.

Arnold H ü c k s t ä d t, Stavenhagen

DIE STROMTID UND IHR DICHTER IM URTEIL DER ZEITEN

Die Literaturwissenschaft richtet schon seit einer Reihe von Jahren ihr Interesse nicht mehr nur darauf zu erkunden, wie sich das Werden des Autors vollzog und unter welchen historischen und sozialen Voraussetzungen er seine Werke schaffen konnte. Immer häufiger fragt sie auch nach den Wirkungen, die von seinen Büchern ausgehen bzw. ausgegangen sind. Sie untersucht all jene Einflüsse, Vorgänge und Folgen, die Literatur nun einmal ausübt und verursacht, sofern sie auf ihrem Weg zum Leser erfolgreich vorankommt. Zwischen Werk und Leser zu vermitteln, sie in eine schöpferische kommunikative Beziehung zueinander zu bringen, ist Anliegen der Literaturgesellschaft und ihrer Einrichtungen. Eines der wichtigsten Instrumente, die Text-Leser-Beziehung herbeiführen zu helfen, ist die Literaturkritik.

Die literaturkritischen Dokumente, die der *Stromtid* und ihrem Dichter gewidmet und für die nachfolgende Betrachtung ausgewählt worden sind, entstammen dem Zeitraum von 1863 bis 1946. Die Analyse der Rezensionen macht sichtbar, von welchen ästhetischen und ideologischen Normen aus Reuter und sein Hauptwerk interpretiert werden. Die Auswertung des literaturkritischen Materials läßt auch erkennen, welchen übergreifenden literaturprogramatischen Konzeptionen und weltanschaulich-politischen Richtungen die Kritiker und ihre Reuterdeutungen zugehören. Der hier zu beschreibende Bogen reicht vom bürgerlichen Liberalismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Nationalismus der wilhelminischen Mittelära, vom Volkhaften der stammesgebundenen Heimatdichtung um 1900 zum Völkischen der überregionalen Plattdeutschtümelei der zwanziger Jahre, von der Blut- und Bodenliteratur zum militanten Nazischrifttum, von den demokratischen Kulturbemühungen der deutschen Arbeiterbewegung zwischen 1874 und 1910 zur antifaschistisch-demokratischen Kulturrevolution nach 1945.

Doch wie begann sie, die Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte von Reuters *Ut mine Stromtid*? - Mit der literarisch gestalteten Rückschau auf vergangene Zeiten und große nationale Traditionen, mit den realistisch geformten Bildern des Erinnerns an eigenes Erleben, beispielsweise in preußischen Festungen oder mecklenburgischen Gutsdörfern, hatte Fritz Reuter Ende der fünfziger Anfang der sechziger Jahre einen neuen, äußerst produktiven Erzählanatz gefunden. Er sah und kommentierte das so: "Ich

arbeite jetzt humoristische Prosa"¹, "zu welcher Darstellungsweise ich nach Maßgabe der 'Ollen Kamellen' die meiste Anlage zu haben scheine"². Sehr bald bestätigten ihm Leser und Kritiker die Richtigkeit seiner Vermutung und reagierten günstig. Klaus Groth anerkannte: "Dieser talentvolle Mann hat hier plötzlich seinen Gegenstand gefunden"³, und Dr. Guido Weiß bezeugte in der von ihm redigierten *Berliner Reform* am 22. Dezember 1865, daß der *Stromtid*-Autor "die Werke der Prosa in hastig steigender Vollendung" geschaffen habe. Ob gar die Ungeduld des Publikums, das auf die Fortsetzung und Vollendung des mehrteiligen Romans wartete, den Schreibprozeß beschleunigt hat? Immerhin teilte Reuter seinem Verleger mit: "Fast täglich erhalte ich dringende Aufforderungen, das Buch zu Ende zu führen, was etwas lästig wird"⁴. Als es dann aber geschafft war, schrieb er erleichtert und stolz zugleich seinem Freunde Fritz Peters: "Du glaubst nicht, wie ich von allen Seiten Deutschlands darum gequält worden bin"⁵.

Aus nahezu allen Teilen des deutschen Sprachraumes erreichten ihn dann auch begeisterte Leserzuschriften und anerkennende Wortmeldungen der Kritik. Die wohl besonnenste Stimme, die sich innerhalb der euphorischen Beifallsbekundungen für Reuter und die *Stromtid* vernehmen ließ, erhob der mit Reuter befreundete Schriftsteller und Journalist Ludwig Walesrode. Er tat das in der *Gartenlaube* des Jahres 1864. Sein Beitrag verwies auf Aspekte, mit denen er auch die sozialen Dimensionen freilegte, die dem Humor Reuters, insbesondere dem der *Stromtid*, eigen sind. Dazu führte er aus: "Wir aber wollen an Fritz Reuter nicht bloß den ihm innewohnenden Humor des Poeten, sondern auch den Humor der weltrichtenden Geschichte verehren, der sich an ihm offenbart. Man nenne den Namen Fritz Reuters neben dem Namen eines Grafen Hahn, eines Ritters Nußbaum von Zieselsdorf, eines Prügelblanck und was unter dem Zeichen des dreiviertelzölligen und anderthalbelligen Stockes wahlverwandt dahin gehört; man vergleiche das Mecklenburg des Junkerthums mit dem Mecklenburg des Volkes, wie es gemütsinnig und charaktertreu in Fritz Reuters Schriften sich darstellt, und man wird mich

-
- 1 Brief Reuters an D.C. Hinstorff, vom 4.3.1859. - In: Fritz-Reuter-Literaturmuseum Stavenhagen, Inv.Nr.V33/R⁴ 6-7.
 - 2 Brief Reuters an Tack, vom 17.2.1861. - In: *Fritz Reuters Leben in seinen Briefen*, hrg. v. O. WELTZIEN, Leipzig o.J. [1913], S.438.
 - 3 K. GROTH, *Fritz Reuter. Olle Kamellen*, Altonaer Mercur, Nr. 304, vom 25.12.1859.
 - 4 Brief Reuters an D.C. Hinstorff, vom 25.2.1864. - In: *Briefe Fritz Reuters an seinen Verleger Dethloff Carl Hinstorff*, hrg. v. A. HÜCKSTADT, Rostock 1971, S.53.
 - 5 Brief Reuters an Fritz Peters, vom 25.7.1864. - In: *Gesammelte Werke und Briefe*, Rostock 1967, Bd.8, S.492.

verstehen ..., daß es noch ein anderes Mecklenburg als das der Junker gibt, welches der Achtung, der Theilnahme, ja der Liebe des Gesamtaterlandes werth ist, schon um des Dichters willen. Mecklenburg verdankt seine Ehrenrettung dem Humor Fritz Reuters! - Wie hoch über dem erbarmungswürdigen Junkerthume steht der Poet, der keine Ahnung davon hat, daß er mit seiner Feder eine geschichtliche Mission erfüllt! ... Aber gerade dieser harmlos menschliche Humor strafft, als spräche er in den zürnenden Flammenworten der Propheten des alten Bundes, diejenigen, die durch den Mißbrauch anmaßender Gewalt ihr Vaterland und ihr Volk schänden und dem Spotte der Welt preisgeben. Aus dem tiefen Grunde der Reuterschen Dichtungen taucht die Nemesis der Geschichte auf, die ... im mecklenburgischen Platt ihr vernichtendes Urtheil spricht, Und das ist auch Humor!"⁶

Unter dem Eindruck dieser und vieler weiterer Beipflichtungen zur *Stromtid* schrieb Reuter seinem ehemaligen Parchimer Lehrer und väterlichen Freund Heinrich Gesellius Mitte November 1864: "Rezensionen regnet es von allen Seiten, und nicht eine einzige ungünstige ist mir zu Gesicht gekommen. - Wie ich jedoch höre, soll der Norddeutsche Correspondent eine solche erlassen haben. Kannst Du mir dieselbe vielleicht verschaffen? Doch war das zu erwarten und ist mir sehr lieb, weil es mir ein Beweis ist, daß ich auf rechten Wegen bin"⁷.

Es ist so verwunderlich nicht, wenn mecklenburgische Journale gegenüber der *Stromtid* eine reservierte, vorsichtig abwägende, z.T. sogar ablehnende Haltung einnahmen. Immerhin bewegt sich dieses Buch rein im mecklenburgischen Rahmen, aus dem die unseligen sozialen Tagelöhnerverhältnisse noch nicht gewichen waren. Spätestens seit *Kein Hüsung* war man aber gewarnt, wenn Reuter Probleme der Heimat zum Gegenstand seiner Dichtung wählte. Der *Norddeutsche Correspondent* also, ein den Interessen der eingesessenen Junker verpflichtetes Blatt, konstatierte vorweg: "Diejenigen irren sehr, welche wähnen, daß die demokratische Färbung, welche man in seinen Dichtungen wittert und aufspürt, der Grund der allgemeinen Anerkennung und Huldigung sei. Die solches behaupten, sind die kleinen verfahrenen Geister"⁸.

Nach dieser antidemokratischen Vorbemerkung setzte das Blatt seine Reuterkritik fort: "Wir müssen uns ... in Betreff der hier besprochenen Reuterschen Schrift 'Ut de Stromtid' die Bemerkung erlauben, daß der Herr Verfasser darin frühere Leistungen nicht

6 L. WALESRODE, *Federzeichnungen aus Thüringen. Erstes Blatt. Mecklenburg in Thüringen*, II, Gartenlaube (1864) S. 587.

7 Brief Reuters an Heinrich Gesellius, vom 12. Nov. 1864. - In: *Fritz Reuters Leben* (wie Anm. 2) S. 582.

8 F. REUTER, *Ut mine Stromtid. Dritter Theil*, Norddeutscher Correspondent Schwerin, Nr. 218, vom 17. 9. 1864.

übertrifft, vielmehr bei uns und anderen Lesern seiner neuesten Schrift den Zweifel geweckt hat, ob sein richtig erkannter dichterischer Beruf ihn überhaupt auf größere romanähnliche Compositionen, die in dreibändige Erzählungen auslaufen, führen sollte. Reuters *Erntefeld* ist die anekdotische Erzählung, die genrehafte Humoreske".

Ganz ähnlich, also auch gegen die *Stromtid* gerichtet, hatte sich übrigens schon Monate zuvor der Schweriner Advokat, Hofrat und Schriftsteller Eduard Hobein in der *Mecklenburgischen Zeitung* Nr. 23, vom 28. Januar 1864, geäußert. Dort gab er zu wissen: "Leider müssen wir uns bei der Lesung der Reuterschen *Stromtid* gestehen, daß ein solcher einheitlicher Hintergrund der Handlung ganz fehlt und daß Reuter uns statt desselben ein gewissermaßen neues, gewiß aber auch verwerfliches Genre zu substituieren gedenkt, wenn er uns eine große, mindestens drei Bände umfassende Erzählung gibt, die im Grunde nur die Aneinanderreihung eines großen Anekdotenreichtums gestattet. Das Gewand wird die Hauptsache, der Kern ist gleichgültig"⁹.

Fritz Reuter bezeichnete diese Ausstellungen als "Dummheiten". In einem Brief an Hinstorff reagierte er sehr ungehalten über die nach seiner Meinung "dürftige Rezension", die er wie folgt verwarf: "Ich kenne die schwache Feder, aus welcher der Senf geflossen ist, und daher hat es mich nicht im geringsten attackiert"¹⁰.

Gewiß, Reuter hätte mehr Einsicht zeigen und sich über die von der Kritik als richtig erkannten künstlerischen Mängel seiner Arbeit nicht so unberührt und geringschätzig hinwegsetzen sollen. Womöglich aber empfand er diese Art der Auseinandersetzung mit seinem Werk als unberechtigt, gar als Scheinkritik, initiiert von Leuten, die sich aus ihrer konservativen Gesinnung heraus scheuten, die unbequemen gesellschaftskritischen, politische und religiöse Tabus nicht schonenden Züge der *Stromtid* anzurühren und den Lesern ins Bewußtsein zu heben.

Solches nun praktizierte die von liberalen Positionen ausgehende *Stromtid*-Kritik zwar auch nicht im gebotenen Maße, doch sie versuchte es wenigstens in Ansätzen, wenn auch nur bescheidenen. Sie näherte sich den realistischen Aussagen und humanistischen Gehalten der *Stromtid* allerdings nur in Teilen, und selbst dort dem Anliegen des Werkes nicht immer entsprechend.

Die Zahl der *Stromtid*-Bewertungen, die liberalem Geist verpflichtet sind, ist kaum zu übersehen. Da sie in ihren Aussagen kaum voneinander abweichen, kann auf den Versuch verzichtet

9 F. REUTER, *Ut mine Stromtid*, Mecklenburgische Zeitung Schwerin, Nr. 23, vom 28.1.1864.

10 Brief Reuters an Hinstorff, vom 17.2.1864. - In: *Briefe Fritz Reuters* (wie Anm. 4) S. 50.

werden, sie differenziert nach ihren Inhalten zu befragen. Stellvertretend für alle soll die *Stromtid*-Besprechung stehen, die als eine der ersten erschienen ist, und zwar in den *Grenzboten* des Jahrganges 1863. Dort heißt es: "Vorläufig nur so viel, daß die Dorfgeschichte, die er hier erzählt, nach ihren ernsten wie nach ihren komischen Episoden zu dem Besten gehört, was wir bis jetzt von Reuter haben. Man kann den Dichter mit Jeremias Gottleif vergleichen. Beide stehen sich sehr nahe in ihrer realistischen Auffassung der Dinge und Menschen, in der Gabe plastischer Schilderung, in der gesunden Art, mit der sie empfinden. ... Mit sicherer Hand sind hier wieder die vielen Personen gezeichnet, in deren Gesellschaft wir gebracht werden. Wie wahr und lebensvoll erscheint ihr ganzes Thun und Leiden ...; stets vergessen wir, daß wir ein Buch lesen, immer leben, fühlen, fürchten und hoffen wir mit den Personen der Geschichte, lachen wir von Herzensgrund über ihre Wunderlichkeiten, genießen wir innerlichst die geistige Gesundheit der Guten, hebt uns ein schöner Humor über das Häßliche der Bösen unter ihnen hinweg. Mit wenigen Ausnahmen ist allenthalben die rechte Stimmung getroffen, und die Episoden wie die Erzählung von Bräsigs Aufenthalt in der 'Wasserkunst' ... sind Meisterstücke derber Komik"¹¹.

Im Grunde ist hier der gesamte Kanon liberaler Wertungen gebündelt, wie sie von vorangegangenen Reuterbeurteilungen her bereits bekannt waren und wie sie fortan auch bestehen blieben. Ausgehend von Aspekten des Idyllischen erkannte die liberale Kritik das Wesen Reuterscher Poesie, insonderheit der *Stromtid*, auf Werte wie: sinnliche Kraft der Darstellung, sicherer Instinkt für den zweckmäßigen Stoff und die rechte Stimmung, lichtvolle Auffassungen des Lebens, Gesundheit der Ideen, innere Güte und Lauterkeit der Figuren, Verklärung bürgerlicher Tugenden und Versöhnung durch Humor und Menschlichkeit.

Auf der Grundlage solcher Bewertungskriterien war es der liberalen Reuterkritik zwar möglich, über die *Stromtid* manches Richtige auszusagen, das bis heute zu den gesicherten Erkenntnissen über dieses Werk gehört, doch den Zugang zum gesellschaftskritischen Gehalt und zum sozial differenzierten Figurenensemble fand sie nicht.

Der literaturtheoretische Begriffsapparat liberaler Reuterkritik, ganz wesentlich geformt und erprobt im Umgang mit *Ut mine Stromtid* zur Zeit ihres Erscheinens, bewährte sich uneingeschränkt auch später noch; 1874, 1910 und darüber hinaus.

Die Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Dichtung, der *Quickborn* des Jahres 1984, führte hinsichtlich der literarischen Beurteilung Reuters aus: "Bemerkenswert ist es, daß die heute

11 *Neue Romane und Novellen. - Olle Kamellen von Fritz Reuter, Die Grenzboten* 22 (1863) S.36f.

gültigen Grundzüge in der Bewertung der einzelnen Werke (Reuters, A.H.) alle bereits irgendwo in den frühen Besprechungen auftauchen"¹².

In dem Strom der sich ständig erneuernden Reuterinterpretationen verschafften sich solche, die von anderen als liberalen Ideen ausgingen, nur gelegentlich Gehör. Leider ergaben die wenigen Kritiken, die auf entschieden demokratischen und sich entwickelnden marxistischen Anschauungen beruhten, kein geschlossenes Reuterbild, wohl aber bemerkenswerte Einzelbeobachtungen. Demokraten wie Robert Prutz, Franz Sandvoß, Friedrich Dörr, Ludwig Walesrode und Guido Weiß hoben vor allem das tragische Kerkerschicksal Reuters hervor, das sie als Justizverbrechen Preußens scharf verurteilten. Unter den literarischen Arbeiten Reuters gaben sie der ernsten Sozialdichtung *Kein Hüsung* ihr Votum; mit diesem Werk solidarisierten sie sich einmütig. Damit waren zwei thematische Komplexe berührt, die auch in der Folge im Zentrum der demokratischen und marxistischen Reuterwürdigungen standen, z.B. in den um 1910 publizierten Studien von Clara Zetkin¹³ und Franz Mehring¹⁴. Clara Zetkin verlieh der Überzeugung Ausdruck, daß Reuter "auch dem kämpfenden Proletariat unserer Tage mit vollen Händen" gebe. Franz Mehring verhartete auf kritischeren Positionen. Für ihn bedeutete die Beschäftigung mit Reuter zugleich auch Auseinandersetzung mit der liberalen Reuterlegende. Ihr hatte er den unerbittlichen Kampf angesagt. So ist es zu erklären, wenn er, die liberalen Überhöhungen und Vergötterungen Reuters ärgerlich abwehrend, zuweilen in überspitzter Schärfe Kritik übte an dem Mecklenburger und dessen Schriften.

Selbst ein Buch wie die *Stromtid* fand nur wenig Gnade vor seinem Urteil.

Eine recht gelungene marxistische Wertung wurde Reuter von seiten der deutschen Sozialdemokratie zuteil, die dem Dichter zu dessen 100. Geburtstag 1910 eine kleine Broschüre widmete und darin ausführte: "Der Sozialismus ... ist zur herrschenden politischen Bewegung geworden, und Reuters Schöpfungen vermögen wir heute, da sich sein Geburtstag zum hundertsten Male jährt, ganz unbefangen, alles genießend und alles verstehend, gerecht zu werden. ... Nicht einen Augenblick lassen wir uns den Genuß seiner Dichtungen mit ihrer reichen Fülle blutwarmer, originaler Menschen und ihrer voll ausströmenden Menschlichkeit stören. In dem klaren Bewußtsein, daß Fritz Reuters Mecklen-

12 Quickborn. Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Dichtung 74 (1984) Nr. 2., S.112.

13 CL. ZETKIN, *Fritz Reuter*, Die Gleichheit 21 (1910/11), Beilage zu Nr.4.

14 F. MEHRING, *Fritz Reuter November 1910*, Die neue Zeit 19 (1910/11) erster Band, S.161-165.

burg, Fritz Reuters Gestalten, Fritz Reuters Lebensauffassung einer zurückweichenden Zeit angehörten, daß seine Bauern und Landarbeiter nicht die Bauern und Landarbeiter von heute, erst recht nicht die von morgen sind, geben wir uns seiner treuerherzigen Weise und seiner bunt und traut bewegten Welt um so unbekümmerter hin, als er wirklich 'ein wahrhafter Freund des armen Volkes' gewesen ist"¹⁵.

Doch nicht nur demokratische und erste marxistische Reuter-darstellungen begleiteten die Phalanx liberaler Interpretationen, unübersehbar auch jene, die nationalistische und rassistische Tendenzen vertraten. Der norddeutsche Nationalliberalismus, die Ideologie der mit Mitteln der Gewalt betriebenen und erzwungenen staatlichen Einheit, integrierte das Werk Reuters als potentiellen Wegbereiter einer Politik, die zu den Einigungsschlachten Bismarcks, zur Revolution von oben, führte. Friedrich Spielhagen hielt zu Beginn des Jahres 1868 einen Vortrag über Fritz Reuter und ordnete den *Stromtid*-Autor als Dorfgeschichtenschreiber von besonderer nationaler, d.h. preußisch-deutscher Mission ein, Spielhagen formulierte: "Indem nun die Dorfgeschichte nacheinander alle Stämme, die Arnolds deutsches Vaterland katalogisiert, an ihren heimischen Herden aufsuchte ..., hat sie der politischen Bewegung, die sich jetzt eben vollzieht, mächtig vorgearbeitet, Es ist mehr als Phrase, wenn ich sage, daß die friedlichen Dorfgeschichtenschreiber jene famosen Annexionen, von denen jetzt die Welt voll ist, schon vorher in ihrer Weise vollzogen hatten, und daß die siegreichen Heere auf den Bahnen geschritten sind, die ihnen jene Apostel des nationalen Gedankens vorher geebnet. - Zu diesen Aposteln, deren stilles Wirken Kosten an Gut und Blut weiter nicht verursacht hat, gehört auch Fritz Reuter"¹⁶.

Die solcherart akzentuierte nationalliberale Sicht auf Reuter markierte einen Weg, der bald eine nationalistisch-rassistische Richtung nehmen sollte. Max Bowers im Jahre 1895 veröffentlichte Broschüre *Fritz Reuter und die Juden* stellte einen frühen Beleg dar auf dieser fatalen Entwicklungslinie der Reuterkritik. Man will es nicht glauben, daß folgende, aus Bowers Feder stammenden Texte dem Ende des 19. Jahrhunderts zugehören: "Durch scharfe Beobachtung des Feindes hat sich Reuter für die antisemitische Sache ein nicht genug zu würdigendes Verdienst erworben. Es ist gar nicht anders möglich: Reuter muß die Fremdartigkeit und völlige Unverschmelzbarkeit des Juden mit den Deutschen vollständig erfaßt und begriffen haben. Bei ihm steht der

15 *Fritz Reuters Lebens- und Leidensgang*, Berlin Buchhandlung Vorwärts o.J. [1910] S.4.

16 F. SPIELHAGEN, *Fritz Reuter. Fortsetzung*, Rostocker Tageblatt, vom 3.2.1868.

Jude dem deutschen Volksleben stets fremd gegenüber. ... Moses ist der Typus gerade des gefährlichsten Bestandteils im Judentum und als solcher für die antisemitische Bewegung von der größten Bedeutung. Gegen einen David setzt man sich zur Wehr. Fußtritte und Prügel halten diesen Schuft einigermaßen im Zaume. Gegen einen Moses ist der Arier wehrlos. Gerade an dieser Figur ... hat er (Reuter, A.H.) es vermocht, die ungeheure Gefahr, die gerade vom anständigen Juden droht, darzustellen"¹⁷.

Max Beyer rückte mit dem hier ausgebreiteten Vokabular des Antisemitismus ganz in die Nähe des Heimatkunst-Theoretikers Adolf Bartels. Was Bartels im großen betrieb, nämlich die deutsche Dichtung sorgfältig nach semitischen Elementen hin abzusuchen und den Nachweis zu erbringen, daß jüdischer Einfluß in der Literatur zersetzend wirke und "verderblich" sei, das praktizierte Beyer am Beispiel von Reuters *Ut mine Stromtid* im kleinen.

Die Heimatkunst, eine vor allem literarische Strömung zwischen 1890 und 1910, suchte, indem sie sich von Liberalismus, Demokratie und Klassenkampf abkehrte, das Volk in seiner stammesmäßigen, d.h. vor allem biologischen und nicht sozialen Gebundenheit auf. Sie idealisierte das Bodenständige, Seßhafte und Erdverbundene im heimatlichen Raum und erklärte das Gemütvolle, Urwüchsige, Schlichte und Gesunde als Werte, die ihr vorab als Höheres galten.

Es will so scheinen, als wollte sich Reuter nicht recht ins theoretische Konzept der Heimatkunstabewegung einpassen lassen. Als ob sich sein Figurenensemble, das sozial genau determiniert ist und die Klassenstrukturen der Gesellschaft realistisch spiegelt, dem mystischen Heimatkult entzöge. Wo eine solche Einordnung dennoch versucht wurde, wie im *Quickborn* von 1910, da begegnen zwar die heimatkunsttypischen Wortgruppen, doch sie verkünden nur und überzeugen nicht. Zum Beispiel: "Reuter war ein Plattdeutscher ... vom Scheitel bis zur Sohle, jeder Zoll ein echter Sproß seiner Heimerde. Gerade das ist der Urgrund seines Ruhmes - das Echte, Wahre, Bodenständige und Wurzelstarke seiner Persönlichkeit"¹⁸.

Die niederdeutsche Bewegung der zwanziger Jahre, im wesentlichen die ästhetischen Postulate der Heimatkunst fortsetzend, geriet mehr und mehr unter den Einfluß völkischer Ideologie, jener diffusen Mischung von Anschauungen, für die "Volk" nicht etwa Gesellschaft war, sondern "Volksgemeinschaft", biologisch aufgefaßt und "rassisch rein" dazu. Die Heimat, zumal die der

17 M. BEWER, *Fritz Reuter und die Juden*, Dresden: Druck und Verlag der Druckerei Glöb 1895, S.3ff.

18 C. HOLM, *Was ist uns Reuter?*, Mitteilungen aus dem Quickborn, 4.Jg., Oktober 1910, Nr.1, S.2ff.

Niederdeutschen, wurde zu einem Mythos erhoben, verklärend vor allem den Bauern und seine ursprüngliche niederdeutsche Sprache.

Anläßlich des 50. Todestages Fritz Reuters 1924 sind Würdigungen erarbeitet und veröffentlicht worden, die das Leben und das Werk Reuters, insbesondere die *Stromtid*, aus der Sicht der niederdeutschen Bewegung und ihrer in Ansätzen bereits völkischen Ausrichtung betrachteten. In seiner plattdeutschen Gedenkrede "Fritz Reuter un wi", gehalten am 12. Juli 1924 am Grabe des Dichters in Eisenach, stellte Hermann Quistorf folgendes heraus: "Wi möt de besten Kräft in uns wedder waak maken, uns Seelenkräft. Blot se gewen uns een Tokunft un een Recht up de Tokunft. - Wo sünd se, de Quellen von uns Kräft? In Heimat un Stammeseegenoot!... De Minschen in sien (Reuters A.H.) 'Stromtid' sünd nich Buern, Pächters, Landlüd, dat sünd Minschen slechthen. Allens, wat dor sik afspält, warrt in't Allgemeenminschliche vergröttert. So is dat wohre Dichtung: von ünneen kümmt de Kraft- un Saftstroom, in't Grote un Wiede waft dat hoog. So aewer wiest uns dat wedder maal den Wegg: Fast stahn up den Heimatborrn, aewer den Blick dor oewer rut in den gröttern Krink, in 't dütsche Wesen un hoog in de Wulken, wo dat Ewige sitt"¹⁹.

Professor Wippermann schrieb 1924 den Beitrag "Fritz Reuter gehört ganz Niederdeutschland an". Er ging von der Überlegung aus, daß Reuter - und das konstatierte er mit sichtlicher Genugtuung - kein "gedankenschwerer Gröbler, kein faustischer Ringer oder Himmelsstürmer" gewesen sei. Wippermann fand andere Merkmale für den Mecklenburger heraus und meinte: Dafür wäre er "allerdings auch nicht verstiegen und verworren, nicht unnatürlich und krankhaft, kein blasser, wurzelloser Großstädtästhet oder Wortkünstler." Was aber war nun Fritz Reuter nach Wippermanns Ansicht?: "Er ist ein echter Sohn seiner Heimat, der das Volkstum seines Stammes so reif, reich und rund, so kraftvoll schön und treffend dargestellt hat wie kein zweiter. Und gerade, weil er so durch und durch mecklenburgisch, so bodenständig und wurzelecht ist, gleicht er dem von ihm besungenen Eikbom. ... Seine Menschen sind kernechte Niederdeutsche in ihrem Fühlen, Denken und Handeln: fest und doch weich, einfach und arbeitsam, ernst und frohgemut zugleich. ... Ein rechter Niederdeutscher von altem Schrot und Korn ist Hawermann, der Mann mit dem festen, ruhigbedächtigen Kopf und dem weichen, warmen Herzen, pflichternst und arbeitsfreudig, schlicht und bescheiden,

19 H. QUISTORF, *Fritz Reuter un wie!* - In: *Gedenkreden to'n 50. Doodsdag von Fritz Reuter holln in Eisenach an'n 12. un 13. Juli 1924*, Hamburg: Allgemeen Plattdütsch Verband E.V., o.J., S.2 und S.7.

ehrlich und treu in alter Sachsentreue gegen seinen Herrn"²⁰.

Unschwer zu erkennen, daß in diesen völkisch-glorifizierten Reuterbildern bereits mehr als nur Keime präfaschistischer Deutungsansätze steckten. Galten für die Heimatliteratur und für die niederdeutsche Bewegung solche vielgepriesenen Attribute wie "einfach, gesund, gerade und treu" im wesentlichen als das, was ihr schlichter Wortsinn ausdrückte, so verkehrten sie ihren Sinn durch völkisch-faschistische Aufladungen und lauteten: primitiv, brutal, blindwütig und vollstreckungsfanatisch²¹.

Fritz Reuter für die Mechanismen nationalsozialistischer Literaturpropaganda handhabbar zu machen, ist den Nazi-Ideologen nicht leicht geworden. Sie sahen sich, wo sie eine Einvernahme Reuters in ihre Blut- und Boden-Mystik versuchten, gezwungen, das humanistische Anliegen seiner Kunst zu verdrehen, ja, seine Werke zu mißbrauchen. Nicht ein einziges Mal gelang ihnen das mit ganzer Konsequenz. Immer blieb da ein Rest, den sie nicht bewältigten und der ihnen mehr als Unbehagen bereitete.

Deklarationen völliger Eingliederung Reuters in den braunen Ungeist gab es zur Genüge: Reuter habe dazu beigetragen, "die Tore zum Dritten Reich"²² aufzustoßen. Das Dritte Reich verhelte "ihm und seiner volkstümlichen Dichtung zum Durchbruch" und schaffe "seinem Werk freie Bahn"²². Seine Werke seien "das treue Spiegelbild einer Volksgemeinschaft, die wir Nationalsozialisten als Ideal erstreben"²³. Reichsstatthalter der NSDAP in Mecklenburg, Friedrich Hildebrandt, verkündete anläßlich des 60. Todestages Reuters am 12. Juli 1934: "Reuter sei kein Demokrat nach der Art derjenigen von 1848 gewesen und auch nicht solch einer, wie wir sie in den letzten 14 Jahren erlebt hätten. Reuter sei ein Demokrat in dem Sinne gewesen, wie der Nationalsozialismus diesen Begriff aufgefaßt haben wolle"²⁴. Die Sinndeutung lieferte der *Niederdeutsche Beobachter*, das mecklenburgische Parteiorgan der Nazis, worin Hildebrandts Äußerungen wie folgt kommentiert wurden: "Es liegt nahe, Reuters Schicksal eher mit dem der

20 F. WIPPERMANN, *Fritz Reuter gehört ganz Niederdeutschland an.* - In: *Fritz Reuter. Gedenkbuch zum 50. Todestage des Dichters*, hrg. v. Allgemeinen Plattdeutschen Verband E.V., Stettin: Druck und Verlag von Fischer und Schmidt 1924, S.68ff.

21 Vgl. E. LOEWY, *Literatur unterm Hakenkreuz. Das Dritte Reich und seine Dichtung*, Frankfurt am Main 1967, S.121.

22 W. FINGER, *Fritz Reuter und Fritz Peters, Erste vollständige Ausgabe der Briefe Reuters an Peters*, Wismar 1935, S.136.

23 Wilhelm SAUBER, *Fritz Reuters Leben und Werke im Spiegel des Nationalsozialismus*, Mecklenburgische Monatshefte, Schwerin Februar 1940, 16.Jg., 182. Heft, S.25.

24 *Der Reuter-Tag in Stavenhagen*, Rostocker Anzeiger, Nr.162, 3.Beiblatt, vom 17.7.1934.

Männer zu vergleichen, die für die Idee des Nationalsozialismus leiden mußten, mit dem unseres Führers, mit dem eines Dietrich Eckardt und vieler anderer, die neunzig Jahre nach ihm auf die Festung gebracht wurden, als mit denen, die 100 Jahre nach seinem Unglück aus Deutschland flüchteten und nun jenseits der deutschen Grenzen ihr Gift ausspritzen auf alles, was deutsch heißt"²⁵.

Ein Beispiel von vielen, wie infam und anmaßend Reuter mißbraucht worden ist.

Aus *Ut mine Stromtid* glaubten die Nazis vor allem eine Kronzeugenschaft Reuters gegen Judentum, Demokratie und Parlamentarismus ableiten zu müssen. Das Kapitel 38 der *Stromtid*, die Schilderung des Rahnstädter Reformvereinsgeschehens, war dem schon zitierten *Niederdeutschen Beobachter* Anlaß zu konstatieren: "So zeichnet Reuter also ganz treffend den Parlamentarismus: Nach außen viel Geschrei für das Wohl des Volkes, und von sozialem Empfinden triefend, nach innen aber fäul, morsch, verjudet, eigennützig"²⁶. Damit nicht genug! Über Moses, dem zugestanden wurde, ein doch "ehrllicher" und ganz "braver" Jude zu sein, verlautete das Nazi-Blatt, "daß auch dieser Jude eben Jude bleibt und über die blutsmäßigen Anlagen seines Volkes nicht hinwegkommt. ... Reuter ahnt also schon recht deutlich, was es mit den volksmäßigen Gegebenheiten des zwischenstaatlichen Judentums auf sich hat, wenn auch die größte Erkenntnis auf diesem Gebiet dem Nationalsozialismus vorbehalten blieb"²⁷.

Auf die angeblich antiparlamentarischen und antijüdischen Tendenzen war auch die Lehrerin Margarete Kühn gestoßen, als sie die *Stromtid* in ihrer Mädchenklasse der Obertertia in Bremen 1934 behandelt hatte. In dem ein Jahr später veröffentlichten Arbeitsbericht gab sie über die Auslegung der Reformvereinsdebatten zu Protokoll: "Reuter geißelt alle Schäden des Liberalismus. Die Schülerinnen erkennen im Parlamentarismus die Gefahr, daß jeder nur das Seine will, nur seinen Vorteil sucht, ohne an das Wohl der Gesamtheit zu denken. ... In den einzelnen Ständen bei Reuter sehen wir schon das Übel der späteren Parteien vorgebildet. Der Gipfel ist erreicht, als die Tagelöhner die Gleichheit der Menschen ausrufen und den Kommunismus wollen. Überall kommen die schlechten Elemente hoch, das Materielle siegt. ... Die Schülerinnen missen in allem das Fehlen des Führers, der Ordnung schafft, und haben damit den Nagel auf den Kopf getroffen. - Die Judenfrage schließt sich an. ... (Es) werden alle gefährlichen Seiten des Judentums erbarmungslos aufge-

25 *Niederdeutscher Beobachter*, 3.Beiblatt, Nr.222, vom 25.9.1934.

26 Ebd.

27 Ebd.

deckt. Sie sind der Fremdkörper im Staat, das zeigt sich auch hier. - Schmutzig ist die Behausung dieser Landjuden, schmutzig ihre Kleidung, schon äußerlich stechen sie vom sauberen Landvolk ab. Geldgier ist ihr Trieb, Geschäft ihr Mittel dazu. Mit den weißen Juden Pomuchelskopf und Slusuhr im Verein unterwühlen sie in raffinierter Weise Land und Besitz. Einstürzen soll alles einstmals Starke und Feste, und ihnen das Gold in die Hände fallen. ... - Wir hatten so in diesen Kapiteln ein fast geschlossenes Bild von all dem gefunden, was der Nationalsozialismus dem Liberalismus und dem Judentum vorwirft"²⁸.

Was vermochten gegen solche grotesken Entstellungen die wenigen ehrlichen, aus bürgerlich humanistischem Geist kommenden Reuterinterpretationen eines Wilhelm Seelmann oder Friedrich Düsel auszurichten? Wohl wenig! Doch daß es sie Mitte der dreißiger Jahre gab, ist immerhin bemerkenswert. Geschuldet waren die hervorragenden wissenschaftlichen und editorischen Leistungen, insbesondere die von Professor Seelmann, dessen zwölfbändige Reuterausgabe 1935 erschienen war, nun wahrlich nicht den Bemühungen des braunen Systems. Ein Lebenswerk hatte sich für Seelmann erfüllt, das, lange vor 1933 begonnen, jetzt seinen Abschluß fand, und zwar ohne jegliche Zugeständnisse an den Faschismus.

Dieser Umstand und überhaupt die Tatsache, daß sich Reuters Werke nach wie vor in hoher Zahl - Hinstorff Wismar lieferte unbekümmert sein volles Reuterangebot - auf dem Buchmarkt befanden, erregte bei führenden Ideologen des Dritten Reiches ein nicht geringes Mißfallen. Sie mußten nämlich erkennen, daß es unmöglich war, Reuter, ohne ihm Gewalt anzutun, in ihre Konzepte zu integrieren, seine Werke in den Dienst ihrer Ideologie zu stellen. Wo das dennoch geschah, wurde es eine Verzerrung seines dichterischen Anliegens, und zwar in der Weise, wie oben dargelegt.

Hitlers Chefideologe Alfred Rosenberg war einer der ersten, dem die Ungefügigkeit bewußt wurde, mit der sich Reuters Schriften und Figuren der nazistischen Einvernahme widersetzen. An Onkel Bräsig statuierte Rosenberg das Exempel seiner Reuterenttäuschung: "Bräsig sei doch das beste Beispiel dafür, wie 'volksunnahe' Reuter gedacht und geschrieben hätte. Ein blödelnder Jungeselle sei zur Zentralfigur eines dicken Romans gemacht worden, ein impotenter Sprachversandler, nicht fähig, gesunden Nachwuchs zu zeugen, geschweige denn, für derlei volkspolitische Grundsätze überhaupt Interesse zu zeigen. Hinter Bräsig verberge sich Fritz Reuter, der demzufolge 'volkspolitisch' als untauglich einzustufen sei"²⁹.

28 Margarete KUHN, *Fritz Reuters Stromtid in O III. Ein Arbeitsbericht*, Die deutsche höhere Schule, 20.9.1935, S.643/644.

29 Berndt W. WESSLING, *Versuch über Fritz Reuter*, Funkmanuskript vom 1.6.1977. - In: Archiv des Instituts für niederdeutsche Sprache Bremen, Schnoor 41.

Eine Reihe einflußreicher Ideologen und Schriftsteller der NS-Zeit folgte den Ansichten Rosenbergs und rückte von Reuter ab. Hans Friedrich Blunck, der erste Präsident der Reichsschrifttumskammer der Nazis, formulierte seinen Meinungsumschwung in Sachen Reuter in einem Brief vom 22. Dezember 1933 an den Schriftleiter verschiedener faschistischer Periodika, Hanns Martin Ewers, so: "Was nun das unselige Kapitel Reuter anbetrifft, so hat sich meine Meinung vollends gewandelt, und ich begreife nunmehr Ihre Auffassung in jeder Hinsicht, daß jener nicht in die Reihe der Ahnen völkischen Denkens hineinpaßt. Hinter der Maske des Biedermannes entdeckt man nur zu leicht den Sarkasten, der das Bauerntum mit dummen Witzen herabwürdigt und es nicht versteht, das Erdverwachsene und Kultische der bäuerischen Idee aufzuzeigen. Nichts aber ist schädlicher, als eine dreiste Verunglimpfung jenes Standes, der von jeher das germanische Erbe in besonderem Maße repräsentiert hat. Es ist daher darauf mit Konsequenz zu achten, Reuter kleinzuhalten und seine Werke, zumal auf diplomatischer Ebene, auszuschalten"³⁰.

Ein anderer, ebenfalls renommierter Nazischriftsteller, Erwin Guido Kolbenheyer, distanzierte sich von dem *Stromtid*-Autor mit dem Verdikt: "Reuter hat das biologische Kernproblem nicht erfaßt. Kranke Individuen wie Bräsig wären bei höchster Kulturreife nicht zu erzeugen gewesen. Ein solcher Mensch verkörpert keine Gefolgschaft"³¹.

Dennoch: 1934 erhielt die Tobis Rota Film-Aktiengesellschaft von der Reichsfilmkammer den Auftrag, Reuters *Stromtid* zu verfilmen. Die Regie hatte Erich Waschnek, der übrigens fünf Jahre später für den berüchtigten antijüdischen Film *Die Rothschilds* verantwortlich zeichnete. Der Reuterstreifen trug den Namen *Onkel Bräsig*. Was die Nazis von diesem Film erwarteten, ist einer Drehbuchbewertung zu entnehmen, die aus der Feder des Reichsdramaturgen Rainer Schlösser stammte. Er schrieb: "Es besteht kein Zweifel daran, daß erst der Nationalsozialismus in der Lage gewesen ist, Fritz Reuters Ideen zu dechiffrieren und sie in den Kosmos der neuen Welt einzuordnen. Der Kulturwille des deutschen Volkes hat uns dazu ermächtigt, die Spreu vom Weizen zu trennen. Nicht alles bei Fritz Reuter geht auf den gesunden Kern des Deutschtums zurück. ... Darum ist der Reuterfilm ein gutes Stück Aufklärung. Dem Trottel Bräsig und dem lüsternen Juden wird in der Gestalt des aufrichtigen Landjunkers der echte deutsche Typus entgegengestellt, der sich durchsetzt, zu reiner Liebe fähig ist und ein Geschlecht zeugen wird, das Bestand hat und die neuen Ideen verkündigen wird. Diesem Jun-

30 Sammlung Dr. Joseph Wulf, Westberlin.

31 B.W. WESSLING, *Das große Fritz Reuter Buch*, München Zürich 1978, S.106.

ker gehört unsere volle Sympathie"³². - Was aber Drehbuch, hervorragende Schauspieler und der fertige Film nicht vermochten, war, Reuter und dessen literarische Vorlage in die ideologische Willfährigkeit der Nazis zu zwingen.

Die Distanz der Nazis zu Reuter und dessen *Stromtid* wurde größer. Die programmatische Zeitschrift, *Die Neue Literatur*, erfüllte den Auftrag, deutsche Dichtung nazistisch einzufunktionieren, im Falle Fritz Reuters nicht. Mit Bedauern stellte die Zeitschrift 1938 fest, daß die "Volksgenossen immer noch dem alten Pharisäer Fritz Reuter verfallen" sind, daß "dessen Werke, ungeachtet der Proteste ... der Reichsschrifttumskammer, immer noch in neuen Auflagen erscheinen", ja, daß Reuter "den gesegneten Stand des deutschen Bauerntums in den Dreck zog und die Helden der Ackerkrume als unwertes Leben im Sinne von Analphabeten und Blödiern darstellte" und daß er darum "in keiner Weise das Ideal des deutschen, völkischen Literaten"³³ verkörperte.

Die Auseinandersetzungen mit Fritz Reuter und seinem Werk wurden im wesentlichen innerhalb der ideologischen Führungskreise der NSDAP ausgetragen und vor der Öffentlichkeit weitgehend verborgen gehalten. Durchgreifende Verbotsmaßnahmen gegen Reuter, die übrigens schon formuliert waren, mußten zurückgenommen werden, weil, wie es in einem vertraulichen Dokument hieß, einer solchen Verfügung eingedenk der "Popularität Fritz Reuters im Volke ... ein negatives Echo beschieden sein dürfte"³⁴. Das niederdeutsche Leserpublikum hielt seinem Fritz Reuter die Treue, wie sehr auch den Nazis dieses Treueverhältnis ein Dorn im Auge war. Die Hinwendung des Publikums zu Reuter war nicht zu beeinträchtigen, nicht durch Goebbels' Negativurteil aus dem Jahre 1939: "Dichter vom Schlage Reuters hätten niemals eine wirkliche Rassenseele gehabt"³⁵ und nicht durch die 1940 erlassene Verordnung des Reichsleiters der NSDAP, Philipp Bouhler, seines Zeichens Vorsitzender der Parteiämlichen Prüfungskommission zum Schutze des nationalsozialistischen Schrifttums, zu Reuters 130. Geburtstag, eine Verordnung mit dem Wortlaut: "Ich habe Veranlassung darauf hinzuweisen, daß zum 7. November 1940 nur in aller knappster Form über Fritz Reuter berichtet wird. Jeder Akt instinktloser Einfältigkeit ist zu unterlassen, womit auf bestimmte Figuren Reuters hingewiesen wird: Bräsig usw. usw. Ich weise schon jetzt darauf hin, daß ich entschlossen bin, mit aller Schärfe vorzugehen"³⁶.

32 WESSLING (wie Anm.29) S.6f.

33 Vgl. *Die neue Literatur*, Februar 1938, S.142ff.

34 Vertraulicher Brief von Hanns Martin Elster an Hanns Heinz Ewers, vom 2.2.1938. - In: Sammlung Dr. Joseph Wulf, W.Berlin.

35 Goebbels-Rede. - In: *Völkischer Beobachter*, Ausgabe Nord, vom 19.4.1939.

36 WESSLING (wie Anm.31) S.106.

Auch solche Tiraden, wie sie der Gauleiter von Hannover-Ost, Telschow, in einer Rede zum Führergeburtstag 1941 in Uelzen von sich gab, nutzten und bewirkten wenig. Sein schneidig gesetzter Wortschwall: "Wenn es nach mir gegangen wäre, dann hätte ich den ganzen plattdeutschen Murks gleich mitverbrannt. ... Jetzt machen wir kurzen Prozeß mit allen Feinden des Reichs! Und da wollen wir keinen impotenten Pampuschen-Helden wie Onkel Bräsig, nein, wir wollen Baldur und Lichtgestalten, wie sie unser Führer und seine nächsten Mitstreiter sind"³⁷, dieser Wortschwall verhallte, ohne den gewünschten Effekt zu erreichen, nämlich das Band zwischen Reuter und den Lesern zu zerreißen.

Die "Lichtgestalten" verschwanden; ihr grausames, finsternes System nahm sein Ende. Fritz Reuter, Onkel Bräsig, Moses, Johann und Mariken sind geblieben, unantastbar in ihrer Menschlichkeit, festverwurzelt im Volk und verbunden mit seinen Wünschen.

Am 11. Oktober 1946 konnte man in der *Landeszeitung für Mecklenburg-Vorpommern*, dem Organ der noch jungen Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, folgenden, für die kommende Reuterpflege so wichtigen Presseauftrag lesen: "Das heutige antifaschistische und demokratische Mecklenburg, ja, das ganze Volk im Heimatlande Fritz Reuters, des großen Dichters und Freiheitskämpfers, hat Grund und Ursache, ihm durch Schaffung einer würdigen Erinnerungsstätte, etwa eines Fritz-Reuter-Hauses, eine schöne und bleibende Ehrung zu erweisen. Wir fordern daher die Landesleitung des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands auf, dies zu tun, und bitten alle Mecklenburger, ihn darin zu unterstützen. Wir bitten auch die Sowjetische Militärische Administration, diesem Werke, das im Lande fraglos überall lebhafteste Zustimmung und große Freude erwecken wird, ihre Hilfe zu gewähren."

Es wurde zugestimmt, es wurde geholfen, und es wurde gehandelt. Die Pflege des literarischen und volksverbundenen Erbes Fritz Reuters erhielt einen Aufschwung und erreichte eine Qualität wie noch nie in seiner mecklenburgischen Heimat. Was 1946/47 so verheißungsvoll begann, wurde in den folgenden vier Jahrzehnten erfolgreich fortgesetzt.

Heute bekennen wir uns gern zu dem Ausspruch des aufrechten Altdemokraten Dr. Guido Weiß, zu jenem Satz, den auch Franz Mehring oft zitierte, weil er ihm aus dem Herzen gesprochen war und der da lautet: "Wir in der Gegenwart haben uns dieser genialen Naturkraft (Fritz Reuters, A.H.) weidlich erfreut, und Onkel Bräsig samt dem alten Moses bis auf Bauschan herunter sind uns liebe und vertraute Freunde"³⁸.

37 Rede des Gauleiters Telschow in Uelzen. - In: Niedersächsisches Tageblatt Uelzen, vom 20.4.1941.

38 G. WEISS, *Fritz Reuter und seine Biographen*, Die Wage, Nr.1 vom 1.1.1875.

Claus Schuppenhauer, Rondeshagen

HUMOR, DIALEKT UND PROVINZ - DROGEN FÜRS BÜRGER-
LICHE VOLK. VON DER BESINNUNGSLOSEN IDEOLOGISIERUNG
FRITZ REUTERS. NOCH EINE REDE*

Die Arbeit des Literaturwissenschaftlers gleicht der des Sisyphos. So wäre bildlich, quasi dichterisch also, zu formulieren, was der Betrachter von Literatur als seine erste Lektion zu lernen hat. In diskursiver Prosa gesagt: Die Arbeit des Literaturwissenschaftlers gilt schwerwiegenden, unumwunden existentiellen Dingen. Sie ist entsprechend mühsam. Zwar macht sie stetige Fortschritte, doch kommt sie nie anders als scheinbar ans Ziel. Danach muß sie jeweils von vorn beginnen, d.h. letztlich ist sie unendlich.

Und noch einmal, jetzt mit zünftiger Argumentation: Autonome, ganz in sich ruhende, ganz auf sich beschränkte Dichtung gibt es nicht. Vielmehr bezieht sich alle Dichtung, die hermetischste Lyrik inbegriffen, auf ein Reales, sei das nun objektiv vorhandene, subjektiv erfahrene oder schier erträumte Wirklichkeit. Man muß in der Betonung dieses poetologischen Grundgesetzes gewiß nicht so weit gehen wie einst Arno Schmidt. Der nämlich bestritt im Jahre 1957 den Schweizern jedwede Eignung für Literarisches, indem er folgerte: "Es gibt nun einmal ganze Völker, die für gewisse Dinge unzuständig sind: die Schweizer wissen seit 100 Jahren nicht mehr, was 'Krieg' ist - das ist ihr Glück; aber dieses Glück ist menschlich und literarisch ihr 'Pech'! Die Leute wissen nichts von dem, was wir (...) durchgemacht haben (...); solche Menschen können nicht 'mitreden'!"¹ Das war, zumal mit der Chiffre 'Krieg', natürlich eine scharfe Zuspitzung. Den Kern traf sie dennoch: Dichtung mag Realität spiegeln oder umspielen, kommentieren oder gleich neu schaffen - immer spricht sie irgendwie vom Zustand der Welt und des Menschen in ihr. Kein Zweifel auch, daß der Grad ihrer Welthaltigkeit mit maßgebend ist für ihren Rang. Folglich hat, wer die Wahrheit eines

* Erweiterte Vortragsfassung. - Des inneren Zusammenhangs wegen verweise ich auf C. SCHUPPENHAUER, *Fritz Reuters Erfolg - ein Zeichen seiner Modernität? Anmerkungen zur Rezeptionsgeschichte. Eine Rede*, Nd.Jb. 108 (1985) 9-28.

1 Arno Schmidt an Alfred Andersch, 15.11.1957; *Briefwechsel zwischen Arno Schmidt und Alfred Andersch*, hrsg. v. B. RAUSCHENBACH, Zürich 1985, S.103.

literarischen Textes oder Gesamtwerks zu ergründen und darzustellen unternimmt, buchstäblich und unausweichlich mit der ganzen Welt zu tun, und das in allumfassendem Sinne, synchron und diachron.

Was die synchrone Wechselbeziehung zwischen Literatur und Wirklichkeit anlangt, so ist nach optimistischer Theorie immerhin noch denkbar, sie haarklein aufzuhellen. Das mahnend-hoffnungsfrohe Wort, jede Epoche sei unmittelbar zu Gott, hat hier seinen Platz als heuristisches Axiom. Die Praxis freilich sieht anders aus. Man mag die Wahrheit eines Werkes oder Autors noch so intensiv in und aus dem historischen Kontext zu erklären trachten; man mag dazu alle Gelehrsamkeit aufbieten und größte Methodenvielfalt walten lassen - am Ende, wenn Buch um Buch vollgeschrieben ist, wird man merken: Der Wahrheit der Literatur und ihrer Zeit ist man nur annäherungs- und ausschnittsweise auf die Spur gekommen. Das eben macht den Unterschied aus zwischen dichterischer und wissenschaftlicher Wahrnehmungs- und Darstellungsweise, zwischen dichterischem und wissenschaftlichem Umgang mit der Welt, kurzum: zwischen Primär- und Sekundärliteratur. Vor allem aber wird man, ein Quentchen selbstkritischer Offenheit vorausgesetzt, spätestens im nachhinein erkennen, daß man sich denn doch nolens volens von der eigenen Prädisposition hat leiten lassen. Just dieser, der rezeptionstheoretische Aspekt offenbart endgültig die Bedingtheit und Vorläufigkeit allen literaturwissenschaftlichen Tuns. Die Wahrheit einer so oder so welthaltigen Dichtung war nämlich nie; sie ist auch nicht - sie wird.

Der Leser oder Interpret begegnet dem Text ja nicht im Zustand schönster jungfräulicher Unschuld. Er, das rezipierende Subjekt, ist im Augenblick der Rezeption nicht weniger geschichtlich vorgeprägt als das rezipierte Objekt, der Text. Das nun hat Konsequenzen, deren man inne sein muß: Zum einen wird von daher begreiflich, daß und warum sich die Wahrheit eines Werkes erst im Laufe der Zeit voll entfaltet. Jeder Rezeptionsvorgang erschließt doch eine weitere, eine neue Schicht des Werkes - jedenfalls dann, wenn sein Ergebnis einer Nachprüfung am Text standhält. Die Wahrheit des Werkes konstituiert sich demnach in der Addition verschiedener aufeinanderfolgender Rezeptionen. Deren Zahl aber ist prinzipiell unendlich. Aus der Einsicht, daß bei der Aneignung von Literatur - und Literaturwissenschaft ist nichts anderes - Objekt und Subjekt in je spezifischer Vorprägung aufeinandertreffen, folgt zweitens: Auch der um Vorurteilslosigkeit bemühte Literaturwissenschaftler kann nicht umhin, ein persönlich-aktuelles Erkenntnisinteresse in seine Analyse einzubringen. Sein Versuch, eine Dichtung im Zusammenhang ihrer Zeit zu verstehen und zu beschreiben, schließt deshalb zwangsläufig die Darstellung der eigenen Zeit, d.h. der jeweiligen Gegenwart, mit ein. Walter Benjamin hat sogar erklärt, erst dies

Wissen, bewußt ausgespielt, mache die Literatur zum "Organon der Geschichte"; alles andere würdige sie herab zum "Stoffgebiet der Historie."²

Zum aprioristischen Selbstverständnis muß drittens, und gewiß nicht zuletzt, dies gehören: Literaturwissenschaftliche Arbeit erschöpft sich nie in der bloßen Schilderung eines vermeintlich objektiv existierenden Sachverhalts. Schon die Entscheidung, welchen Text oder Autor ich mir in einer bestimmten, nach Raum und Zeit, geistigem und politischem Klima definierten Situation zum Gegenstand wähle, sprengt die Grenzen sogenannter Objektivität. Und vollends entferne ich mich von ihr durch die Art, wie ich Text oder Autor in seinem geschichtlichen Rahmen deute und dabei beides durch die Brille meiner Zeit betrachte. Insofern ist jede literaturwissenschaftliche Bemühung eine direkte Einmischung in Geschichte und Gegenwart. Das bezeichnet, wenn man denn will, die Fragwürdigkeit dieser Disziplin - zugleich aber ihre sinn- und wertstiftende Bedeutung. Man greift nicht zu hoch, wenn man der Literaturwissenschaft unmittelbare Verantwortung für Geist und Kultur, Politik und Ethik aufbürdet.

Sich so der Grundlagen seines Faches zu vergewissern, ist leicht - und vermutlich für den Zuhörer langweilig - solange man auf den Höhen hehrer Allgemeinheit verharret. Auf Konkretes angewandt, fördern solche Gedanken sofort Widerborstiges zutage. Zum Beispiel so: Die Misere des literaturwissenschaftlichen Zweiges der niederdeutschen Philologie ist allseits bekannt. Auch Gründe dafür sind längst benannt. Landläufig ist etwa die Klage, daß niederdeutsche Forschung und Lehre von jeher auf alles, nur nicht auf die neuere Literatur gerichtet gewesen sei, mit Reuter als der einzigen Ausnahme. Und ich selbst habe, im Stile des 'ceterum censeo', wiederholt gerügt, daß unsere Wissenschaft sich die dezidiert a-literarische Komponente niederdeutscher Ideologie voll zu eigen gemacht habe. Wie aber, wenn man solche Gründe im Lichte des Gesagten auf etwaige Hintergründe abklopft?

Natürlich, eine Disziplin, die derart zu Unendlichkeit, Zeitgebundenheit und gar Subjektivität verurteilt ist wie die Literaturwissenschaft, zieht schnell den Vorwurf auf sich, sie sei zu inexakt, um wirklich 'Wissenschaft' zu heißen. Indes kann sich so herablassend nur äußern, wer bei seiner Arbeit allein mit den endlichen, den einfachen, den für das Da- und So-sein von Welt und Mensch weniger wichtigen Problemen hantiert - und wer danach seinen Begriff von Wissenschaft bemißt. Könnte es also sein, daß niederdeutsche Literaturwissenschaft unter anderem deswegen so selten geübt wurde und wird, weil sich auf die im Wortsinne weltbewegenden Fragen niemand so recht einlassen wollte und

2 W. BENJAMIN, *Angelus Novus*, Frankfurt a.M. 1966, S.456.

will? Und das hätte eben sehr wohl bedeutet, daß man sich als Person hätte ein- und somit aussetzen müssen, daß man Verantwortung hätte übernehmen müssen für den Lauf der Dinge. Wäre es so, man dürfte sagen, die Nicht-Existenz einer funktionierenden Literaturwissenschaft auf niederdeutschem Gebiet beweise, daß die Dialektspezialisten ein auf die Analyse des sich wandelnden Weltganzen gerichtetes Interesse niemals besessen haben. Mindestens vor den unabgeschlossenen, den nahen, den in die Gegenwart hineinreichenden Aspekten gesellschaftlicher Geschichte sind sie zurückgeschreckt.

Der Befund klingt bissig; aus der Luft gegriffen ist er mitnichten. Was denn, wenn nicht ein eklatanter Mangel an wissenschaftlichem und staatsbürgerlichem Ethos, liegt etwa der Tatsache zugrunde, daß wir einerseits über jede Petitesse vollmundig reden können - über die Mundart von X-Dorf, über das zur Systemharmonie noch fehlende Phonem y, über das brennende Problem, ob und weshalb ein 40jähriger Schlachter mit seiner Großmutter unterm Weihnachtsbaum Platt spricht -; daß es uns andererseits jedoch an jeder Antwort gebricht, wenn wir gefragt werden, was denn Aufkommen, Entwicklung und Rezeption niederdeutscher Literatur mit der Herrschaft des Bürgertums zu tun hätten. Nicht, daß man die Gleichzeitigkeit, die Affinität und weitreichende Kongruenz beider Prozesse - Aufstieg des Bürgertums hier, der niederdeutschen Poesie dort - rundheraus übersehen hätte. Nur haben die Details die niederdeutschen Philologen nicht bewegt, die Konsequenzen sie nicht einmal berührt.

Wieso gedieh niederdeutsche, mundartliche Literatur in der zunehmend bürgerlich bestimmten Welt besser als zuvor? Welche Rolle spielte dabei, anfangs und auf die Dauer, der Widerstreit zwischen Idealismus und Materialismus, zwischen Revolution und Restauration? Hatte die niederdeutsche Dichtung teil am Realismus-Konzept des Bürgertums, jenem groß angelegten Versuch, das Verhältnis von Wirklichkeit und Literatur aus der aristotelischen mimesis-Idee neu zu definieren - so, daß die neuen gesellschaftlichen Zustände und Prozesse sagbar würden? Und wenn sie daran teilhatte: Profitierte sie nur von diesem zeitgenössischen Programm? Oder gelang es den Autoren, die die Provinz zu ihrem Stoff, den Dialekt zu ihrem Medium und den Humor zu ihrem bevorzugten Stilprinzip erkoren hatten, irgendwie Spezifisches zu dieser Strömung beizutragen?

Nichts von alledem haben unsere Fachleute je genauer wissen wollen. Sie stellten keine Fragen - die Mehrheit nicht, indem sie Literarisches umging und sich auf die minder welthaltigen Dinge warf; die wenigen Literaturbeflissenen nicht, weil sie sich, statt in Analyse, lieber in Affirmation übten. Ob die Autoren und sonstigen Insider der Szenerie das Prinzip 'Volkstümlichkeit' als Fahne vor sich hertrugen, es aber merkwürdigerweise als ein Prinzip paradiesischer Weltfremdheit interpretierten; ob sie den

'Dialekt' und die 'Provinz' zu absoluten Werten erhoben, ohne die Konsequenzen für nationale Sprache und Gesellschaft recht zu bedenken; ob sie 'humoristischer' Schreibart schlicht huldigten, statt deren realitätsverändernden Charakter zu erkennen und geschichtlich zu begreifen - die Wissenschaftler unserer Disziplin haben dergleichen Theoreme und Praktiken anstandslos abgesegnet. Mehr noch, sie machten sie, wegen fehlenden Geschichtsbewußtseins, zu gleichsam gottgewollten und somit ewigen Normen. Mit der vollen Wucht der Meinungsführerschaft, die ihnen durch Ausbildung und Amt zugefallen war, sorgte die Wissenschaft dafür, daß niederdeutsche Literatur blieb, was sie war, bzw. wurde, was sie sein sollte.

Nun war niederdeutsches Schreiben von Anfang an, und stärker noch als das standardsprachliche Schreiben im deutschen Realismus, eine Sache der Affirmation. Niederdeutsche Dichtung, kein Zweifel, war weithin eine Literatur fraglosen Einverständnisses mit der bürgerlich geprägten Welt, eine 'Heile-Welt'-Literatur. So wünschte man sie sich. Und wo die Autoren solcher Erwartung nicht von sich aus entsprachen - und das kam öfter vor als von unserer Wissenschaft überliefert - da wurden sie gemäßregelt, ihre Werke gereinigt. Das lesende Volk, die 'Macher' im niederdeutschen Betrieb und die Wissenschaft waren da einer Meinung: Anstößige, weil zeit- und weltkritische, Teile der niederdeutschen Literatur waren als nicht 'volkstümlich' genug auszumerzen. Das geschah durch Nicht-Lektüre und Nicht-Behandlung, durch Uminterpretation oder ausgrenzende Verurteilung.

Hier eine Literatur, die zur Affirmation neigt; dort eine auf Affirmation geradezu versessene Rezeption - die niederdeutsche Literatur mußte sich entwickeln zum Inbegriff, ja zum Garanten dichterischer Glorifizierung der bestehenden Weltordnung. Ihre Urheber, die Autoren, verstanden sich selbst gern als Anwälte und Tröster des kleinen Mannes aus dem 'Volke', ihrer öffentlichen, gesellschaftlichen Wirkung nach waren sie eher die Sänger der bürgerlichen, speziell der kleinbürgerlichen Klasse. Sie waren, gerade wegen ihrer Weltferne, unübertroffen in der Funktion, Zufriedenheit mit Volk und Vaterland zu suggerieren. Die Folgen sind bekannt: Beide, die Produzenten wie die Rezipienten niederdeutscher Poesie, haben am Bilde der bürgerlichen 'heilen' Welt noch gemalt, als deren geistige und politische Zerrüttung längst offenkundig war. Ja, sie haben, immer das Gros für alle genommen, ihren ganzen ideologischen Stolz darein gesetzt.

Je öfter und stärker hochdeutsche Literaten sich aufmachten, den zunehmend regressiven und repressiven Charakter des Gesamtstaates bloßzulegen, desto mehr empfanden sich ihre niederdeutschen Kollegen als die letzten, die wahren Bannerträger deutscher Geschichte und Kultur, deutscher Volksgemeinschaft überhaupt. Man braucht nur nachzulesen, wie verächtlich z.B. ein Jacob Bödewadt zu Beginn des Ersten, ein Albert Mühl vor dem

Zweiten Weltkrieg über die geistige und politische Entwicklung seit 1871 schrieb³, um zu lernen, welch besondere Schuld sich die vermeintlich so unpolitischen Niederdeutschen da aufgeladen haben. Daß sich die niederdeutsche Branche, vertreten durch ihre Unterabteilung Wissenschaft, dieser ihrer geschichtlichen Rolle je bewußt geworden ist, im Klartext: daß sie sich ihrer ungemeinen Mitverantwortung für Kriege, für Nationalsozialismus und Rassismus bis hin zum Mord je analytisch gestellt hätte - ich vermag es nicht zu sehen⁴.

Was immer ich bisher über die Geschichtsmächtigkeit von Literatur und Literaturwissenschaft gesagt habe, erst allgemein, dann mit Blick auf das Niederdeutsche, es trifft auf Reuter und die Reuter-Rezeption in vollem Umfange zu. Sein Fall gibt sogar das Paradebeispiel ab, und das nicht obwohl, sondern gerade weil sein Werk welthaltiger ist als das der Mehrheit plattdeutscher Autoren. Die Zusammenhänge sind mittlerweile zu klar, die Einzelheiten zu oft genannt, als daß ich sie wiederholen müßte. Es genüge die Formel:

- Wir wissen: Reuter strebte gemäß dem Realismus-Konzept nach Darstellung zeitgenössischer Wirklichkeit.
- Wir wissen weiter: Er lavierte, wiederum im Einklang mit realistischen Theorie und Praxis, dauernd zwischen den Polen Wirklichkeitskritik und Wirklichkeitsverklärung. Er selbst war sich dessen sehr bewußt.
- Wir wissen endlich: Seinen Ruhm als großer deutscher Volkschriftsteller und zugleich niederdeutscher Klassiker verdankt er allein der verklärenden, affirmativen Dimension seiner Welt-darstellung. Deren im- oder explizit kritische, somit ungeschminkt politische Dimension wurde lange Zeit nicht nur nicht beachtet, sondern gezielt verworfen und unterdrückt. Auch das mit Reuters Zutun.

Was übrig blieb nach diesem Purgatorium, war ein Reuter, der vielleicht unter Tränen lachte, aber eben doch lachte; war ein

3 Vgl. J. BODEWADT, *Weltkrieg und Niederdeutschtum. Kulturpolitische Betrachtungen* (Plattdütsche Volksböcker, 5), Garding 1915, bes. S.5-11; A. MAHL, *Niederdeutsche Art und Sprache. Ein Bekenntnis* (Das niederdeutsche Gesicht, 4), Lübeck 1934, bes. S.28.

4 Seit der Jahreswende 1985/86 liegen immerhin vor D. ANDRESEN, "*Plattdütsch Mood in düütsche Noot*". *Konservative und völkische Ideologie in der plattdutschen Predigt zwischen den Weltkriegen*, in: *Dat en Spoor blifft*. Ulf Bichel zum 60. Geburtstag am 9. April 1985, hrg. v. F.W. MICHELSEN - G. SPIEKERMANN (Quickborn Bücher, 80/81), Göttingen (1985), S.23-43; C. SCHUPPENHAUER, *Harry Wolff - geboren als Jude, Niederdeutscher aus Überzeugung. Vorläufige Nachricht von einem vergessenen Aktivisten der Heimatbewegung*, in: ebd. S.45-86; K. DOHNKE, "*Hier ist wahrhaft deutsches, wahrhaft niederdeutsches Wesen*". *Ideologisierte Vermittlung niederdeutscher Literatur in Christian Boecks Arbeiten über J. H. Fehrs*, in: ebd. S.87-100. Angekündigt ist U.-T. LESLE, *Hundert Jahre niederdeutsches Theater. Von "völkischer Not" zum Literaturtrost*, Hamburg 1986.

Mann, der die Mißhelligkeiten seines Lebens und des Lebens in Deutschland überhaupt ins Provinzielle zurücknahm, durch Dialekt verfremdete und im Humor vollends aufhob; war ein Dichter ganz nach dem Herzen eines Volkes, das nicht aufgeschreckt, und einer Obrigkeit, die beileibe nicht gestört sein wollte - ein Herold zufriedener Bürgerlichkeit also, den man getrost feiern durfte, ja, als Idol feiern mußte. Diese Idolisierung, die früh schon auf die Interpretation des Werks verzichten konnte und sich direkt auf die Person richtete, war absolut geschichtskonform. Das macht sie für uns so bezeichnend und, hoffentlich, so lehrreich. Denn immerhin gab und gibt es Ausnahmen von dieser, der lange Zeit allein wirkungsträchtigen Reuter-Rezeption.

Da waren - Arnold Hückstädt hat sie uns trefflich präsentiert und kommentiert - von Anfang an und für Jahrzehnte die Stimmen derer, die sehr wohl wußten und bedachten, daß Reuter seine entscheidenden ersten Erfahrungen, die persönlichen wie die literarischen, im Vormärz gemacht hatte. Sie haben immer wieder einer landläufigen Meinung widersprochen, die in ihrer liberalen Bürgerlichkeit zwar nicht ohne Verständnis war für manche gesellschaftsbezogene Widerborstigkeit, die aber - je länger, desto mehr - auf die bloße Verherrlichung jenes Reuter zielte, der den Zustand von Welt und Menschen als gut und richtig zu bestätigen schien. Durchsetzen konnte sich die demokratische Reuter-Kritik allerdings nicht. "Sie verfügte", resümiert Hückstädt, "über wenige Stimmen, die sich nur gelegentlich zu Wort meldeten. Ihr fehlte auch ein geeignetes publizistisches Sammelbecken, so daß ihre Kräfte isoliert blieben."⁵

Dies Fazit beschreibt nichts anderes als die Auswirkungen jener großen Wende in der geistigen und politischen Geschichte, die einen Georg Lukács später dazu brachte, die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts unter das Rubrum "Die Grablegung des alten Deutschland" zu stellen⁶. Das Zeitalter unumschränkter bürgerlicher Herrschaft, das auf die gescheiterte Revolution von 1848 folgte und das seinen literarischen Niederschlag im bürgerlichen Realismus gefunden hat, erstickte nämlich die Entwicklung sozialer und demokratischer Ideen, noch ehe die recht begonnen hatte. Am Anfang - siehe Reuter - war das ein eher schleichender Prozeß. Der Realismus verdankte ja dem Jungen Deutschland, das seinerseits vom Geist der Aufklärung lebte, ungeheuer viel: die

5 Fritz Reuter im Urteil der Literaturkritik seiner Zeit. Rezensionen und Betrachtungen über die Werke und zur Persönlichkeit Fritz Reuters. Ausgewählt u. kommentiert v. A. HUCKSTÄDT (Hinstorff Bökerie, 16), Rostock 1983, S.52.

6 G. LUKÁCS, *Die Grablegung des alten Deutschland. Essays zur deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Ausgewählte Schriften I* (rowohlt's deutsche enzyklopädie, 276), Reinbek 1967.

Gattung des sozialen Romans etwa, die vorher nicht denkbar war; überhaupt die Romanprosa als dichterische, nicht länger rhetorische Kategorie, und anderes mehr. Im Zuge immer stärkerer Verbürgerlichung jedoch gewann die Zufriedenheits- und Verklärungslehre die Oberhand - siehe das Stilprinzip 'Humor' - und die schnitt alle utopistisch-jungdeutsche Bewegung ab. Erst wurde deren Weiterentwicklung unterbunden, dann wurden deren Vertreter ins Abseits gedrängt, schließlich stigmatisiert. Auf's Ganze gesehen, hat der Realismus mit seinen Ausläufern bis ins 20. Jahrhundert hinein die Spuren politisch zupackender Literatur weithin aus der Tradition getilgt. Er liegt wie eine Schwelle in der neueren deutschen Geistesgeschichte, die jedes Drängen auf radikale Veränderungen abblockte - wiederum: mit Reuters Wissen und Zutun, gleichzeitig aber zu seinem Nachteil.

Ich kann und will hier nicht in strikter Beweisführung aufrollen, was da mit Reuter und seinem Werk geschah. Vielleicht gelingt es aber, ein paar ungewöhnliche Zeugen so zum Reden zu bringen, daß ihr Zeugnis Licht auf die Reuter-Rezeption insgesamt wirft. Im Gedanken daran, daß - wie eingangs erwähnt - die dichterische Darstellungsweise der unseren haushoch überlegen ist, beginne ich mit einer simplen Anekdote. Sie stammt aus dem neuesten Buch des Schriftstellers Jürgen Borchert und geht so: Der Autor ist auf Wallfahrt zu den Stätten mecklenburgischer Regionalkultur, im Sommer 1983. Auf dem Schweriner Friedhof steht er vor einem alten, ungepflegten, völlig überwucherten Grab. Die Inschrift auf dem Stein ist kaum noch zu lesen. Da tritt eine alte Frau ans Nachbargrab, sieht den Fremden, und es entspinnt sich folgender Dialog:

"Suchen Sie wen?"

"Haben ihn schon!"

"Wer is'n das?"

"Wissen Sie's nicht?"

"Nein, da wird ja seit Jahrenen nich mehr gepflegt. Also, wissen Sie, (...) wir haben die Grabstelle hier seit 1920. Hier is schon meine Großmutter beerdigt. Und meine Eltern, alle beide. Und nu mein Mann. Und für mich is auch noch Platz. Bün ja man schlank. Aber all die Jahre, seit 1920, (...) da bün ich ja ümmer (...) Oma gießen gegangen und Vadders und Mudders und mein' Karl (...). Un nie nich einen Menschen gesehen bei diß Grab da. Is das wer Berühmtes?" (...)

"Hier liegt begraben Eduard Hobein, Advokat in Schwerin, Konsulent des Hoftheaters, Hofrat seit 1875, Regierungskommissar der Mecklenburgischen Hypotheken- und Wechselbank, Freund Fritz Reuters, zugleich Briefpartner Klaus Groths, Dichter, Kunstmäzen und Salonlöwe, war geboren anno 1817 und ist gestorben am 28. Mai 1882, das ist nun eben 101 Jahre her." (...)

"Freund Fritz Reuters, sagten Sie? Und wir liegen hier nu sechzig Jahre nebenan und wissen von nix Und nich mal'n büschen gepflegt. Na, denn werd' ich ihn ab und an mal mit überharken, was meinen Sie? Hab' ja Zeit, nüch.

- Freund Fritz Reuters... Wat't nich all giwwt!"⁷

Ich kenne keine Stelle in irgendeinem wissenschaftlichen Buch oder Aufsatz, die die Wirkungsgeschichte Reuters ähnlich knapp, präzise und eindringlich auf den Punkt brächte. Ob die Situation buchstäblich wahr oder nur gut erfunden ist, bleibt dabei völlig unerheblich. Zum einen macht sie klar, daß Zeit und Raum keine Kategorien sind für Reuters Ruhm. Die Anekdote spielt doch fast genau 109 Jahre nach seinem Tode und relativ weit entfernt von seinen Stammlanden. Auch ist, jenseits des Formalen, zu beachten, welchen Inhalt Zeit und Raum hier haben, bis hin zur Zweiteilung Deutschlands in ideologisch-politisch gegensätzliche Gebilde. Zum zweiten verweist die Charakteristik der Frau darauf, daß in erster Linie eine bestimmte Klasse sich von Reuter angesprochen fühlte und deswegen unbeirrbar für die Kontinuität seiner Wirkung sorgte: das Kleinbürgertum nämlich. Augenfällig ist ja nicht allein die typische, dauernd ins Plattdeutsche umkippende Redeweise der Frau. Vielmehr offenbart ihr Selbst- und Weltverständnis samt ihrem Verhalten typische Merkmale kleinbürgerlicher Sozialpsychologie. Zur 'Ich-Schwäche' dieser Klasse, von der der Sozialpsychologe spricht, gehört etwa der Respekt vor den Großen dieser Welt ("Is das wer Berühmtes?") wie das Streben nach Identifizierung mit ihnen. Nicht minder zeigt sie sich im übergroßen Familiensinn, denn der signalisiert Rückzug auf das Kleine, Intime einerseits, fraglose Weitergabe internalisierter Werte andererseits. Solche Werte tauchen aber im Bilde ritueller Grabpflege gleich gehäuft auf: vom Doppelwert der Pflicht und des Dienens bis hin zum Glauben an peinliche Ordnung und Sauberkeit. Die Frau hat doch förmlich nach dem Motto gelebt, daß Ordnung nicht nur das halbe Leben, sondern auch der halbe Tod sei. Zum dritten - und das fällt ebenso in den Bereich kleinbürgerlicher Denkweise - macht die Anekdote unnachahmlich deutlich: Die Rezeption Reuters beruhte auf weiten Strecken auf reiner Personalisierung, d.h. auf einer Idolisierung, die das Werk überhaupt nicht mehr ins Kalkül zog. Der Name Reuters und nichts sonst löst ein derart starkes Gefühl menschlicher, ja familiärer Nähe aus, daß die Frau das Grab des unbekannten Hobein sozusagen adoptiert ("denn werd' ich ihn ab und zu mal mit überharken"), obwohl ihr Hobein selbst nach wie vor herzlich gleichgültig ist.

Redselig ist dies Zeugnis also - ist es aber auch verlässlich? Was die personalisierende, die idolisierende Tendenz der Reuter-

⁷ J. BORCHERT, *Mein mecklenburgischer Zettelkasten. Aufenthalte und Wanderungen*, Rostock 1985, S.192-193.

Tradition angeht, liefert den Beweis der Richtigkeit die Reuter-Bibliographie von Arnold Hückstädt und Wolfgang Siegmund⁸. Sie verzeichnet insgesamt 1.421 durchnummerierte Titel, in sehr fein aufgeschlüsselter Untergliederung. Nehme ich die Zuweisungen zu den einzelnen Rubriken als gegeben hin, sortiere sie aber um, so errechne ich beispielsweise: Auf das belletristische Werk, Briefe und Illustrationsaspekt ausgeschlossen, beziehen sich 430 Titel (H/S 5.1. - 5.17.), auf Biographisches und allgemein Würdigendes bis hin zu Reuters Freundeskreis und zu seinen malerischen Ambitionen entfallen jedoch deren 640 (H/S 2. - 4.10.). Das belegt eine Verschiebung des Interessenschwerpunkts vom Werk auf die Person des Autors, die für sich spricht. Und sie gipfelt darin, daß sage und schreibe 221 Aufnahmen den schier denkmalspflegerischen Aktivitäten gelten, wie sie sich in Jubiläen, Feiern, Gedenkschriften, Weiterwirkungen in andere Bereiche sowie in institutionalisierten Rezeptionsformen spiegeln (H/S 8., 9., 11.), während selbst für das meistuntersuchte Einzelwerk, die *Stromtid*, nur 88 interpretatorische Bemühungen zu Buche stehen (H/S 5.13.).

Aufmerksamkeit verdient auch ein weiterer Befund. Hückstädt und Siegmund werfen nämlich für die Kategorien "Sprache, Stil und Humor" ein eigenes Kapitel mit 69 Nummern aus (H/S 7.). Das ist ein unübersehbarer Fingerzeig darauf, welch zentrale Bedeutung das Konglomerat aus heimatlicher Provinzialität, Dialektalität und Komik bzw. Humor im Laufe der Zeit gewonnen hat. Just dies Konglomerat aber, wissen wir, ist zum Inbegriff geworden für die weltabgekehrte, weltferne, weltverklärende Seite Reuterschen Schreibens, in summa: Inbegriff für dessen Ungeschichtlichkeit. Soweit also ein erster Versuch, die vereinseitigende, in Idolisierung mündende Komponente der Reuter-Aneignung faktisch-statistisch dingfest zu machen.

Solche allgemeinen Tendenzen lassen sich nun im Bilde, das sich speziell die niederdeutsche Branche von ihrem Klassiker Reuter machte, verstärkt nachweisen. Das Verfahren, das ich dazu anwende, ist - ich gebe es zu - schon im Prinzip fragwürdiger als im Falle der Hückstädt/Siegmundschen Bibliographie; und so ganz strikt und zünftig habe ich es auch nicht zu Ende geführt. Dennoch mag es den einen oder anderen Einblick eröffnen: Ich habe die dreiteilige Seelmannsche Bibliographie zur plattdeutschen Literatur des 19. Jahrhunderts⁹ einmal auf die Titel durchforstet,

8 A. HÜCKSTADT - W. SIEGMUND, *Fritz Reuter. Wissenschaftliche Bibliographie zu Leben, Werk und Wirkung*, hrg. v. Fritz-Reuter-Literaturmuseum Stavenhagen, Reuterstadt Stavenhagen 1982. - Die folgenden Angaben, insbesondere die mit H/S gekennzeichneten und in Klammern gesetzten Ordnungszahlen, beziehen sich auf diesen Titel.

9 W. SEELMANN, *Die plattdeutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Biobibliographische Zusammenstellung*, Nd.Jb. 22 (1896) 49-130 (I); DERS., (Nachtrag), Nd.Jb. 28 (1902) 59-105 (II); DERS. - E. SEELMANN, *Die plattdeutsche Literatur des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts*.

die irgendwie auf Reuter und sein Werk anspielen. Die Entscheidung darüber, ob ein Reflex auf Reuter vorliegt oder nicht, wurde allein nach dem bei Seelmann abgedruckten Wortlaut der Aufnahme gefällt, nicht nach dem mir bekannten oder unbekannten Inhalt der Bücher. In die Betrachtung einbezogen wurden nur Einzelverfasserschriften belletristischer Art aus der Zeit nach 1853, nach Erscheinen der *Läuschen* also; Neuauflagen wurden nur gezählt, wenn sie mehr als 10 Jahre nach dem Erstdruck herausgekommen sind.

Neues oder gar Überraschendes ist bei der Durchsicht und Analyse der Seelmannschen Eintragungen nicht herausgekommen. Immerhin helfen die Ergebnisse aber, Art und Verlauf der Reuter-Rezeption mit kräftigerem Strich und bunteren Farben zu zeichnen. So etwa:

- Zwischen 1866 und 1915 habe ich 65 Publikationen ausgemacht, deren Titel Anlehnung an Reuter offenbaren. Die reine Zahl sagt nicht so sehr viel, solange man sie nicht auf die Grundgesamtheit beziehen und mit Daten über die Prägekraft anderer Autoren vergleichen kann. Ihre Bedeutung ist aber ungefähr einzuschätzen, wenn man die Umstände bedenkt. Es dreht sich hier ja nicht um die Rezeption Reuters durch Leser, Kritiker oder Wissenschaftler. Vielmehr ist zu messen, inwieweit er auf seine Kollegen, die Schreiber niederdeutscher Literatur, direkt als Anlaß oder Muster gewirkt hat. Solche Nachahmung hat jedoch im Reiche der Literatur üblicherweise den Beigeschmack mangelnder Selbständigkeit und Originalität und ist deswegen im allgemeinen relativ selten. Überdies darf unterstellt werden, daß viele Imitatoren, Bearbeiter und 'Be-Dichter' Reuterschen Lebens und Schaffens sich eben nicht schon per Titelblatt als solche zu erkennen gegeben haben. Die Dunkelziffer für derartige Fälle wird also hoch sein. Aus diesen Gründen wird man die Zahl 65 denn doch für tendenzanzeigend nehmen und festhalten können: Wo wir im Blick auf die ästhetisierte niederdeutsche Lyrik von 'Grothismus' reden, ist für den Rest niederdeutschen Dichtens im genannten Zeitraum von 'Reuteritis' auszugehen; und das betrifft keineswegs allein das Erzählen in Vers oder Prosa, vom Döntje über das Versepos zum Roman, sondern interessanterweise sogar die dramatische Gattung.
- Die 65 Titel mit Anklängen an Reuter verteilen sich ziemlich gleichmäßig auf das Kontinuum von 1866 bis 1915. Ein Jahr fünf ohne Nennung gibt es nicht; die Anzahl der Nennungen pro Jahr fünf liegt normalerweise zwischen 3 und 6. Die Ausnahmen von dieser Regel bestätigen längst Bekanntes: 1876 - 80 sowie 1901 - 05 steigt die Quote auf ungefähr doppelte Höhe (9),

1906 - 10 gleich auf fast das Vierfache (16). Das markiert die Höhepunkte der Reuter-Begeisterung einmal unmittelbar nach seinem Tode, hier das Hochgefühl nach dem Kriege 1870/71 und nach der Reichsgründung einschließlich, sodann besonders nachhaltig im Jahrzehnt vor dem 1. Weltkrieg. Die nächste Reuter-Welle, anzusetzen in den dreißiger Jahren, wird von Seelmann nicht mehr erfaßt.

- Von den 65 Titeln bieten 56 Reflexe auf Reuters Werke, nicht weniger als 9 stehen jedoch über Texten, die an sein Leben anknüpfen und Abschnitte daraus wortwörtlich 'be-dichten'. Beispielsweise wird 1910 in Hamburg ein Einakter "Fritz Reuters 50. Geburtstag" gedruckt, der aus der Feder der Ottilie Eckermann stammt, ehemals gefeierter Schauspielstar am Karl-Schultze-Theater (III, 22)¹⁰. Und 1873 erscheint in New York "Fritz Reuter's Geburtsdag, Dramatisches Festdagsgedicht expree vör den Fritz Reuter-Verein tau New York". Verfasser dieses Stücks ist Wilhelm Fricke, der umtriebige Propagandist und Organisator plattdeutscher Heimattümelei in Amerika (I, 73). Das ist nun gewiß mehr als eine bloße Personalisierung, die das Werk durch die Biographie des Autors ersetzt. Das ist die Feier des Feiertags des zu Feiernden, ist zugleich die Selbstfeier der plattdeutschen Bewegung und ihrer Organe. Und das alles vollzieht sich in großer räumlicher und inhaltlicher Entfernung von dem, was die Welt Reuterschen Schreibens ausmacht.
- Im übrigen zeigt sich die verfremdende Entfernung von der Schreibmotivation und dem Schreibgestus Reuters auch dort, wo die Titel sich auf das Werk selbst beziehen. So zähle ich 28 Titel (50 %), die keineswegs Nachahmung und Nachfolge ankündigen, also Imitation aus irgendwie noch eigener Kraft, sondern schiere Ausbeutung. Da bemächtigt man sich einzelner Texte und Textteile, greift ungeniert zu Reuterschen Motiven und Personen und arbeitet alles nach Gutdünken um. Zu vermuten steht, daß kaum jemand dies Verfahren als das empfunden hat, was es ist: Plagiat und Plünderung nämlich. Eher hat man sich wohl in dem Glauben gewiegt, derartige Übernahmen gereichten dem bewunderten Vorbild zur Ehre. An den Tatsachen ändert das nichts. Voraussetzung solchen Tuns ist die Loslösung der jeweils benutzten Elemente von allen Bindungen, vom Gesamtzusammenhang des Oeuvres wie von der ihm zugrundeliegenden Wirklichkeit. Und die Folge ist, daß Werke und Werkteile zu bloßen Bausteinen werden, disponibel für alle Zwecke wie Quadern aus dem Steinbruch. Dieser gewalttätige

10 Die in Klammern nachgestellte Folge von römischen und arabischen Ziffern bezeichnet hier und im folgenden den Fundort des jeweils zitierten Titels in der Seelmann-Bibliographie (wie Anm.9) mit Teil und Seite.

Umgang mit einem Autor, der doch als Muster gepriesen werden soll, macht übergeordnete Ziele sichtbar. Betrieben wird hier die rücksichtslose Popularisierung, Trivialisierung und Kommerzialisierung Reuters, im ganzen seine Funktionalisierung im Sinne der niederdeutschen Bewegung, die ihrerseits eine regressive Rolle spielt in der geistig-politischen Entwicklung Deutschlands.

- Wie weit die retardierende Wirkung dieser Art von Reuter-Rezeption reicht, erhellt aus dem weiteren Befund, daß 35 von den 65 Titeln mit Reuter-Hinweis den Druck von dramatischen Adaptionen vermelden. Darunter sind einige Stücke, deren Titel und Gattungsbezeichnungen signalisieren, es könne nicht allein um unterhaltende Komik oder Idyllik gehen¹¹. Die überwiegende Mehrheit gehört jedoch dem Genre an, das von 1870 an vor allem in Hamburg im Schwange war und von dort per Tournee durch ganz Deutschland ging. Das sind Spiele, die - deklariert als Schwank, Lustspiel, Komödie usw. - Reutersche Vorlagen zum Zweck simpelster Volksbelustigung auf die Bühne bringen¹². Die Ausrichtung auf das laute Lachen um seiner selbst willen kann nach allem nicht wunder nehmen. Größter Aufmerksamkeit wert ist hingegen die Beobachtung, daß sich die Erscheinungstermine dieser Reuter-Spektakel um die Jahrhundertwende konzentrieren: Von den 35 Dramatisierungen entfallen 22 auf die Jahre 1896 bis 1910. Dabei steigt die Quote von Jahrfünft zu Jahrfünft deutlich an (5, 7, 10), unter anderem deswegen, weil jetzt auch Texte aus den achtziger Jahren neu aufgelegt werden. Das aber bedeutet, daß die Tradition des Reuter-Schwanks hamburgischer Provenienz ihre Blütezeit ausgerechnet in dem Zeitraum hat, in dem Fritz Stavenhagen, ebenfalls in Hamburg, das ernsthafte und moderne plattdeutsche Theaterspiel aus der Taufe hob - und damit zunächst scheiterte. Anklang fand er, der unter dem Eindruck des naturalistischen Dramas schrieb, wohl bei Gleichgesinnten im fernen Berlin, nicht jedoch bei den Befürwortern der niederdeutschen Bewegung, für die Hamburg dazumal ein zentraler Ort war. Wo solche Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

-
- 11 Z.B. H. JAHNKE - W. SCHIRMER, *Kein Hüsung, Ein Volksschauspiel in vier Akten, Mit freier Benutzung der gleichnamigen Dichtung Fritz Reuters*, Berlin 1891, Halle 1902 (I, 84; II, 79, 96); F. CORLEIS, *Meckelnborgsche Revolutschon, Schauspiel, Unter Benutzung Reuterscher Motive*, Altona 1894 (I, 67); K. SIMONS, *De Demagog*, Reuter-Festspiel, Hamburg 1910 (III, 76).
- 12 Z.B. H. BÖHMKEN, *Hei will frigen, Komödie nah en Geschicht van Fritz Reuter bearbeid't*, Berlin 1896, 1902 (I, 61; II, 66); F. GRABE, *Jochen Päsel un Trine Däsel, Schwank mit Gesang in 1 Akt, Nach dem Reuterschen Gedichte 'O Jöching Päsel wat büst du för'n Esel' frei bearbeitet*, Mühlhausen 1898 (II, 73); A. MANSFELD, *Wo is die Katz? Schwank (nach Fritz Reuter)*, Hamburg 1880, 1905 (I, 94; III, 50).

schon innerhalb der niederdeutschen Szenerie möglich war, da mußte deren Rückständigkeit und planvolle Rückwärtsgewandtheit, verglichen mit Stand und Tendenzen der allgemeinen Entwicklung, wahrhaft groß sein. Und es ist schon ein Stück tragischer Ironie, daß just Reuter solchem Beharren dienstbar gemacht wurde und dienstbar zu machen war.

- Zur Abrundung noch, obwohl längst überflüssig, sei auch das letzte Ergebnis angefügt: Von den 56 Titeln, die auf Reuters Werk anspielen, zeugen 28 für den Einfluß der *Läuschen un Rimels*, 21 für den der drei *Tiden*-Romane. Von ihnen hatte die *Stromtid* die bei weitem stärkste Wirkung. 5 Nennungen sind nicht auf ein Einzelwerk festzulegen, je eine gilt *Kein Hüsung* und *Dörchläuchting*.

Nach alledem wird es nicht schwer, auf einen Nenner zu bringen, wie das Bild aussah, das sich das deutsche Bürgertum und speziell das am Niederdeutschen hängende Bürgertum von Reuter gemacht hat - jenes Bild also, das bis zur Auflösung rein bürgerlich bestimmter Gesellschaftsstrukturen in unserem Jahrhundert fast uneingeschränkt gegolten hat. In diesem Bilde prangt Reuter als hehres, auch und gerade als Person verklärtes Idol. Schon das war Ausblendung von Welt und Wirklichkeit. Überdies konzentrierte sich positives Interesse so gut wie ausschließlich auf den idyllischen, gemüthhaften, humoristischen, illusionären und affirmativen Teil seines Schaffens. Der welthaltige und sogar realitätskritische Rest wurde durch Auswahl, Uminterpretation und Wertung unwirksam gemacht. Das reduzierte diesen Reuter auf das Format eines Sängers der heilen bürgerlichen Welt, und in dieser Gestalt hat man ihn als Trost, Stütze und Herold immer dann zu nutzen gewußt, wenn Volk und Vaterland nach herrschender Meinung in Not waren.

Diese Feststellungen enthalten, wiewohl sie für manchen so klingen mögen, keinerlei Vorwurf an irgendjemanden. Beides, die beschriebene Aneignung Reuters wie deren Bewertung von heutigem Standpunkt aus, entspricht doch dem geschichtlichen Wesen aller Literatur und aller Literaturrezeption. Hier wurde ein Autor für die Zwecke der herrschenden Klasse vereinnahmt, und dieser Autor leistete der Vereinnahmung noch Vorschub, wissentlich und willentlich. Seine Briefe sind da von unerbittlicher Klarheit, einen Zweifel erlauben sie nicht.

Er hat früh und schmerzlich erfahren, was die obrigkeitliche Parole "Alles für das Volk!" von der demokratischen "Alles durch das Volk!" unterschied¹³, und er bat anläßlich der *Läuschen* förmlich darum, der große Gervinus möge ihm "Mut ma-

13 An Luise Kuntze, 10.5.1847; F. REUTER, *Gesammelte Werke und Briefe*, hrg. v. K. BATT, Bd.8, Rostock bzw. Neumünster 1967, S.250.

chen, mich auch an ernstere und wichtigere Dinge, namentlich an solche zu versuchen, die der sozialen Frage naheliegen."¹⁴ Er hat auch zeitlebens der Demokrat bleiben wollen, zu dem die Welt ihn gemacht hatte¹⁵, hat immer wieder beteuert, er sei "ernstlich gesonnen (...), auf dem sozialen Felde zu wirken"¹⁶, ist nie irre geworden in dem Glauben, daß die aus Sympathie mit dem kleinen Mann geborenen Stücke seine besten seien. Nur, die Verhältnisse waren nicht so, daß er mit seinem reformerischen Kopf hätte durch die Wand gehen können. Und er selbst war nicht der Mann, der das mit dem Risiko endgültigen Mißerfolgs hätte versuchen mögen.

Wohl hatte er während des Entstehens von *Kein Hüsung* noch gemeint: "wenn diese kleine Erzählung nicht ergreifend ins Publikum einschlägt, dann muß ich's Schreiben lieber aufgeben."¹⁷ Als jedoch eingetreten war, was er befürchtet hatte, da beließ er es bei bitterer Einsicht: *Kein Hüsung* habe "von allen meinen Schriften das wenigste Glück gemacht, und das ist begreiflich, da es einen sehr faulen Teil unserer mecklenburgischen Verhältnisse behandelt, von dem unsere Besitzenden indessen sehr erbaut sind und in ihnen die Hauptstützen ihres Schlendrianregiments sehen. - Die beiden Teile *Läuschen un Riemels* sind am meisten ins Volk gedrungen, welches beim gänzlichen Mangel eines ersten politischen Lebens einen vorwiegenden Geschmack für dergleichen Schwänke zeigt."¹⁸ Im übrigen leistete Reuter den "freundlichen, rosenwangigen und mitleidvollen Kritikern" hinhaltenden Widerstand, versetzte trotzig, er könne es mit der Anklage "nicht billiger machen", bedachte die feinsinnigen Damen mit einem "tiefe(n) Bückling" der Ironie¹⁹ - und fügte sich dem Druck der Erwartungen.

Gewiß spielte dabei der Wandel in seinen Lebensverhältnissen und damit in seiner Perspektive eine Rolle. "Was hat sich in der Zeit alles verändert!" schreibt er bereits Ende 1857. "Auch bei mir und in mir: aus dem Demagogen wurde ein Landmann, aus dem Landmann ein Schulmeister, aus dem Schulmeister ein Poet." Wenn er aber in gleichem Federzug von dem Reuter spricht, "der jetzt sein Leben mit Schnaken und Schnurren und Dorfgeschichten und Schwänken verskribuliert"²⁰, dann hört man aus der wahrheitswidrig einseitigen Selbstdarstellung heraus, wie sich da

14 An Georg Gottfried Gervinus, 26.8.1853; ebd. S.288.

15 An Julius Wiggers, 27.1.1862; ebd. S.388.

16 An Rechtsanwalt (...), 1855; ebd. S.296.

17 An (...) Warnitz, 7.12.1856; ebd. S.302.

18 An Julian Schmidt, 20.3.1861; ebd. S.373-374.

19 An Theodor Kunike, 17.7.1857; ebd. S.309.

20 An die Schwestern von Bülow, 14.12.1857; ebd. S.319.

jemand halb und halb von seinem Tun distanziert. Fortan und für den ganzen Rest seines Daseins erzählen Reuters Briefe vom Drahtseilakt eines Poeten, der die Welt schreibend verändern möchte, sich aber nicht traut. Es wird ihm "gar zu schwer, eine abscheuliche Festungszeit ins Humoristische zu übersetzen"²¹; er fühlt sehr gut: "So aus einem Guß wie die 'Franzosenzeit' konnte dies (...) nicht werden; aber ich habe es doch versucht, auch die traurigste Zeit meines Lebens ins Humoristische zu übersetzen und den vielen jetzt erscheinenden Gefangenengeschichten ein heiteres Paroli zu bieten"²²; er rechtfertigt sich krampfhaft vor einem Leidensgenossen, der das Unrecht direkt beim Namen genannt hatte: "Du hast die an Dir begangenen Niederträchtigkeiten noch im frischen Gedächtnis, so daß Du dieselben pragmatisch niederschreiben konntest, zwischen meinem Jetzt und meinem Damals liegen aber schon 25 Jahre, die mich manche Bitterkeit vergessen lassen konnten und mich in den Stand setzten, sogar diese Zeit meines Lebens in die rosigen Fluten des Humors zu tauchen."²³ Schließlich macht Reuter aus der Not seines Schreibens eine Tugend besonderen niederdeutschen Schreibens: Erst das Beispiel eines anderen muß ihn davon überzeugen, "daß unsere plattdeutsche Sprache so geeignet wäre, den hochdeutschen Ausdruck wiederzugeben."²⁴ Der inhaltlichen "Einschränkung der plattdeutschen Literatur auf Stoffe des kleinbürgerlichen Lebens" stimmt er leichthin zu²⁵ und redet einer prinzipiellen Sonderexistenz der niederdeutschen Literatur neben der hochdeutschen das Wort, wenn er zur gezielten Verständigung aller niederdeutschen "Skribenten" aufruft²⁶ und fordert, die Regionaldialekte müßten zugunsten einer Einheitsform des Niederdeutschen zurückgedrängt werden²⁷.

Reuter selbst, ehrlich wie er war, hat den Grund für solche Anpassung an die Publikumserwartungen einmal schlagend formuliert - wobei bezeichnend ist, daß eine Situation der Selbstverteidigung ihm den Anlaß gibt: "aber - il faut vivre, und ich lebe von meiner Feder."²⁸ Dies ist das Credo des Lohnschreibers, dem der Erfolg über alles gehen muß. Wer Reuters Biographie und seine Überzeugungen kennt, wird das 'muß' in diesem Satz dick unterstreichen; und er wird den Begriff 'Lohn' so über-

21 An Heinrich Zeise, 8.11.1861, ebd. S.384.

22 An Robert Heller, 16.1.1862; ebd. S.386.

23 An Julius Wiggers, 27.1.1862; ebd. S.387.

24 An Eduard Hobein, 23.11.1860; ebd. S.362.

25 An Julian Schmidt, 20.3.1861; ebd. S.373.

26 An Johann Meyer, 22.9.1859; ebd. S.336.

27 An F.H. Mertens, 16.12.1859; ebd. S.348-349.

28 An Carsten Hinrich Waltjen, 6.1.1864; ebd. S.465.

setzen: Am Anfang seiner Karriere schrieb Reuter buchstäblich um den Lebensunterhalt für seine Frau und sich, dazu um eine persönliche Identität, d.h. um einen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft der Zeit. Danach ging es ihm darum, Wohlstand und Ruhm zu erhalten und zu festigen. Wenn wir also heute preisend und stolz davon sprechen, er sei ein "Volksautor" gewesen, "der einzige, den Deutschland in der zweiten Jahrhunderthälfte besaß"²⁹, dann wollen wir die Kehrseite nicht vergessen. Das Volk, das hier einen Schreiber mit Ehre und Liebe belohnte, war ein Volk unter der Herrschaft strikt bürgerlicher Ideologie. Es vergab seine Zuneigung just in dem Maße, in dem der Schreiber sich zum Verzicht auf Kritik an dieser Ideologie und ihren Folgen bequeme. Position und Prädikat des Volksschriftstellers wurden also, pointiert gesagt, erkaufte mit der Rücknahme oder Kaschierung politischer Inhalte, mit einem Stückchen Verstümmelung sowohl des Autoren-Ichs als auch der Möglichkeiten niederdeutscher Literatur.

Wohin aber bringt solche Einsicht uns, hier und heute? Glücklicherweise ist zunächst zu betonen, daß wir alle im letzten Vierteljahrhundert die Wiederentdeckung des kritischen Zeitbeobachters Reuter erlebt haben. Es ist nur billig, wenn ich hier den Satz zitiere, mit dem Arnold Hückstädt seine Revision der frühen Urteile über Reuter beendet. "Kleinen mosaikartigen Bausteinen gleich, bildeten die Ergebnisse der demokratischen Reuterkritik aus der Zeit zwischen 1860 und 1874/75 den Traditionsanfang der marxistischen Reuterpflege in der Deutschen Demokratischen Republik."³⁰ Dieser Satz, ich sage es mit lautem Dank und leisem Neid, beschreibt adäquat die imponierende Gesamtleistung, die die DDR auf dem Gebiet wissenschaftlicher und volkspädagogischer Bemühung um Reuter vorweisen kann. Daß er über dem Stolz auf die Pioniertaten im eigenen Land die inzwischen doch auch vorliegenden Beiträge anderer verschweigt, mag man bedauern; verwundern kann es angesichts der Chronologie der Ereignisse und der allgemeinen Umstände eigentlich nicht. Wahr ist nun einmal, daß man diesseits der innerdeutschen Grenze ein wenig länger gebraucht hat, um liebgeordnete Gedanken und Symbole als überholt zu verabschieden.

Da hat es dann für einige Jahre eine ziemlich klare Frontstellung gegeben zwischen hüben und drüben. An Reuter schieden sich die deutschen Geister. Kaum hatte nämlich die Greifswalder Konferenz - die ihren Niederschlag fand in der Festschrift von 1960, mit der "Erklärung des Fritz-Reuter-Komitees der Deutschen Demokratischen Republik 1960" als politischer

29 K. BATT, *Fritz Reuter, Leben und Werk*, Rostock 1967, S.403.

30 *Fritz Reuter im Urteil der Literaturkritik* (wie Anm.5) S.54.

Direktive vorweg³¹ - den neuen, den gesellschaftlichen, den marxistischen Reuter erst modelliert und dann auch gleich für die sozialistische DDR reklamiert³², flugs meldete sich hier im Westen eine Stimme, die vor Grimm über den "bolschewistische(n) Geistesraub am Lebenswerk unseres Fritz Reuters" nur so bebte³³ - es war übrigens keine sonderlich gewichtige Stimme.

Seltsam blieb allerdings, daß bei allem hochpolitischen Eifer, mit dem Reuter zur Waffe im Kampf der Ideologien gemacht wurde - Alleinvertretungsanspruch vice versa sozusagen - beide Seiten die Quintessenz seines Werkes mit sehr ähnlichen, nämlich den alten Worten umrissen. Reuters "tiefe Liebe zu den einfachen Menschen", formulierte etwa das Komitee im Osten, habe sich "mit der tiefen Liebe zur herben Schönheit seiner Heimat" verbunden, und es seien Werke entstanden, "die zu den besten der deutschen Heimatliteratur zählen und die gerade dadurch zum unverlierbaren Gut nationaler Kultur wurden. Damit setzte er Maßstäbe für die gesamte deutsche Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts."³⁴ Hinter derartiger Beschwörung althergebrachter Werte mußte und wollte der Kontrahent im Westen beileibe nicht zurückstehen. Auch er war, "heute mehr denn je", ganz sicher, daß aus Reuters "Werken - gerade weil er sie in der niederdeutsch-mecklenburgischen Sprachform landschaftsgebunden gestaltete - der Begriff Heimat, die Liebe zur Heimat und die innige Verbundenheit mit ihr beispielhaft für unser ganzes deutsches Volk (...) vor uns erstehen. Wenige Dichter der deutschen Geistesgeschichte sind ihm da gleichzustellen."³⁵ Die grundsätzliche Verschiedenheit des Reuter-Verständnisses, die beiderseits hervorgekehrt werden sollte - in den Vokabeln findet man sie mitnichten. Das gilt nicht weniger für den zentralen Satz in der Erklärung des DDR-Komitees. Er lautet bündig: "Unvergänglich ist das Werk Fritz Reuters, weil es, aus dem Volke entstan-

31 *Fritz Reuter. Eine Festschrift zum 150. Geburtstag*, hrg. v. Reuter-Komitee der Deutschen Demokratischen Republik, Rostock 1960.

32 Vgl. z.B. *Fritz Reuter. Eine Festschrift...* (wie Anm.31) S.11-12: "Erneut sind in Westdeutschland Militarismus und Faschismus entstanden. (...) Sie sind (...) die Erben jener reaktionären und blutigen Tradition preußischer Vergangenheit, die auch den Kopf des 'Thronumstürzers' Fritz Reuter dem Henker überliefert wissen wollte. (...) Es hat sich nichts geändert dort, wo die neuen Herren zugleich die alten sind. Mit der Deutschen Demokratischen Republik ist dagegen der erste Staat des Friedens erstanden. (...) Hier, wo der Sozialismus seinen Siegeslauf begonnen hat und mit seiner materiellen auch seine kulturelle Überlegenheit über den Kapitalismus erweist, hier hat auch das literarische Schaffen Fritz Reuters seine wahre Heimstatt gefunden."

33 R. JUNACK, *Fritz Reuter in sowjetzonaler Sicht*, in: *Fritz Reuter im Urteil der Zeit*, zus.gest. v. B. HOLLMANN, Hamburg 1960, S.66-70; Zitat S.69.

34 *Fritz Reuter. Eine Festschrift...* (wie Anm.31) S.11.

35 R. JUNACK (wie Anm.33) S.66.

den, dem Volk diene und dient"³⁶, und wieder ist zu fragen, inwieweit hier wirklich anderes gemeint sei als das romantizistisch-bürgerliche 'Volkstümlichkeits'-Ideal vergangener Zeiten.

Natürlich wissen wir, daß die Differenzen in der Auffassung von Reuters Wollen und Tun erst hinter den scheinbar gleichen Worten sichtbar werden; daß der Begriff 'Volk' und die Vorstellung von Volkes Nutzen in der marxistischen Geschichts- und Gesellschaftstheorie anders definiert sind als traditionell üblich; daß die Staatsdoktrin der DDR darauf baut, in ihrem Bereich - und nur dort - sei der Gegensatz zwischen den Parolen "Alles für das Volk!" und "Alles durch das Volk!" ein- für allemal aufgehoben. Es wird auch niemand ernstlich bestreiten wollen, daß es diese strikt antibürgerliche Sichtweise war, die die Forscher aus der DDR in die Lage versetzte, bei der überfälligen Revision des Reuter-Bildes voranzugehen. Indes haben wir mittlerweile, dank im wesentlichen der 'hochdeutschen' Literaturwissenschaft, relativen Gleichstand der Reuter-Interpretation in beiden deutschen Staaten erreicht. Die Wissenschaftler im Westen, nicht allein in der Bundesrepublik, haben ja längst keine Beschwerde mehr, die politische, zeit- und weltkritische Dimension des Mecklenburgers zu würdigen. Sollen wir aus solcher Gemeinsamkeit nun schließen, der Westen sei sozialistischer geworden?

Um die Gewissenserforschung zum Wohle des Faches noch ein wenig weiter zu treiben und zumindest Fragen zu stellen, wo Antworten leider fehlen: Seit rund 10 bis 12 Jahren erleben wir in der Bundesrepublik eine vorher ganz ungeahnte Wiederbelebung des Interesses an niederdeutscher Sprache und Literatur. In der DDR ist es, soweit wir das von hier aus beurteilen können, in den letzten 5 bis 6 Jahren zu einer ähnlichen Entwicklung gekommen. Wie nun wollen wir das im Hinblick auf gesellschaftliche Zustände und Befindlichkeiten deuten, da doch die prinzipiellen politisch-ideologischen Differenzen real fortbestehen - oder doch nicht ganz so real? Niemand weiß es, weil es nämlich in beiden Deutschlands alles gibt, sogar hochqualifizierte Reuter-Forschung, nur keine kontinuierlich und ernsthaft betriebene Wissenschaft von niederdeutscher Literatur überhaupt.

Die Reuter-Rezeption ist fraglos im Gleichschritt verlaufen mit Aufstieg und Herrschaft des Bürgertums hier, mit Herausbildung und Entwicklung der Spezies 'niederdeutsche Literatur' dort; sie ist ein wichtiger Bestandteil in beiden Prozessen gewesen. Diesen geschichtlichen Zusammenhang schlicht personalisiert zu betrachten, allein am Beispiel Reuters, heißt die Komplexität der Vorgänge gründlich verfehlen. Wo wäre denn auch nur der Hinweis darauf, daß die sich unpolitisch gebende niederdeutsche Literatur in Kriegeszeiten jeweils ungeheure Aufschwünge genommen hat?

36 Fritz Reuter, *Eine Festschrift...* (wie Anm.31) S.12.

Wo wären weiterhin die Ansätze einer erhellenden Untersuchung des Weges, der die niederdeutsche Bewegung nahtlos in den Nationalsozialismus führte? Beides hat doch, wie zu zeigen war, nicht zuletzt mit der Deutbarkeit Reuters zu tun.

Endlich ist eine Erklärung des erstaunlichen Phänomens zu wünschen, daß es zwar in der Bundesrepublik, nicht jedoch in der DDR niederdeutsche Autoren gibt, die sich erstens mit der jüngeren Vergangenheit auseinandersetzen, samt Kriegen, Nationalsozialismus und Judenmord, und die zweitens das aktuelle Geschehen in ihrem Lande schildern, es so oder so kommentieren. Und warum, umgekehrt, ist derart welthaltige und weltkritische niederdeutsche Literatur in der Bundesrepublik zwar vorhanden, gerät aber gerade im Zuge der Dialektwelle zunehmend in die Minderheit, wo nicht Vergessenheit?

Alles in allem genommen: Reuter zu preisen und zu pflegen, erhellende Reuter-Wissenschaft zu treiben, ist leicht. Daß wir von Reuter und aus den Wechselfällen seiner Rezeption gelernt hätten, wird man freilich erst sagen dürfen, wenn wir Antworten auf Fragen wie die eben gestellten geben können und mögen. Erst dann wird sich zeigen, was niederdeutsche Literatur und niederdeutsche Literaturwissenschaft für den Zustand des Menschen und der Welt heute bedeuten.

Zur Illustration sei nochmals eine Anekdote herangezogen, wieder aus der Feder von Jürgen Borchert. Am Ende seines Romans über Ludwig Reinhard, den allzeit politisch aktiven, allzeit demokratisch fordernden und allzeit erfolglosen Freund Reuters, läßt er eben diesen Reinhard zu Reuter sagen:

"Und du, Fritz, du darfst auch nicht so leben. Dazu bist du zu schade! Heute schreibst du im Überschwange vaterländischen Gefühls ein Loblied auf die Mucker, und morgen begreifst du, was du da gemacht hast, und säufst dir den Hals voll, um es zu vergessen... Fritzing, laß dich nicht irremachen! Denk an 'Kein Hüsung'! Und wenn du 'Dörchläuchting' machst: mach es nicht zu weich..."

Im nächsten Bild findet Luise Reuter ihren Fritz schlaflos auf der Bettkante, die Rotweinflasche in der Hand. Sie redet ihm beruhigend zu; da bricht es aus ihm heraus:

"Herrgottnochmal! Was bleibt mir denn übrig, als zu saufen! (...) 'Kein Hüsung'! Ja, er hat ja recht! Voll war mein Herz von diesen Stoffen, voll meine Seele vom Elend der Leute. Mein eigenes Leben hätte ich nur zu beschreiben brauchen! Was schrieb ich? 'Hanne Nüte'! Bei Gott, Luise! Ich bin mir selbst zuwider!"³⁷

37 J. BORCHERT, *Je dunkler der Ort... Ein Ludwig-Reinhard-Roman*, Rostock 1980, S.192, 193.

Ich wüßte wahrhaftig keine bessere Formulierung für die Notwendigkeit, im Sinne Reuters eine welt- und geschichtsbezogene, eine sich einmischende Wissenschaft von niederdeutscher Literatur zu betreiben. Sonst, womöglich, sitzen eines Tages wir auf der Bettkante, alle miteinander.

Gustav K o r l é n, Stockholm

FRITZ REUTER IN SKANDINAVIEN

Im Jahre 1972 veröffentlichte ich an entlegener Stelle eine Studie "Zur Rezeption der niederdeutschen Literatur des 19. Jahrhunderts in Schweden", in der es sich herausstellte, daß unter den 'drei Großen' aus der Blütezeit der neuniederdeutschen Literatur, also John Brinckman, Klaus Groth und Fritz Reuter, letzterer die bei weitem wichtigste Rolle spielte. Vor kurzem wurde dieser Artikel nun fast unverändert in die zum 175. Geburtstag des Dichters herausgegebene Gedächtnisschrift übernommen¹.

Man könnte also meinen, daß der folgende Vortrag sich damit erübrigt. Er tut es doch wohl nicht, denn erstens konnte ich inzwischen feststellen nicht nur, daß das Thema Fritz Reuter in Schweden noch ergiebiger ist als was meine damaligen Recherchen zu Tage förderten, sondern auch, daß die schwedische Reuter-Rezeption in den vergangenen 13 Jahren in bemerkenswerter Weise ihre Zählebigkeit demonstriert hat. Und zweitens sollen ja nun auch unsere sogenannten Bruderländer, Dänemark und Norwegen, mit berücksichtigt werden.

Die Einbeziehung dieser Länder wurde vom Stockholmer Horizont aus erleichtert durch die Arbeit von Willi Finger-Hain², obwohl die bibliographischen Angaben hier stellenweise durcheinandergeraten sind und die Darstellung überhaupt etwas fahrig ist. Auch trifft seine Behauptung in der Einführung, wonach Reuters "poetisch wertvollste Dichtungen durch das Tor des Hochdeutschen in die Fremdsprachen eingegangen" seien, für die nordischen Sprachen nicht zu. Soweit ich feststellen konnte, ist praktisch alles Plattdeutsche in allen drei Ländern direkt aus dem Plattdeutschen übersetzt worden. Im Grunde ist das Niederdeutsche für uns ja auch eine weniger fremde Sprache als das Hochdeutsche. Aber sicher haben die Übersetzer bei schwierigen Wörtern den einen oder anderen Blick auf die den deutschen Originalausgaben beigegebenen hochdeutschen Vokabeln geworfen, einige haben vielleicht sogar die Lexika von Frehse³ oder Müller⁴ zur

1 *Vom Reichtum des Erzählens. Fritz Reuter 1810-1874*, hrsg. v. U. BICHEL - F. MINNSEN - H. DE VOSS, München Wien 1985.

2 W. FINGER-HAIN, *Fritz Reuter in der Weltliteratur*, Bd.1, Flensburg 1970.

3 FR. FREHSE, *Wörterbuch zu Fritz Reuters sämtlichen Werken*, Wismar 1867.

4 C.F. MÜLLER, *Reuterlexikon. Der plattdeutsche Sprachschatz in Fritz Reuters Schriften*, Leipzig 1904.

Hand gehabt. In einem Falle, *De Reis nah Belligén*, teilt der schwedische Übersetzer Axel Krook 1872 mit, daß der Text auf eine dänische Bearbeitung zurückgeht, und auch sonst legen einige frühe Titelübereinstimmungen dänische Beziehungen nahe. Vereinzelt blieben Versuche, einige kürzere Texte in eine dänische Mundart zu übertragen⁵.

Für Schweden liegt ferner eine 1985 erschienene Bibliographie von Helmut Müssener vor⁶, ein für die Rezeptionsforschung unentbehrliches Hilfsmittel, wo freilich gerade die Auswertung des Reutermaterials einiges zu wünschen übrig läßt. Die Stellung von Reuter im schwedischen Schulunterricht behandelt Gösta Björn in seiner Dissertation v.J. 1979⁷. Weniger ergiebig als erwartet war die Bibliographie der Schriften zu den literarischen, historischen und kulturgeschichtlichen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien, die Barbara Gentikow 1975 im Rahmen eines von Otto Oberholzer initiierten Kieler Sonderforschungsprojekts herausgab⁸. Immerhin hat sie mich auf eine von mir bisher übersehene Quelle aufmerksam gemacht, die aufschlußreiche Greifswalder Dissertation von Günter Krumm v.J. 1934⁹.

Dies alles bedeutet also, daß die Quellenlage für Schweden weit günstiger ist als für die beiden anderen Länder, was nicht ohne Folgen für meine weiteren Ausführungen sein wird. Immerhin dürfte die folgende Zusammenstellung ein einigermaßen zuverlässiges Bild von der enormen Verbreitung der Reuterschen Werke in Übersetzungen vermitteln, auch wenn einige kleinere Erzählungen in Sammelbänden unter 7 nicht identifiziert werden konnten¹⁰.

-
- 5 Vgl. FINGER-HAIN (wie Anm.2) S.114, und unten S.73, 76. Vereinzelt - und fragwürdig - blieb auch der Versuch 1962 von E. Trøen (s. Tabelle 2, S.69), das Missingsch zu "transponieren", s. meine Besprechung der Reuter-Gedächtnisschrift (wie Anm.1) in: *Moderna språk*, Heft 1, 1986.
 - 6 H. MUSSENER, *Deutschsprachige Belletristik in schwedischer Übersetzung* (Stockholmer germanist. Forschungen, 31), Stockholm 1985.
 - 7 G. BJÖRN, *Deutsche Literatur in den Deutschbüchern des schwedischen Gymnasiums 1905-1970* (Stockholmer germanist. Forschungen, 26), Stockholm 1979.
 - 8 Barbara GENTIKOW, *Skandinavische und deutsche Literatur* (Skandinavist. Studien, 3), Neumünster 1975.
 - 9 G. KRUMM, *Gustaf Frödings Verbindungen mit der deutschen Literatur. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien* (Nordische Studien, 16), Greifswald 1934.
 - 10 Die folgenden Angaben nach den schwedischen, dänischen und norwegischen Bücherverzeichnissen sowie nach E. MUNCH-PETERSEN, *Bibliografi over oversættelser til dansk 1800-1900 af prosafiktion fra de germanske og romanske sprog*, Kopenhagen 1976.

Schweden	Dänemark	Norwegen
1. Übersetzungen von <i>Ut de Franzosentid</i>		
<i>Från anno tretton</i>	<i>Fra Napoleonstiden</i>	<i>Fra Napoleonstiden</i>
Üb. H. Hörner: 1869, 1872, 1917	Üb. G. Schnack: 1868, 1873, 1888	Ohne Üb.-Ang.: 1880
Ohne Üb.-Ang.: 1882, 1897 1912 1926	Üb. P. Schmidt: 1903 <i>Fra Napoleonstiden</i> <i>o. a. Fortaellinger</i>	
<i>Från ofredens</i> <i> dagar</i>	Üb. E. Menck: 1910	
Ohne Üb.-Ang.: 1896	<i>Fra Anno Tretten</i>	
<i>Från anno tretton</i>	Üb. A. Carstens (Pseud. für A. Schumacher): 1888	
Üb. V. Ljungström: 1926		
<i>Fransmännen i stan</i>	<i>Fra Aar 1813</i> Ohne Üb.-Ang.: 1911	
Üb. E. Kallstenius: 1960 (mit Nachwort über Reuter)	<i>Anno Tretten</i> Üb. A. Schumacher: 1905, 1918	
2. Übersetzungen von <i>Ut mine Stromtid</i>		
<i>Livet på landet</i>	<i>Landsmandsliv</i>	<i>Paa landsbygden</i>
Üb. C.J. Backman: 1870, 1872, 1877	Üb. G. Schnack: 1869, 1871, 1874, 1882, 1888, 1898, 1906, 1920	Üb. H. Sinding: 1878, 1898
<i>Landtmannalif</i>		<i>Bygdaliv</i>
Üb. E. Lundquist: 1884	Ohne Üb.-Ang.: 1875	Üb. S. Eskelind: 1910-12
<i>Livet på landet</i>	1896	<i>Landmannsliv</i>
Üb. E. Lundquist: 1895-96, 1914	Üb. C. Andersen: 1896, 1897, 1909, 1910	Üb. Leif Scheen: 1950
Üb. E. Draghi: 1895-96	Ohne Üb.-Ang.: 1900	Üb.: E. Trøan: 1962

Schweden	Dänemark	Norwegen
<i>Bland landtmän i Mecklenburg och Pommern</i>	1906 1912 1913 1914	
Ohne Üb.-Ang.: 1898	1918 1919-20	
<i>Livet på landet</i>	Üb. E. Stensgård:	
Ohne Üb.-Ang.: 1910-11, 1924 1917 1921 1925-26	1906, 1924 Üb. J.W. Hammerich: 1925 Ohne Üb.-Ang.: 1928	
Üb. N. Dallby: 1927, 1928	Üb. K. Ohrt: 1949	
Ohne Üb.-Ang.: 1945		
Üb. Majken Cullberg: (gekürzt) 1968, 1978		
Üb. H. Lundin: (gekürzt, mit Ill. von L. Pietsch) 1975		
Schulausg.: schwed. Text (ohne Üb.-Ang.) gekürzt, mit eingestreuten hochdeutschen Sätzen nebst phonetischer Umschreibung, 1959		
3. Übersetzungen von <i>Ut mine Festungstid</i>		
<i>Under lås och bom</i>	<i>Mit Fangeliv</i>	<i>Faestningsfange</i>
Üb. A. Krook: 1871, 1873	Ohne Üb.-Ang.: 1870, 1873	Üb. H. Sinding: 1889
Ohne Üb.-Ang.: 1882, 1897	<i>Mit Faestningsliv</i> Ohne Üb.-Ang.: 1871	<i>Mitt liv i festnings-arrest</i> Üb. E. Trøan: 1929
<i>Bakom lås och bom</i>	<i>Mit fangeliv</i>	
Üb. W. Ljungström: 1926	Nachdruck der	

Schweden

Dänemark

Norwegen

7. Übersetzungen von kleineren Erzählungen, und anderes

*Woans ick tau 'ne Fru kamm**Huru jag fick
mig en hustru**Hvorledes jeg
fik mig en kone*Üb. A. Krook:
1871Ohne Üb.-Ang.:
1870, 77
1878Ohne Üb.-Ang.:
1883, 97
1897, 1907*Wat bi 'ne Äwerraschung 'rute kamen kann**Följderna af en
öfverraskning**Onkel Mathies's
Fortaelling om
en Overraskelse**Hvad der kan komme
ud af en Overraskelse*Ohne Üb.-Ang.:
1883, 97Ohne Üb.-Ang.:
1870Üb. M. Elster:
1870*Hvad en öfver-
raskning kan
medföra**Hvad Onkel
Matthias fortalte*Üb. H. Sinding:
1912Ohne Üb.-Ang.:
1907Üb. A. Schumacher:
1872*Hvad der kan
komme af en Over-
raskelse*Ohne Üb.-Ang.:
1879*Haunefiken**Hönspigan**Hönsepigen*Üb. A. Krook:
1871Ohne Üb.-Ang.:
1870, 77Ohne Üb.-Ang.:
1883, 97*Hönsfia*Ohne Üb.-Ang.:
1897
1907
1910

Schweden	Dänemark	Norwegen
<i>Von't Pird up den Esel</i>		
<i>Från hästen på åsnan</i>		<i>Byttehandel</i>
Ohne Üb.-Ang.: 1897 1907		Üb. H. Sinding: 1912
<i>Du dröggst de Pann' hen</i>		
<i>Hvem skall bära hem pannkaks- pannan?</i>	<i>Hvem skal bringe Pandem hen?</i>	
Üb. A. Krook: 1871	Ohne Üb.-Ang.: 1870, 77	
<i>Abendteuer des Entspekter Bräsigs, bürtig aus Meckelborg-Schwerin, von ihm selbst erzählt</i>		
<i>Onkel Bräsigs reseäfventyr</i>	<i>Onkel Bräsigs Rejseeventyr, fortalte af ham selv</i>	<i>Onkel Bräsigs reise- eventyr</i>
Üb. C.J. Backman: 1872		Üb. H. Sinding: 1887, 1889
<i>Inspektör Bräsigs äfventyr, berättade af honom själv</i>	Üb. A. Schumacher: 1872, 73, 74	<i>Onkel Bräsigs i Berlin og andre snurrige historier</i>
Ohne Üb.-Ang.: 1883, 97	<i>Onkel Braesigs Rejseeventyr</i>	Üb. H. Sinding: 1912
<i>Inspektör Bräsigs från Mecklenburg- Schwerin äfventyr</i>	Ohne Üb.-Ang.: 1910	
Ohne Üb.-Ang.: 1910		
<i>De Reis' nah Bellingen</i>		
<i>Resan till Belgien</i>	<i>Rejsen til Belgien</i>	
Üb. A. Krook: 1872	Üb. A. Schumacher: 1872, 74, 89	
Ohne Üb.-Ang. 1883, 97		

Schweden	Dänemark	Norwegen
<i>"Wer Glück hat, führt die Braut nach Hause"</i> ^{10a}		

<i>Den som har tur för bruden hem</i>	<i>Den Lykkelige fører Bruden hjem</i>
---	--

Üb. A. Krook: 1874	Üb. A. Schumacher: 1873
-----------------------	----------------------------

Ohne Üb.-Ang.:
1883, 97

Blücher in Teterow nebst *Wer is kläuker?* u.a.m.

<i>Muntra historier och en komedi (Furst Blücher i Teterow)</i>	<i>Muntre Historier og en komedi Üb. A. Schumacher: 1874, 1911</i>
---	--

Üb. A. Krook: 1874	<i>Munter historier</i>
<i>Muntra historier och Furst Blücher i Teterow</i>	Üb. F. Vendelbo (in dänische Mundart!): 1907

Ohne Üb.-Ang.:
1883, 1897

*Fader Blücher
i Teterow*

Ohne Üb.-Ang.:
1897

De Urgeschicht von Meckelnborg

*Mecklenburgs
urhistoria*

Ohne Üb.-Ang.:
1897

Meine Vaterstadt Stavenhagen

<i>Min fädernestad Stavenhagen</i>	<i>Min Fødeby Stavenhagen</i>	<i>Min Fødeby Staven- hagen</i>
--	-----------------------------------	-------------------------------------

Ohne Üb.-Ang.: 1883, 1897 1897	Üb. A. Schumacher: 1871, 1873, 1874, 1911	Üb. H. Sinding: 1890
--------------------------------------	---	-------------------------

^{10a} Während der Drucklegung ist die Vermutung aufgetaucht, daß die Vorlage der Übersetzungen *Den som har tur för bruden hem* und *Den Lykkelige fører Bruden hjem*, deren hier zitierter Titel aus diesen rekonstruiert ist, kein Text von Reuter ist. Eine Identifizierung konnte in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit nicht mehr erfolgen. Ich hoffe, auf die Frage zurückzukommen.

Schweden

Dänemark

Norwegen

*Nachgelassene Schriften**Efterladte
Skrifter*Üb. A. Schumacher
(mit Reuter-
Biographie):
1875*Skyggen over Fritz
Reuters liv.
Fragmenter*Üb. und Kommentar
Ingeborg Buhl:
1966

Wie aus den obigen Zusammenstellungen hervorgeht, setzt die Übersetzertätigkeit mit großer Intensität fast gleichzeitig in Dänemark und Schweden ein, und zwar schon zu Reuters Lebzeiten. Den Anfang macht Dänemark mit *Ut de Franzosentid* 1868 und *Ut mine Stromtid* 1869. Bemerkenswert ist nicht nur, daß beide, und vor allem *Landsmandsliv*, ein so durchschlagender Erfolg wurden, sondern auch, daß der Übersetzer Johan Gustav Frederik Schnack, wie aus dem Lebenslauf bei Finger-Hain¹¹ ersichtlich, ein offenbar musisch begabter "Premierleutnant" war, der es später zum Generalmajor und sogar zum dänischen Kriegsminister brachte.

Im selben Jahr, in dem Schnack seine erste *Stromtid*-Version herausgab, trug sich nun ein schwedischer Reuter-Liebhaber, der ganz andere berufliche Ambitionen hatte, mit dem Gedanken, dieses Werk zu übersetzen. Es war dies Edvard Lidforss, später Professor für "neueuropäische Linguistik" an der südschwedischen Universität Lund - zu einem Zeitpunkt also, wo man einem einzigen Wissenschaftler zutraute, die ganze Germania und Romania zu beherrschen. Diese Professur wurde erst 1885 geteilt, wobei Lidforss die germanische Abteilung, d.h. Deutsch und Englisch, übernahm, obwohl er eigentlich stärker romanistisch orientiert war. Finger-Hain veröffentlicht nun im Faksimile einen bemerkenswerten Brief von Lidforss an Reuter aus dem Jahr 1869, in dem er ein begeistertes Bekenntnis zu Reuter ablegt und um die Erlaubnis bittet, *Ut mine Stromtid* ins Schwedische zu übertragen. Er teilt ferner mit, daß er die Absicht habe, "in einer gut angesehenen Zeitschrift, die in Stockholm veröffentlicht wird, eine

11 FINGER-HAIN (wie Anm.2) S.109.

Reihe von Dichterbildern, und zwar nur von Dichtern, die dialektisch geschrieben haben, einzuführen". Aus diesen Plänen ist nun nichts geworden, aber hier wird schon eine geistige Affinität zwischen Südschweden und Mecklenburg sichtbar, die uns noch beschäftigen wird.

Man muß es bedauern, daß Lidforss, der sich später als ein so hervorragender Übersetzer von Cervantes und Dante erweisen sollte, diese Pläne fallen ließ. Der Grund ist offenbar, daß schon im selben Jahr die vehemente erste Reuter-Welle in Schweden einsetzte, und zwar, wie in Dänemark, zuerst mit *Ut de Franzosentid*, dann ein Jahr später mit *Ut mine Stromtid*. Letzteres Werk wurde, wie man sieht, in beiden Ländern so etwas wie ein Dauerbrenner, der schwedische Titel sogar zum geflügelten Wort, registriert im schwedischen Büchmann, d.h. in Pelle HOLMs seit 1939 in zahlreichen Neuauflagen erschienenen Nachschlagewerk *Bevingade ord*. Daß die norwegische Rezeption vergleichsweise schwächer war, hängt offenbar damit zusammen, daß man sich in Norwegen seit 1885 den Luxus von zwei Schriftsprachen oder Standardsprachen leistet¹², von denen die im 19. Jahrhundert noch überwiegend genutzte Variante stark dänisch durchgesetzt war, so daß viele wahrscheinlich die dänischen Übersetzungen gelesen haben. Später hat dann das im 20. Jh. stark geförderte sogenannte Neunorwegisch mit *Bygdaliv*, "Landleben", 1910-12 seine eigene Version erhalten.

Vergleicht man die Angaben für Schweden, so ergibt sich ein annähernd gleiches Bild, auch wenn die Zahl der *Stromtid*-Ausgaben in Dänemark noch größer ist (26:20). Auffällig ist, daß in beiden Ländern in den zwanziger Jahren drei weitere Versionen zu verzeichnen sind, und ebenso bemerkenswert, daß seit 1945 in Schweden nicht weniger als vier neue Ausgaben erschienen, in Norwegen zwei und in Dänemark eine. Hinzu kommen in Schweden *Ut de Franzosentid* 1960, in Dänemark *Ut mine Festungstid* 1971 sowie die *Fragmente* 1966. Letztere erschienen in der von dem bekannten dänischen Schriftsteller Jakob Paludan seit 1941 herausgegebenen renommierten Reihe "Hasselbalchs Kulturbibliothek".¹³ Es handelt sich um einen recht gelungenen Versuch, unter dem Titel "Der Schatten über Fritz Reuters Leben" auf 75 Seiten Leben und Werk des Dichters einzufangen, und zwar

12 Siehe dazu D. A. SEIP, *Norwegische Sprachgeschichte*, bearb. und erw. v. L. SALTVEIT (Grundriß der germanischen Philologie, 19), Berlin 1971, S. 429ff.

13 Bis 1966 erschienen in dieser Reihe folgende deutschsprachige Autoren: Benn, Borchert, Büchner, Frisch, Goethe, Heine, Hesse, Hofmannsthal, Jaspers, Jungfer, Kafka, Keller, Lichtenberg, Th. Mann, Morgenstern, Musil, Mörike, Nietzsche, Rilke, Schnitzler, Schopenhauer, Schweitzer, Stifter, Tucholsky, Wagner, St. Zweig.

an Hand von Briefauszügen und mit Bruchstücken aus *Ut mine Festungstid*, *De Urgeschicht von Meckelnborg*, *Dörchläuchting* und *Ut mine Stromtid*. In einem Appendix wird auf drei Seiten das erste Kapitel der mecklenburgischen Geschichte in seeländischer Mundart wiedergegeben, "um einen gewissen Eindruck von Reuters plattdeutschem Humor zu vermitteln." Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf Reuter als Kämpfer für Freiheit und Demokratie, "zu einer Zeit als diese Begriffe in den Ohren der Fürsten denselben Klang hatten wie Kommunismus für McCarthy" (so der Klappentext).

Die markante Reuter-Rezeption des 19. Jahrhunderts darf nun allerdings nicht isoliert betrachtet werden. Sie gehört in den größeren Zusammenhang der deutschen Kulturdominanz überhaupt, die sich bis hinein in die 20er Jahre unseres Jahrhunderts erstreckte. Dieser Aspekt ist für Schweden eingehender beleuchtet worden in einem Stockholmer Forschungsprojekt, dessen Ergebnisse u.a. in einem von Helmut Müssener herausgegebenen Sammelband dokumentiert sind¹⁴. Die Ergebnisse dürften mutatis mutandis auch für die beiden anderen Länder gelten, wenn auch die schleswigsche Wunde in Dänemark ein ambivalenteres Klima schuf. Für Schweden gilt jedenfalls uneingeschränkt, daß die deutsche Kultur seit der Reichsgründung Bismarcks stark dominierte. Sie hatte bei uns damals eine ähnliche Stellung wie heute die angloamerikanische, ja man könnte mit einiger Vereinfachung sagen, daß Schweden damals in kultureller Hinsicht so etwas wie eine deutsche Kulturprovinz war, wie schon einmal in der Reformationszeit¹⁵. Deutsch war die erste Fremdsprache, die neun Jahre lang in den höheren Schulen unter erheblichem Aufwand an Forderungen nach grammatischer Präzision und Exaktheit im Schriftlichen eisern gelehrt und gelernt wurde - erst 1946 wurde Englisch die erste Fremdsprache¹⁶. Deutsch war bis in die Weimarer Zeit hinein die Sprache der Wissenschaft, auch der Naturwissenschaften und der Medizin, und Deutschland war im Bewußtsein des schwedischen Bildungsbürgertums zweifellos das Land der Dichter und Denker. Es ist z.B. überaus charakteristisch, daß unter den allerersten Nobelpreisträgern für Literatur zwei deutsche Wissenschaftler waren, die mit Literatur im engeren Sinne wenig zu tun hatten, der Historiker Theodor Mommsen 1902 und der Philosoph Rudolf Eucken 1908 (der dritte zwei Jahre später, Paul Heyse, wird uns noch beschäftigen).

14 H. MUSSENER (Hrg.), *Nicht nur Strindberg. Kulturelle und literarische Beziehungen zwischen Schweden und Deutschland 1870-1933* (Stockholmer germanist. Forschungen, 25) Stockholm 1979.

15 Siehe dazu St. LINDROTH in *Uppsala universitet 1477-1977*, 1976, S.21. "Eine deutsche Kulturprovinz" war Schweden nach Lindroth übrigens auch in der nachromantischen Zeit, ebd. S.182.

16 Vgl. die historische Übersicht bei BJÖRN (wie Anm.7) S.13ff.

Gerade die idealistische deutsche Philosophie eines Rudolf Eucken - wir werden auch darauf in Sachen Reuter zurückkommen - dominierte damals in Schweden total. Unübertroffen, wenn auch etwas unseriös, ist dazu die Charakteristik des in Schweden sehr bekannten Lunder Satirikers Axel Wallengren. Er gab Ende des vorigen Jahrhunderts unter dem Pseudonym Falstaff, Fakir ein Buch heraus mit dem verlockenden Titel "Ein jeder sein eigener Professor". Hier gibt es auch ein Kapitel mit dem Titel "Die deutsche Sprache und die Philosophie", das folgendermaßen beginnt: "Diese beiden Disziplinen stehen in einem so engen Zusammenhang, daß man manchmal nicht weiß, wo die eine aufhört und die andere beginnt. Alle Deutschen sind Philosophen, und fast alle Philosophen sind Deutsche. Der Philosoph Spencer ist es freilich nicht, aber es ist damit zu rechnen, daß er an einem seiner nächsten Geburtstage dazu ernannt werden wird". In dem Abschnitt über die Philosophie heißt es dann einleitend: "Dieses Fach besteht aus 1000 Unterabteilungen. Die wichtigste heißt Boström". Und Christopher Jacob Boström, Professor in Uppsala 1842-63, war gerade der Hauptvertreter jener deutschen Tradition in der Nachfolge von Kant.

Dies ist, etwas anekdotisch und auf die kürzeste Formel gebracht, die damalige wissenschaftsgeschichtliche und kulturpolitische Situation, und vor diesem Hintergrund ist natürlich auch die Reuterpräsenz zu sehen. Was aber doch auffällt, ist die Zählbarkeit dieser Rezeption. Kein deutschsprachiger Erzähler des 19. Jahrhunderts ist in der Übersetzungsliteratur und im schwedischen literarischen Bewußtsein über einen so langen Zeitraum in so markanter Weise präsent gewesen wie Fritz Reuter. Am ehesten käme für einen Vergleich Paul Heyse in Frage, der in den Jahren nach 1870 noch zahlreichere Ausgaben als Reuter aufweist und dann, nach dem von dem führenden dänischen Kritiker Georg Brandes stark befürworteten Nobelpreis¹⁷ 1910, eine zweite Welle erlebte. Aber zum Unterschied von Reuter ist er seit 1919 praktisch nicht mehr existent. "Heute ist Paul Heyse ein Schriftsteller, der bestenfalls als Nobelpreisträger wider Verdienst weiterlebt", heißt es zu Recht bei Müssener¹⁸.

Die idealistische deutsche Philosophie, von der die Rede war, liegt nun auch der einzigen skandinavischen Dissertation, die sich mit Reuter befaßt, zu Grunde. Es handelt sich, wie ich in der Reuter-Gedächtnisschrift näher ausgeführt habe, um eine in Uppsala 1877, also nur drei Jahre nach Reuters Tod, erschienene Abhandlung von Hjalmar Barkén, die sich in dem bescheidenen

17 Über Brandes und Heyse siehe B. NOLIN, *Den gode européen. Studier i Georg Brandes idéutveckling 1871-1893 med speciell hänsyn till hans förhållande till tysk, engelsk, slavisk och fransk litteratur* (mit engl. Zusammenfassung), Stockholm 1965, S.93ff.

18 Wie Anm.14, S.97.

Umfang von 50 Seiten mit Leben und Werk des Dichters befaßt. Barkén war Schüler von Carl Nyblom, der in den Jahren 1867-1907 Professor für Ästhetik, Literatur- und Kunstgeschichte war und selbst 20 Jahre früher eine Dissertation über ein sehr Reuter-relevantes Thema mit dem Titel "Das Komische und sein Verhältnis zum Humor" vorgelegt hatte. Bei Barkén ist, in seiner Analyse des Reuterschen Humors, auch ein direkter Einfluß von Friedrich Theodor Fischer unverkennbar, dessen hegelianische Ästhetik damals in Schweden hoch im Kurs stand. Er kennt sich auch aus in der damals vorhandenen Sekundärliteratur von Otto Glogau, Hermann Ebert und Adolf Wilbrant und nimmt in dem bekannten Streit zwischen Klaus Groth und Fritz Reuter eindeutig für Reuter Stellung. Daß Barkén für die gesellschaftskritische Problematik in *Kein Hüsung* kein Verständnis hatte, kann aus der damaligen zeitgeschichtlichen Perspektive ebenso wenig überraschen wie der Umstand, daß er auf die sprachlichen Aspekte des Reuterschen Werkes nicht näher eingeht - die niederdeutsche Philologie erreichte Uppsala erst 1901 mit der Ausgabe der mnd. Apokalypse durch Hjalmar Psilander, der dann 1906 den ersten Lehrstuhl für deutsche Sprache übernahm¹⁹.

Der Rest ist Schweigen, d.h. Barkéns für die damaligen akademischen Verhältnisse normale, aus heutiger Sicht sehr bescheidene Untersuchung ist nun alles, was die skandinavische Wissenschaft an Reuter-Untersuchungen aufzuweisen hat²⁰. Dies ist eigentlich erstaunlich, wenn man einerseits die starke Stellung der niederdeutschen Philologie in den nordischen Ländern²¹, andererseits das in der Reuter-Gedächtnisschrift aufgezeigte dänische Interesse an Klaus Groth bedenkt. Aber für Schweden läßt sich diese Lücke am ehesten mit der traditionell rein sprachwissenschaftlichen Orientierung erklären - immer noch haben wir keinen einzigen Lehrstuhl für deutsche Literatur, und es ist wohl nicht damit zu rechnen, daß sich dies in den nächsten Jahren ändern wird.

Immerhin haben einige der - oft literaturkritisch geschulten und in der Presse mit literarischen Beiträgen aktiven - Übersetzer Leben und Werk Reuters in Einleitungen vorgestellt, so schon

19 Siehe L. HERMODSSON, *Deutsche Sprache und Literatur*, in: *Uppsala University 500 Years*, Stockholm 1976, Bd.6, S.123ff.

20 In *Germanistische Streifzüge* (Stockholmer germanist. Forschungen, 16), Stockholm 1974, erschien zwar eine interessante Analyse mit dem Titel *Zwei Kapitel Fritz Reuter: Episodisches und bildhaftes Erzählen. Niederdeutsche Literatur zwischen bürgerlicher Idylle und Leidensgeschichte*, aber der Verfasser war der Saarbrücker Professor Gerhard SCHMIDT-HENKEL, zeitweilig Gastprofessor in Stockholm.

21 Siehe zur nd. Tradition G. KORLÉN, *Niederdeutsch-schwedische Lehnbeziehungen*, in: *Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung. Jahrbuch 1976 des Instituts für deutsche Sprache* (Sprache der Gegenwart, 41), Düsseldorf 1977, S.285ff.

für Schweden Axel Krook in einer Ausgabe kleinerer (in den obigen Tabellen aufgeschlüsselter) Erzählungen 1874 und für Dänemark Alexander Schumacher in *Efterladte Skrifter* 1875. Und natürlich ist Reuter auch in den größeren literaturwissenschaftlichen Übersichtswerken berücksichtigt. Auffällig ist allerdings, daß in der jüngsten "Weltgeschichte der Literatur", einem nordischen Gemeinschaftswerk in zwölf Bänden, das in den Jahren 1972-74 gleichzeitig in Dänemark, Norwegen, Finnland und Schweden herauskam, die deutsche Literatur des Realismus dem französischen Germanisten Claude David anvertraut wurde, der ja wohl kaum die starke Wirkung Reuters in diesen Ländern gekannt haben dürfte und sie jedenfalls nicht erwähnt²². Er behandelt hier immerhin Reuter auf zwei Seiten und schließt mit der folgenden, etwas zurückhaltenden Würdigung: "Als Fritz Reuter starb, trauerte das ganze deutsche Volk, das in ihm, wenn nicht einen seiner großen Schriftsteller, so doch einen seiner besten Humoristen sah".

In Schweden wurde er lange Zeit zweifellos noch höher eingeschätzt. Daß er zum geistigen Besitz unseres Bildungsbürgertums gehörte, so lange dieser Begriff noch eine Realität war, d.h. bis in die zwanziger Jahre, ist vielfach bezeugt. Ein Indiz dafür, daß auch breitere Schichten erfaßt wurden, ist der Umstand, daß die Wanderbibliotheken der Eisenbahngewerkschaft zu Anfang unseres Jahrhunderts neben Strindberg und Selma Lagerlöf u.a. auch Reuter in den Bücherbeständen verzeichnen. Daß er auch zur Lektüre schwedischer Schriftsteller gehörte, wurde ebenfalls in der Reuter-Gedächtnisschrift nachgewiesen. Ich rekapituliere hier kurz und füge ergänzend einige Belege hinzu²³.

August Strindberg schreibt in einem Brief an den bereits erwähnten Professor Carl Nyblom, daß er Fritz Reuter zu seinen Freunden zählt. Möglich ist, daß seine Reuterlektüre Spuren in seinem Heimatroman *Die Leute von Hemsö* hinterlassen hat. Verner von Heidenstam, einst auch in Deutschland, namentlich durch sein nationalromantisches Epos *Karolinerna* (1897-98) sehr bekannt²⁴, schreibt in einer Reiseschilderung mit einer auffälligen Metaphorik: "Zwischen den Felswänden der Alpen stehen die gutmütig gemütlichen Dörfer wie Bücher von Fritz Reuter zwischen zwei Bänden von Shakespeare" (1888). Ein unmittelbarer Einfluß läßt sich nachweisen bei dem südschwedischen Kritiker, Lyriker und Romancier Ola Hansson, damals neben Strindberg der in Deutsch-

22 Der Reuter-Abschnitt ist eine gekürzte Fassung von C. DAVID, *Zwischen Romantik und Symbolismus 1820-85*, Gütersloh 1966, S.173ff.

23 Zu den im folgenden genannten Autoren s. *Lexikon der Weltliteratur*, 1975, sofern nicht auf andere Quellen hingewiesen wird.

24 Deutsche Übersetzung: *Karl XII. und seine Krieger*, 1898. Vgl. dazu K.-R. VON DER AHÉ, *Rezeption schwedischer Literatur in Deutschland 1933-1945*, Hattingen 1982, S.188ff.

land meistgelesene schwedische Autor, dessen deutsche, von pan-germanischen Ideen inspirierte Beziehungen in zwei schwedischen Dissertationen neuerdings wieder aktualisiert worden sind²⁵. In seinem autobiographischen Bildungsroman *Resan hem* ("Die Reise nach Hause") v.J. 1894 sind die Bezüge zu Reuter offenkundig und in einem Brief an Strindberg findet sich bereits vier Jahre früher der bemerkenswerte Satz: "Fritz Reuter ist noch mein Lieblingsautor: er hat über Mecklenburg geschrieben und Schonen so geschildert wie bisher keiner."

Gustaf Fröding, geb. 1860 in Värmland, gest. 1911 nach längeren Aufenthalt in Nervenanstalten, immer noch einer unserer volkstümlichsten und beliebtesten Dichter, dessen Gedichte z.T. in värmländischer Mundart geschrieben sind, lernte, wie Günter Krumm in einem Abschnitt seines Buches unter dem Titel "Fröding und Reuter" nachgewiesen hat²⁶, Fritz Reuters Werke während eines Aufenthalts in der schlesischen Nervenkuranstalt Görlitz 1889-1890 kennen. Krumm zitiert Briefe, aus denen Frödings eingehende Vertrautheit und Wertschätzung hervorgehen. Er trug sich damals auch mit dem Gedanken eines humoristischen Kleinstadtepos, offenbar angeregt von Reuters *Meine Vaterstadt Stavenhagen*, wiewohl daraus dann nichts geworden ist.

Ein direkter literarischer Einfluß liegt höchstwahrscheinlich vor bei dem Dramatiker Hjalmar Bergman, dessen Komödie *Hans Nåds Testamente* v.J. 1910²⁷ Parallelen zu *Dörchläuchting* aufweist. Ein weiterer Fall ist der südschwedische Dichter-Philosoph Hans Larsson, legendärer Professor in Lund 1901-27, der mehrfach seine Wertschätzung für *Ut mine Stromtid* bekundet hat, und dessen Roman *Hemmabyarna* v.J. 1916 ("die Heimatdörfer"), wie Ola Hanssons *Resan hem* in der Provinz Schonen stark verankert, Anklänge an Reuter aufweist, auch wenn ein jüngerer schwedischer Literaturhistoriker, Reidar Ekner, eine unmittelbare Beeinflussung durch "den Plattdeutschen", wie es bei ihm etwas herablassend heißt, nicht für wahrscheinlich hält.

Als jüngstes Zeugnis einer positiven Einschätzung sei der Lyriker, Kritiker und Übersetzer Johannes Edfelt zitiert, Träger der Goethemedaille und unter den lebenden schwedischen Dichtern zweifellos der beste Kenner und Vermittler deutschsprachiger Literatur²⁸. Er veröffentlichte am 8.4.1960 in der Tageszeitung *Da-*

25 A. WIDELL, *Ola Hansson i Tyskland*. Mit dt. Zusammenfassung, Uppsala 1979; Inger MÅNESKÖLD-ÖBERG, *Att spegla tiden - eller former den. Ola Hanssons introduktion av nordisk litteratur i Tyskland 1889-1893*. Mit engl. und dt. Zusammenfassungen, Göteborg 1984.

26 Wie Anm. 9, S. 15ff.

27 Deutsche Übersetzung: *Testament Sr. Gnaden*, 1912.

28 Vgl. die imposante Bibliographie seiner Schriften in *Acta Bibliothecae Regiae Stockholmiensis XXII*, 1975, mit damals schon über 2900 Nummern (freilich mit irrtümlicher Angabe der oben zitierten Besprechung).

gens Nyheter unter dem Titel "Klassikerempfehlung" eine Besprechung von *Ut de Franzosetid* in der Übersetzung von Edvin Kallstenius. Darin heißt es einleitend: "Die plattdeutsche Literatur hat wenigstens zwei erstrangige Dichter aufzuweisen, den Lyriker Klaus Groth und den Epiker Fritz Reuter. Wer kann jemals Onkel Bräsig in *Ut mine Stromtid*, Reuters berühmtestem und meistgelesenem Roman, vergessen? Mit einer einzigartigen Anschaulichkeit steht er, mit beiden Füßen fest auf der Erde, breit und rustikal gemütlich, vor den Augen des Lesers. Er ist eine Schöpfung eines genialen Humoristen". Nach einer kurzen Schilderung von Reuters Lebenslauf heißt es weiter: "Derartige Erfahrungen können unmöglich eine einfache und oberflächliche Lebensanschauung fördern, und Reuters Humor ist denn auch nicht von der Art eines unkomplizierten und zungenfertigen Anekdotenerzählers, sondern von feinerem und tieferem Gehalt." Es folgt eine sehr positive Würdigung von *Ut de Franzosetid*, die mit folgenden Worten schließt: "Fürwahr ist *Ut de Franzosetid*, verfaßt 1859, eine klassische Erzählung, die es verdient, an die Seite von *Ut mine stromtid* gestellt zu werden."

Und schließlich eine kritische Stimme: Birger Sjöberg, bekannt u.a. als Verfasser eines an Dickens gemahnenden Kleinstadtromans *Kvartetten, som sprängdes* v.J. 1924 ("Das Quartett, das auseinander ging"), schreibt 1913 in einem Brief, in dem er Peter Rosegger und Fritz Reuter gegen Charles Dickens und Mark Twain stellt: "Ich kann nichts dafür, daß ich die Reutersche Schule nicht mag. Gott wird mich vielleicht deswegen strafen, denn er hat, wie ich glaube, Reuter besonders geliebt"²⁹.

Zusammenfassend läßt sich also feststellen, daß Reuter erstaunlich viele Spuren bei schwedischen Dichtern hinterlassen hat. Wie steht es nun mit etwaigen Einflüssen auf die dänische oder die norwegische Literatur? Leider muß ich hier vorläufig passen. Die Bibliographie von Gentikow läßt uns hier im Stich, ebenso andere von mir eingesehene Werke, wie z.B. die seit 1984 erscheinende, auf neun Bände berechnete dänische Literaturgeschichte des Gyldendal-Verlages, wo in den bisherigen Registern der Name nicht auftaucht. Am ehesten sollte man bei dem Kritiker und Literaturwissenschaftler Georg Brandes Spuren einer Reuter-Lektüre erwarten, aber weder die angeführte Dissertation von Bertil Nolin noch andere Quellen geben, soweit ich sehen kann, darüber Aufschluß. Für Dänemark und Norwegen sind also weitere Untersuchungen erforderlich.

Dies gilt auch für die Theaterrezeption. Wie mir das theaterwissenschaftliche Institut der Universität Kopenhagen mitteilt, gibt es von *Ut mine Stromtid* zwei dänische Bühnenbearbeitungen,

29 Zitat nach Hedvig af PETERSEN, *Om Birger Sjöberg*, 1956, eine Quelle, auf die mich mein Freund Carl Fehrman in Lund aufmerksam macht.

eine von Peter Fristrup als "Volkskomödie in 5 Akten", die in den Jahren 1887, 1894, 1907, 1914 und 1920 in Kopenhagen gespielt wurde, eine zweite als "Singspiel in 6 Bildern" von Fleming Lynge, die 1932, 1936, 1952 (Aalborg), 1953 (Aarhus) und 1961 (Theatertournee), zudem als Fernsehstück 1961 aufgeführt wurde. Verfilmt wurde diese Version 1965. Die schwedischen Bühnenadaptation habe ich in der Reuter-Gedächtnisschrift kurz dokumentiert, mit zahlreichen Aufführungen und Bearbeitungen aus den Jahren 1888-1951. Zu ergänzen ist noch eine Version im schwedischen Nationaltheater von 1953. Die frühen dänischen Bezüge werden auch hier sichtbar, indem die erste schwedische Bühnenbearbeitung aus der von Peter Fristrup übernommen wurde, und zwar mit dem plattdeutschen Titel *Olle Kamellen*. Eine eingehendere Dokumentation ist vorgesehen von Axel Fritz im Rahmen eines von ihm initiierten und vom schwedischen geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungsrat unterstützten Projekts "Deutschsprachige Dramatik auf dem schwedischen Theater 1870-1933". Ein vorläufiger Bericht von Fritz erschien in dem bereits erwähnten Sammelband *Nicht nur Strindberg*³⁰, aus dem hervorgeht, daß eine Fassung sogar nach der urschwedischen Provinz Dalekarlien verlegt wurde (mit dem Titel *I Dalarna*, sonst im allgemeinen *Livet på landet*).

Bis in die Gegenwart lebendig ist aber in Schweden die Gestalt des Onkel Bräsigt vor allem durch den Film. *Ut mine Stromtid* ist, wie aus *Knaurs Buch des Films*³¹ ersichtlich, bei uns zweimal verfilmt worden, 1924 und dann mit durchschlagendem Erfolg 1943. Die Hauptrolle als Onkel Bräsigt hatte hier der außerordentlich populäre, 1957 verstorbene Komiker Edvard Persson aus Schonen. Die Texte der Gesangeinlagen stammten von dem ebenfalls sehr beliebten südschwedischen Heimatdichter Gabriel Jönsson³². Die atmosphärische Verwandtschaft zwischen Mecklenburg und Schonen tritt hier also erneut zutage. Aus dem mecklenburgischen Pümpelhofen ist das schonische Rittergut Poppelhofen geworden (in Wirklichkeit Schloß Krappertow unweit von Helsingborg). Pömmelskopp heißt mit einem für schwedische Ohren weniger exotischen Namen Carl Brockman. Die Handlung setzt ein mit der Ankunft des neuvermählten Paares Frida und Axel Rambo und endet, unter Ausklammerung der Moses-Gestalt und der Rahnstädter Reformvereinigung mit einer großen, etwas rührseligen Weihnachtsversöhnungsfeier. Es handelt sich also um ein recht frei bearbeitetes Volksstück, das, wie wir sehen werden, seine Wirkung bis in unsere Tage behauptet hat.

30 Wie Anm.14, S.75ff.

31 Bearb. v. Rune WALDEKRANZ - Verner ARPE, 1956.

32 Siehe Karin KARLSSON, *Gabriel Jönsson. Sångaren vid Öresund*, Diss. Stockholm 1977.

Wahrscheinlich war dieser Filmerfolg der Grund dafür, daß ein finnlandschwedischer Verlag in Kooperation mit einem südschwedischen zwei Jahre später eine von einem bekannten schwedischen Zeichner illustrierte Prachtausgabe wagte. Und bezeichnend ist auch, daß die folgenden drei Ausgaben, 1965, 1975 und 1978, alle auf dem Umschlag ein Bild von Edvard Persson als Onkel Bräsig aus dem Film übernommen haben. Auch die Übersetzung von 1975 muß übrigens als eine, behutsam gekürzte, Prachtausgabe bezeichnet werden, diesmal illustriert von dem aus deutschen Ausgaben bekannten Zeichner Ludwig Pietsch. Leider hat aber der Übersetzer, im Unterschied zu den meisten anderen, Bräsigs Gebrauch der Fremdwörter "verschlimmbessert", indem er sie in normalisierter Form wiedergibt und damit einen wesentlichen Charakterzug vernachlässigt. Diese Ausgabe wurde bisher in annähernd 3.500 Exemplaren verkauft, eine beachtliche Zahl, wenn man bedenkt, daß deutschsprachige Gegenwartsautoren, sieht man von Böll, Grass und Wallraff ab, es in schwedischer Übersetzung fast nie über 2.000 bringen³³.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Ich will nun beileibe nicht den Eindruck erwecken, als ob wir nach dem zweiten Weltkrieg so etwas wie eine wirkliche Reuter-Renaissance zu verzeichnen hätten. Am allerwenigsten trifft dies für die Universitäten zu. Eine 1971 erschienene, mehrfach aufgelegte allgemeine und schwedische Literaturgeschichte in zwei Bänden behandelt Reuter als Verfasser von *Ut mine Stromtid* auf fünf Zeilen³⁴. Im akademischen Deutschunterricht ist er in der Ausbildung unserer Deutschlehrer und Doktoranden praktisch nicht existent. Ein eigens für diesen Zweck verfaßtes Lehrbuch³⁵ nennt zwar Reuter zusammen mit Klaus Groths *Quickborn*, aber schreibt kurz und bündig: "Der Mecklenburger Fritz Reuter erweist sich als ein urwüchsiger, humorvoller Erzähler". Was er erzählt, erfährt der künftige Deutschlehrer also nicht. Und auch hier kein Hinweis auf seine einstige Geltung in Schweden.

Dagegen war Reuter nach dem Kriege lange Zeit im Schulunterricht vertreten, und zwar in einer sehr erfolgreichen Anthologie *Deutsches Dichten und Denken von Luther bis heute*, die in den Jahren 1949-1967, also bis die Entliterarisierung des Deutschunterrichts in den 70er Jahren mit voller Kraft einsetzte, weit verbreitet war und zahlreiche Auflagen erlebte³⁶. Hier wurde er mit einer Textprobe von zwei Seiten aus *Ut mine Stromtid* nebst einer

33 Vgl. dazu G. KORLÉN, *Nicht nur Böll und Grass. Zur Rezeption der deutschen Nachkriegsliteratur in Schweden*, Jahresring. Jahrbuch für Kunst und Literatur 28 (1981) S.23ff.

34 L. BREITHOLZ, *Epoker och diktare*, 3.Aufl. 1983, Bd.2, S.180.

35 G. MÜLLER, *Aufriß der neueren deutschen Literatur*, 1969.

36 S. BJÖRN (wie Anm.7) S.194.

kurzen Einführung vorgestellt. Es war dies freilich keine unumstrittene Textwahl: "Obwohl ich mit großem Vergnügen Fritz Reuter lese, gehören meiner Ansicht nach niederdeutsche Texte nicht in ein Schulbuch", schrieb z.B. ein führender Rezensent, Ivar Ljungerud, in dem Organ des schwedischen Neuphilologenverbandes *Moderna språk*.³⁷ Der Vollständigkeit halber sei noch notiert, daß 1933 ein Ausschnitt aus *Meine Vaterstadt Stavenhagen* erschien, allerdings in einer wenig verbreiteten Anthologie. Ganz abwegig und offenbar ohne Erfolg war der sprachpädagogische Versuch von 1959 (s. die Tabelle 2 S.70), mit in den schwedischen Text eingeschmuggelten hochdeutschen Brocken den Schülern gleichsam durch die Hintertür Deutsch beizubringen. Schließlich sei vermerkt, daß auch in diesem Punkte Nachforschungen für Dänemark und Norwegen negativ ausfielen.

Zusammenfassend wage ich also die Behauptung, daß Fritz Reuters Präsenz bei uns doch etwas größer ist als in Dänemark und Norwegen. Dafür sprechen ja schon die obigen Tabellen mit fünf schwedischen Reuter-Ausgaben seit 1945, gegenüber drei in Dänemark, zwei in Norwegen. Dafür sprechen aber auch drei Indizien aus jüngster Zeit: 1. Ein im Jahr 1985 erschienenenes Nachschlagewerk³⁸ verzeichnet Onkel Bräsig und Pomuchelskopp unter Hinweis besonders auf die zahlreichen Volksstückaufführungen in Stockholm. - 2. Im Sommer 1985 zeigte ein renommiertes schwedisches Museum eine Ausstellung zum Thema "Der Bauer in der Kunst", Titel der Ausstellung war *Livet på landet*, was natürlich nicht heißen muß, daß alle Besucher die literarische Anspielung erkannten. - 3. Der Film *Livet på landet* wurde dreimal, 1973, 1983 und zuletzt am 1. Dezember 1985 vom Fernsehen ausgestrahlt. Ein führender schwedischer Filmkritiker, Torsten Jungstedt, stellte den Film in der Programmzeitung kurz vor, allerdings ohne Fritz Reuters Namen zu nennen ("nach einer plattdeutschen Romantrilogie, die in den Jahren 1862-64 mit dem Titel *Ut mine Stromtid* herauskam", in dem Tagesprogramm dagegen "nach einem Roman von Fritz Reuter"). Jungstedt meint hier zu Recht, daß die Rolle des Onkel Bräsig "wie maßgeschneidert für Edvard Persson" sei (*Röster i Radio-TV* Nr. 48, 1985).

Man wird also nicht bestreiten können, daß der alte Fritz zumindest in der Gestalt des Onkel Bräsig und durch den Titel *Livet på landet* in Schweden weiterlebt. So leicht läßt sich "der Plattdeutsche" auch bei uns nicht totkriegen.

37 Andererseits hielt Ilse von Zedwitz Liebenstein 1978 in einem "offenen Brief an unsere Deutschlehrer und solche, die es werden wollen" ein vehementes Plädoyer, daß man auf der Oberstufe des Gymnasiums dem Niederdeutschen einige Unterrichtsstunden widmen sollte, wobei auch der gewaltige Einfluß des Mittelniederdeutschen auf die schwedische Sprache zu berücksichtigen sei (in: *Lingua-LMS* 1978; Organ des schwedischen Neuphilologenverbandes).

38 H. LEVANDER, *Litterära gestalter*, 1985.

Manfred E. K e u n e, The Pennsylvania State University

FRITZ REUTERS WERKE UND DIE PROBLEMATIK DER NACHDRUCKE DEUTSCHER LITERATUR IN AMERIKA IM NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

I.

Fritz Reuters Werke genossen in Amerika, besonders während der sechziger Jahre bis zur Jahrhundertwende, eine beachtliche Popularität¹. Ein bedeutender Aspekt dieser Präsenz niederdeutscher Literatur auf dem amerikanischen Kontinent war die Tatsache, daß Reuters Werke, wie die Werke vieler deutscher Autoren und Dichter, in Amerika nachgedruckt wurden. Allgemein wurde der Nachdruck deutscher Literatur in Amerika, besonders von deutscher Seite her, als Problem und publizistisch-moralische Entgleisung empfunden und angefochten, und es ist geradezu ein Ton der Entrüstung, der von Reuter in seinen Briefen diesbezüglich angeschlagen wird. Reuters Einstellung gegenüber amerikanischen Nachdrucken seiner Werke soll daher in diesen Betrachtungen auf dem entscheidenden Hintergrund der Nachdruck-Problematik, als Symptom der deutsch-amerikanischen Kultur, wie auch der Geschichte des Verlagswesens in Amerika allgemein gesehen werden, um dieses erst teilweise erforschte Thema allgemein zu ergänzen² und den Bemerkungen Reuters mehr Verständnis entgegenbringen zu können. Diese Bemerkungen sind in der von Arnold Hückstädt herausgegebenen Ausgabe von Reuters Briefen an seinen Verleger Hinstorff enthalten und dienen als Grundlage für diese Diskussion³. Obwohl wichtige Materialien und Zeugnisse, die weitere Aufschlüsse über noch offene Fragen hinsichtlich der Reuter-Nachdrucke bieten könnten, noch aus der regen Forschertätigkeit in Stavenhagen zu erwarten sind, soll eine Diskussion eingeführt werden, welche konkrete Aspekte interkultureller literarischer Beziehungen untersucht. In diesem Sinne lassen sich besonders auf der Basis des Vergleiches mit anderen deut-

-
- 1 M.E. KEUNE, *Fritz Reuter in Amerika*, in: U. BICHEL - F. MINSEN - H. DE VOSS, *Vom Reichtum des Erzählens*, München Wien 1985, S.170-195.
 - 2 Vgl. hierzu besonders Maria M. WAGNER, *Amerikanische Nachdrucke und das Copyright der Freiligrath-Gesamtwerte*, Yearbook of German - American Studies 19 (1984) 97-120. Der "Fall" Reuter ist in dieser Bearbeitung nicht berücksichtigt worden.
 - 3 *Briefe Fritz Reuters an seinen Verleger Dethloff Carl Hinstorff*, hrg. und eingeleitet v. A. HÜCKSTADT, Rostock 1971. Im folgenden zitiert als RHB.

schen Schriftstellern, deren Werke auch in Amerika nachgedruckt wurden, gewisse Zusammenhänge verständlicher machen. Somit ist Fritz Reuters Entrüstung über publizistische Vorgänge in der neuen Welt eine wichtige Variante eines Themas der Rezeptionsgeschichte, die einige Aufmerksamkeit verdient.

Natürlich teilten sich damals die Meinungen über die Praxis des Nachdrucks deutscher Literatur in Amerika, und je nach den Voraussetzungen und den Interessen der Autoren und Verleger war man sich in Amerika, wie auch in Deutschland, über die gesetzlichen und moralischen Grundlagen dieses Unternehmens mit internationalen Auswirkungen nicht immer klar. Innerhalb verwirrter und verwirrender Meinungen läßt sich allerdings klar erkennen, wie im Verhältnis zwischen deutschen Autoren zu ihren deutschen wie amerikanischen, nachdruckenden Verlegern das Eigeninteresse eine entscheidende Rolle spielt. Eine Entspannung dieser konfliktreichen Situation war daher vor der Einführung des internationalen Copyright Laws 1891 gesetzlich nicht möglich, es sei denn auf der Basis eines besonderen Abkommens der entsprechenden Parteien. Meistens jedoch geschah dies auf Kosten des Einverständnisses zwischen dem deutschen Autor und seinem deutschen Verleger, wie es der Fall Freiligrath-Cotta beweist. Die Konkurrenzverhältnisse zwischen deutschen und amerikanischen nachdruckenden Verlegern förderten polarisierte Haltungen, innerhalb derer ein noch lebender Autor wie Reuter sich oft verstrickt sah. Um diese Polarität eingangs anzudeuten, sei Reuters Brief an Hinstorff vom 7. August 1869 erwähnt, worin er sich über die Möglichkeit des Unterbindens der Nachdrucke seiner Werke äußert:

Aber das Alles wird praktisch nichts nützen, die amerikanischen Gesetze stehen uns, soviel ich von früher weiß, direkt entgegen. Mein endlicher Vorschlag ist also dieser: Wir müssen versuchen, den Spitzbuben (Steiger) moralisch tot zu machen, ...⁴

Die Einstellung des amerikanischen Verlegers Steiger zur Praxis des Nachdrucks deutscher Literatur in Amerika dagegen läßt sich bestens in folgendem Zitat vom 19. November 1866 erkennen:

Als Amerikaner werde ich für das Gemeinwohl des Landes, speziell aber im Interesse des geistigen Fortschritts der deutschen Bevölkerung in Nordamerika die weiteste Verbreitung guter deutscher Literatur mir aneignen lassen, in Original-Ausgaben, wenn es geht, und in Nachdrucken, sofern die Kurzsichtigkeit der Verleger zur Veranstaltung solcher nöthigt.⁵

4 RHB, S.94.

5 E. STEIGER, *Dreiundfünfzig Jahre Buchhändler in Deutschland und Amerika*, New York 1901, S.73.

Neben dem Bewußtsein einer kulturellen Aufgabe steht hier offensichtlich der gesunde Geschäftssinn des erfolgreichen deutsch-amerikanischen Verlegers und Buchhändlers.

Ganz so eindeutig lassen sich die Dinge natürlich nicht polarisieren, und es muß darauf hingewiesen werden, daß sich die Problematik der Nachdrucke nur auf dem Hintergrund der besonderen gesellschaftlichen Situation erklären läßt, die man in Amerika in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vorfand. Was immer man über Reuters Popularität in Amerika in bezug auf einen vielschichtigen Rezeptionshorizont sagen kann, das entscheidende Element war die ethnisch orientierte Bevölkerung der Deutschen in Amerika, d.h. die Einwanderer und Deutsch-Amerikaner der folgenden Generationen. Das deutsche Element entfaltete sich und erreichte seinen Höhepunkt in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts nach dem amerikanischen Bürgerkrieg, und es war gerade in dieser Zeit, daß die Problematik der Nachdrucke hüben wie drüben zum vieldiskutierten Thema wurde, wie auch die Briefe Reuters verlauten lassen. Die ethnischen Voraussetzungen, die zum Nachdrucken in erstaunlichem Ausmaße führten, definierten direkt, wie auch indirekt, einen Markt für deutsche Literatur in Amerika. Es gab eben, und das war die Voraussetzung für die Ökonomie des deutsch-amerikanischen Buchhandels und Verlagswesens, eine beachtliche Nachfrage nach deutscher Literatur. Dazu hatte sich das Profil des deutschen Einwanderers im Vergleich zu früheren Generationen erheblich verändert. Von dem an Literatur nur begrenzt interessierten bäuerlichen Element, welches im achtzehnten Jahrhundert vorherrschte, reichte der Lesehorizont jetzt in einen intellektuell anspruchsvolleren Raum. Während der Zeit des Höhepunktes deutscher Kultur in Amerika war selbst die große Masse deutscher Einwanderer einfach lesefreudiger geworden. Wiederum bedingt durch das Vorherrschen des deutschen Elementes im Raum der Neuen Heimat, wurde der Lesehunger durch deutschsprachige Literatur gestillt in einem Maße, daß auch Fritz Reuters niederdeutsche Literatur in beachtlichen Mengen gefragt war und entsprechend nachgedruckt wurde. Angebot und Nachfrage ergänzten sich so im Bewußtsein des deutschen Kulturerbes in Amerika.

Was den Reuterleser der Neuen Welt allgemein angeht, so läßt sich trotz des Dialektes kein eindeutiges Profil rekonstruieren. Was die Reuter-Materialien anbetrifft, so ergeben sich z.B. die Fragen, ob original deutsche, d.h. plattdeutsche Ausgaben in Amerika gekauft oder von deutschen Einwanderern mitgebracht wurden, ob in Amerika gedruckte (englische Übersetzungen oder plattdeutsche Nachdrucke) oder teilweise in Fortsetzungen gedruckte Werke Reuters von deutschen Einwanderern, Amerikanern, oder Amerikanern verschiedener deutscher Einwanderergenerationen gelesen wurden, und warum. Die Fragen ließen sich noch weiter zerfasern, aber es soll hier nur darauf hingewiesen

werden, daß die Fächerung des Lesehorizontes berücksichtigt werden muß, wenn hier die Nachdruckfrage zur Diskussion steht. In diesem Bereich war das deutsche Element allerdings entscheidend, schon weil beide, der Leser wie der Verleger, d.h. Angebot und Nachfrage, als Teil der Kulturgemeinschaft der Deutschen in Amerika verstanden werden sollten.

Die außerordentliche Präsenz des deutschen Elementes im Leben Amerikas in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts läßt sich auf viele Faktoren zurückführen. Die wichtigsten, d.h. für den Nachdruck und die Reuterrezeption entscheidenden Faktoren, waren vorerst diejenigen, welche eine Leserschaft definierten, die den Nachdruck von Reuters Werken, wie den Werken anderer deutscher Autoren, förderten. Ohne den Einsatz deutscher und deutsch-amerikanischer Verleger in Amerika kann die Nachdruckwelle daher kaum erklärt werden. Gewiß, das deutsche Element war schon durch die seit 1830 stets steigende Zahl deutscher Einwanderer gesichert worden⁶, aber die Eigenart deutscher Einwanderer, sich so schnell wie möglich in den amerikanischen Kulturraum zu integrieren, und zwar auf Kosten ihrer ethnischen Identität und Sichtbarkeit, spricht weniger für einen Massenbedarf an heimatlicher Literatur. Dennoch prägte sich besonders in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein starkes Selbstbewußtsein aus, eine ethnische Identität der Deutschen in Amerika, die das entscheidende Kulturbewußtsein schuf. Dieses Bewußtsein hatte aktive Auswirkungen, die zu einem Ringen um die Behauptung, wenn nicht sogar Vorherrschaft des deutschen Elementes in bestimmten Regionen Amerikas führte. Die Voraussetzungen für dieses Bewußtsein waren tief verankert und kontrastierten den deutschen Einwanderer mit seiner ihn erwartenden neuen Heimat. Gewiß waren die Motive deutscher Einwanderer, wie auch Günter Moltmann sagt, sehr komplex⁷, aber sein Hinweis auf Traugott Brommes in Deutschland weitverbreitetes *Hand- und Reisebuch für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika*⁸ ist interessant, weil es besonders auf die geistigen Unzulänglichkeiten Amerikas aufmerksam machte. Die amerikanischen Gegebenheiten waren in Brommes Meinung nach pragmatischen Kenntnissen hin ausgerichtet, wobei die sogenannten "höheren Zweige der Wissenschaften" nicht dem amerikanischen Nationalcharakter entsprachen. In der Erwartung des Lebenspragmatismus' der Amerikaner empfiehlt Bromme dem deutschen Element die Weiterführung des deutschen Geistes in der Kulturleere

6 WAGNER (wie Anm.2) S.97.

7 G. MOLTSMANN (Hrg.), *Germans to America, 300 Years of Immigration 1683 to 1983*, Stuttgart 1982, S.14.

8 Traugott BROMME, *Hand- und Reisebuch für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika*, Bayreuth 1848.

Amerikas: "Wir müssen auch in fernen Welttheilen Deutsche bleiben um jeden Preis." Das Vehikel dieser ethnischen Identität sollte besonders die Sprache sein, die dem von der alten Heimat Scheidenden mitgegeben werden konnte, denn "sie ist das stärkste Band, welches den Deutschen mit dem Deutschen verbindet, er mag die Alpen oder das Niederland, oder Amerika seine Heimath nennen"⁹. Was immer das Land Amerika war, in der Erfahrung des deutschen Einwanderers sollte es Heimat sein und werden. Die neue Generation der Einwanderer der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts unterschied sich somit von vorhergehenden Generationen, indem sie sich außer der Verbesserung ihrer materiellen Existenz auch für eine Art des kulturellen Separatismus einsetzte. Man sollte nicht nur frei sein, Religion, Kultur, Sprache und Bildung der alten Heimat nicht aufgeben zu müssen, sondern Schritt zur aktiven Pflege derselben. Die so verstandene Überlegenheit des deutschen Einwanderers in seiner neuen Heimat brachte auch Friedrich Kapp (1884) zum Ausdruck, als er von dem neuen Einwanderer nicht mehr als dem Produkt heimatlichen Elends, sondern dem Vertreter eines wieder mächtig emporstrebenden Kulturvolks sprach¹⁰.

Dieser Idee einer ethnischen Identität der Deutschen diente ein ganzes Netz von Vereinen und auch Verlegern, die ein umfangreiches Publikationswesen und einen Buchhandel unterhielten. Der "Plattdütsche Volksfest-Vereen von New York un Umgebung" ist natürlich für den Reuterforscher und -liebhaber von besonderem Interesse, weil seine Aktivitäten, wie sie in Bernhard Meyborgs Geschichte dieses Vereins angeführt sind¹¹, allgemeine niederdeutsche Sprachpflege mit Reuters Manuskript *Kein Hüsung* verbinden. Die Ziele des Volksfestvereins, wie vieler anderer Vereine, die sogar nach Charakteren aus Reuters Romanen benannt worden waren (*Schnurr*, *Murr in Newark*, *Pomuchelskopp*), summierten sich hauptsächlich in der Pflege vaterländischer Sitten und Gebräuche, Veranstaltungen von Bällen, Volksbelustigungen, Schützenfesten und Aufmärschen. Daß all diese Bemühungen um das Erhalten deutscher Sprache und Kultur besonders den Büchermarkt für deutsche Literatur in Amerika schufen, ist selbstverständlich.

Die Veränderung des Einwandererprofils trug auch dazu bei, daß Buchhändler und Verleger zu neuen Verkaufs- und Herstellungsmethoden greifen mußten. In der Wandlung des Buchgewerbes schieden sich jedoch hüben und drüben die Geister. In Ame-

9 BROMME (wie Anm. 8) S. 20.

10 Friedrich KAPP, *Die Deutschen im Staate New York während des achtzehnten Jahrhunderts*, New York 1884, S. 227.

11 Bernhard MEYBORG, *Geschichte des Plattdütschen Volksfestvereen von New York un Umgebung*, New York 1892.

rika hatte sich ein eigenes Verlagswesen gebildet, welches den amerikanischen Markt für deutsche Literatur verstand und bereit war, ihn zu definieren und zu beliefern. Die Gemeinschaft der deutschen Einwanderer war zwar bereit, ihr kulturelles Erbe in die ethnische Identität in der neuen Heimat zu übertragen, sie tat es aber zum größten Teil "unabhängig" von den großen Verlagshäusern Deutschlands. Obwohl der Einwanderer die Verbindung zur Kultur des Heimatlandes in bezug auf Sprache und Literatur nicht aufgab - und in nicht wenigen Fällen erst in Amerika fand -, hatte er soziale, ökonomische und politische Ressentiments aufzuweisen, die ihn ja auch zum Auswanderer gemacht hatten. Der Nachdruck deutscher Literatur in Amerika war so im wesentlichen auch eine Absage an jegliche Loyalität gegenüber denjenigen Institutionen der alten Heimat, die den Vertrieb deutschen Schrifttums regulierten. Vertreter deutscher Verlagshäuser, die auf eine Moralität des Verlagswesens pochten, verkannnten diese Situation in Amerika.

Die Nachdrucker Amerikas boten daher auch zuerst Literatur als billige Massenware an, weil von Deutschland importierte Prestige-Klassikerausgaben im Preis zu hoch waren und keine, den Vorstellungen amerikanischer Buchhändler entsprechenden Absatz fanden. Die erkannte Marktlücke wurde somit durch billige Nachdrucke deutscher Klassiker und Autoren von Unterhaltungsliteratur gefüllt¹². F.W. Thomas, ein Verlagsbuchhändler aus Philadelphia, formulierte 1855 folgenden Aufruf in den deutschen Zeitungen Amerikas, der die Gesinnungslage klar erkennen läßt:

An die deutsche Bevölkerung Amerikas.

Durch meine Bestrebungen, den classischen deutschen Werken in Amerika eine allgemeine Verbreitung zu verschaffen, ist der engherzige Neid einiger hiesigen sogenannten Bücher-Importeurs rege geworden, der sie zu allen möglichen Anstrengungen und Machinationen veranlaßte deutsches Büchermonopol auch hier in Amerika einzuführen.... Es ist schon öfters von mir darauf hingewiesen worden, daß nach den eigenthümlichen Verhältnissen dieses Landes, das in wissenschaftlicher Beziehung noch in seiner ersten Entwicklung begriffen ist, die Verbreitung guter Volksbücher nur dann möglich ist, wenn solche hier publicirt werden Ein weiterer Vortheil, der durch Publikationen deutscher Bücher erzielt wird, ist der, daß bedeutende Geldsummen dem Lande erhalten werden, die sonst für importirte Bücher verschickt werden müssen, und daß mancher Setzer, Drucker usw. dadurch Beschäftigung findet, der sich sonst vergebens nach Arbeit in seinem Fache

12 Vgl. WAGNER (wie Anm.2) S.97.

umsehen würde, und schon aus dem Grunde allein sollten alle deutschen Buchdrucker der Ver. St. es sich zur Aufgabe machen, die besseren deutschen Schriften zu reproduciren, selbst wenn dabei nur die Herstellungskosten gedeckt werden.

F. W. Thomas,
Verlags-Buchhändler und Herausgeber
der "Freien Presse" in Philadelphia¹³.

Die Antagonismen richteten sich besonders gegen den Versuch, hier in Amerika ein deutsches "Büchermonopol" einzuführen, welches Bestrebungen, deutsche Literatur zu verbreiten, hemmen würde. Der Anspruch an den Vertrieb von Literatur schien sich demokratisiert zu haben und ökonomisch als Massenabsatz zu realisieren. Daß hier auch eine vitale, ökonomische Lebensgemeinschaft deutscher Einwanderer, die darauf besteht, bedeutende Geldsummen im Lande zu halten, zu Wort kommt, sei nur als Zeugnis des pragmatischen, amerikanischen Geschäftssinns und dessen Einflusses angeführt.

In Zeugnissen über die Anfänge des deutschen Buchhandels in Amerika ist es auch immer augenfällig, wie schwer der Existenzkampf des Verlegers und Buchhändlers war. Thomas, in einem Brief an Ernst Steiger vom 21. November 1966¹⁴, bietet eine Übersicht über die eigene Laufbahn, die 1841 als Verleger, Drucker und Zeitungsherausgeber anfang. Durchaus ist das Unternehmen als ärgerlich, schwierig und mühevoll bezeichnet. Trotz allem bestand immer der gute Wille "etwas Gediegeneres zu liefern, als *Schinderhannes*". 1853 begann Thomas schon mit dem Nachdrucken deutscher Klassiker, insbesondere der Werke von Schiller, Goethe, Zschokkes Novellen und Lessing. Ein wichtiger Hinweis Thomas' ist u.a. seine Publikation von Thomas Paines theologischen Werken in Übersetzung. 1848 wurde diese Ausgabe in Deutschland nachgedruckt und sogar nach New York importiert: "Da fingen deutsche Buchhändler in Deutschland zuerst den Nachdruck amerikanisch-deutscher Verlagswerke an."

Verleger und Buchhändler wie Thomas und Steiger wurden in Amerika allgemein anerkannt für die Einführung deutscher Literatur in Amerika durch billige Klassiker-Ausgaben und die Erhaltung der deutschen Sprache, in Deutschland jedoch wurde diese Tätigkeit nicht begrüßt. Es entwickelte sich eine scharfe Polemik und ein Konkurrenzkampf, der besonders von der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung rigoros geführt wurde. Cotta stellte Verbindungen zu Amerika her und versuchte, seine Bücher zum gleichen Preis, wie sie in Amerika hergestellt wurden, zu verkaufen. Hierbei soll der Preis des Originals manchmal billiger

13 Zitiert nach WAGNER (wie Anm.2) S.97f.

14 STEIGER (wie Anm.5) S.85-87.

als der Nachdruck angeboten worden sein. Jedenfalls behauptete Steiger, daß die Cotta'sche Buchhandlung den Thomas'schen Nachdrucken deutscher Klassiker durch billigere und schönere Original-Ausgaben Konkurrenz machte¹⁵. Die Kehrseite des Arguments ist allerdings aus einer deutsch-amerikanischen Zeitschrift ersichtlich, wo die politischen und sozialen Antagonismen wieder frei zum Ausdruck kommen.

... Cotta, der mit Hilfe des polizeilichen Bundestages in Frankfurt die Ausgabe von "Schiller" für das deutsche Publikum so überaus vertheuert hielt, daß kaum die Mittelklasse sich das Werk anschaffte, wünscht sein Monopol auch über Amerika auszudehnen. Hier hat er keinen Bundestag, Dafür hat er aber andere Polizeimanoeuvres und findet Polizeigesichter dazu. Er ruiniert einfach jeden muthigen amerikanischen Buchhändler, der seine Ausgaben nachdruckt, auf dem Gewerbswege und dazu findet er selbst unter den Buchhändlern Polizeihände genug! Ist es dem Herrn Cotta erst gelungen, die amerikanische Druckerwelt einzuschüchtern, so schraubt er seine Preise wieder doppelt in die Höhe und macht immer noch ein erkleckliches Profitchen bei seiner Operation. Wir bleiben daher - da wir hier in Amerika kein Frankfurter Bundespolizeirecht dulden dürfen - bei dem schon oft ausgesprochenen Rathe stehen:

"Man kaufe keine polizeiliche Cotta Ausgabe, sondern eine patriotische Thomas Ausgabe!"¹⁶

Cotta, der über publizierte Meinungen dieser Art informiert war, hatte nur Spott und Hohn für solche Ansichten. In einem Brief an einen Vermittler Eduard Pelz (21.10.1855) äußert er sich über solche Geschäftsmethoden und bezeichnet sie als amerikanischen Patriotismus dümmster Art¹⁷.

Die Dinge traten für Cotta jedoch in eine dramatischere Wende durch einen Brief von Freiligrath und die Ankündigung des Verlegers Friedrich Gerhard aus New York, welcher eine Gesamtausgabe von Freiligraths Werken plante. Die Tatsache, daß er angab, von Freiligrath das ausschließliche Verlagsrecht erworben zu haben, wurde von Cotta mit Entrüstung wahrgenommen, und der sich entfaltende Streit zwischen dem in London wohnenden Dichter und dem Verlagshaus Cotta ist paradigmatisch für die ganze Nachdrucksproblematik. Ohne die von Wagner so klar dargestellte Affaire zu wiederholen, sind besonders einige Punkte des Rechtfertigungsbriefes von Freiligrath an Cotta (8. Juni 1858)

15 STEIGER (wie Anm.5) S.142.

16 Zitiert nach WAGNER (wie Anm.2) S.99, aus dem "Phoenix aus Nordwesten" in Oshkosh am Winnebago See.

17 Siehe WAGNER (wie Anm.2) S.100.

im Rahmen unserer Diskussion interessant. Zuerst war der amerikanische Verleger Gerhard mit der Herausgabe der Gesamtwerte Freiligraths Cotta zuvorgekommen, ein Umstand, den Freiligrath verständlicherweise auch aus geschäftlichen Gründen begrüßte. Weiterhin erkannte Freiligrath, daß Cotta, wie er selbst, in Amerika rechtlos war, eine Tatsache, die Cottas etwas arrogante Einstellung in ein legal fragliches Licht rückte. Interessant ist auch Freiligraths Einschätzung seines Unternehmens, als erster deutscher Autor mit dem Verlagswesen Amerikas Verbindung aufgenommen zu haben. Weiterhin erkannte er den amerikanischen Büchermarkt genau nach den Bedürfnissen der dort angesiedelten deutschen Bevölkerung:

Deutsche Bevölkerung und deutsches Bildungsbedürfnis wachsen mit jedem Tag in Amerika; der Buchhandel der Heimath zeigt sich unermöglich, diesem Bedürfnis in vollem Umfang gerecht zu werden; amerikanischer Nachdruck energisch u. mit der den Verhältnissen drüben entsprechenden Großartigkeit betrieben, muß, bis Deutsch-Amerika eine eigene Literatur hat, (u. zum Theil auch später noch, denn die Literatur der alten Heimath bleibt ja geistiges Eigenthum auch des Ausgewanderten), an die Stelle treten: warum soll denn, da die Dinge einmal nicht aufzuhalten sind, dem deutschen Schriftsteller nicht ebensowohl der Vortheil eines von der Geschichte wie aus dem Boden gestampften, fern von der Heimath, nach der Bildung der Heimath heißungsrigen großen Publikums zu Gute kommen dürfen, wie seit Jahren schon, unter analogen Verhältnissen, dem englischen?¹⁸

Wie wenige Autoren und Verleger brachte Freiligrath ein erstaunliches Verständnis für die Situation in Amerika auf. Seine Ziele, die Publikation seiner Werke in Amerika, eine entsprechende Tantieme und die Möglichkeit eines Beitrages zur deutsch-amerikanischen Kultur, konnte er so, trotz aller Spannungen mit Cotta, verwirklichen. Cottas Zorn blieb denn auch nicht aus, und es läßt sich erkennen, wie wenig Cotta über den amerikanischen Markt, den er immerhin belieferte, wußte. Auch das Fehlen internationaler Copyright-Gesetze in Amerika scheint ihm nicht klar gewesen zu sein. Dieses Vorgehen sah er analog dem Faustrecht, dem er, etwas hilflos, die Ehrenhaftigkeit des deutschen Buchhandels und der deutschen Gesetzgebung gegenüberstellte. Trotz der harten Polemik zwischen Cotta und Freiligrath plädierte Freiligrath später für eine Normalisierung seines Verhältnisses mit Cotta, und am Ende sah auch Cotta die Aussichtslosigkeit seiner Beharrlichkeit ein.

18 Zitiert nach WAGNER (wie Anm. 2) S. 102.

Andere deutsche Autoren nahmen gegenüber den amerikanischen Nachdrucken eine weitaus aggressivere Haltung ein, insbesondere Berthold Auerbach, dessen Werke massenweise im Nachdruck erschienen. Im März 1869 richtete er im Namen des Vereins "Berliner Presse" eine Adresse an den künftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten, General Grant, worin er ihn aufforderte, dem Congreß ein Gesetz vorzulegen, welches das geistige Eigentum anderer Länder schützen sollte. Das Echo, das dieser etwas naive Versuch in der deutsch-amerikanischen Presse auslöste, war hart und direkt. Besonders die "New Yorker Staatszeitung" wies die als Arroganz verstandene Forderung der Berliner Schriftsteller zurück, die glaubten, daß Amerika zum Unterhalt europäischer Literatur beitragen sollte. Die Adresse wurde als lächerliche Anmaßung verstanden, welche wiederum die Unkenntnis der Deutschen in bezug auf den amerikanischen Büchermarkt bloßstellte.

II.

Die Aspekte des Nachdrucks sind vielseitig und lassen sich kaum im Rahmen dieser Arbeit erschöpfen. In bezug auf Fritz Reuter jedoch bilden die hier diskutierten Punkte einen Hintergrund, der zum Verständnis der Situation Reuters wichtig ist. Von allen amerikanischen Buchhändlern und Verlegern, die in der hier erläuterten Epoche des Nachdrucks eine bedeutende Rolle spielten, steht Ernst Steiger mit an der Spitze. Seine Biographie über sein Leben als Buchhändler und Verleger, wie auch andere kleinere Schriften¹⁹, repräsentieren wohl die ausführlichsten Aufzeichnungen über diese Periode deutsch-amerikanischer Publizistik. Als ein Mann, dessen Geschäftsgrundsätze von einer Ehrenhaftigkeit durchdrungen waren, welche eine wesentliche Haltung des erfolgreichen deutschen Einwanderers widerspiegelte hatte er eine positive, ausgeprägte Einstellung gegenüber Nachdrucken:

Der deutsche Nachdruck in Amerika ist das Mittel gewesen, wodurch Hunderttausenden von Söhnen Deutschlands im Ausland die Liebe zur Muttersprache erhalten worden ist, wodurch sie, für die der Name "Deutschland" nur das Symbol unerträglicher Plackereien, Quälereien, Nöthe und Drangsale gewesen war, erst mit dem einzigen Werthvollen, was Deutschland seinen Söhnen mitgeben kann, der deutschen Geisteswelt, bekannt und für sie gewonnen worden sind. Und das ist es,

19 E. STEIGER, *Urheberrecht und Nachdruck in Nord-Amerika*, New York 1901; DERS., *Das Gespenst des Nachdrucks deutscher Bücher in Nord-Amerika*, New York 1902.

weshalb ich dem deutschen Nachdruck ein so hohes Verdienst zuschreibe²⁰.

Ein Mittel also zur geistigen Bereicherung deutscher Einwanderer in Amerika, denen teilweise die Namen deutscher Klassiker auch in Deutschland wenig bedeutet hatten. Kein Wunder, daß Steiger, der selbst Einwanderer war, als der "Nestor des deutschen Buchhandels in Amerika" bezeichnet worden war²¹. Theodor Lemke betont sogar, daß Steiger durch seinen Einsatz als Verleger und Buchhändler den Bedarf an deutschen Literaturerzeugnissen weckte und erhöhte, und somit nicht nur große Schwierigkeiten bei der Einführung deutscher Literatur in Amerika überwand, sondern auch das geringe Bedürfnis der deutschen Bevölkerung nach geistiger Nahrung transformierte. Was immer Ernst Steiger verlegte oder verkaufte, sein Verdienst und seine Produktion im deutsch-amerikanischen Verlagswesen waren beachtenswert. Es gab wohl kaum ein Verlagshaus, das der Vertretung und Vorherrschaft des deutschen Elementes in Amerika so gerecht wurde. In seinem Werk über das Verlagswesen in den Vereinigten Staaten behauptet John Trebbel, daß Ernst Steiger sogar das größte deutsche Buch- und Verlagshaus dieser Zeit war²². Textbücher, Kulturgeschichten über deutsche Ein- und Auswanderung, Journale, sogar ein literarischer Monatsbericht, kurz eine umfangreiche Palette von Erzeugnissen, die den geistigen Hunger der Deutschen in Amerika ansprachen und ansprechen sollten, wurden von ihm zur Verfügung gestellt und verlegt. Sein Büro soll ein Hauptquartier für deutschschreibende Autoren gewesen sein, und wie Thomas war er einer der frühen Verfechter der verbilligten Volksausgaben deutscher Klassiker in Amerika. Hier konnte er seinem Ethos als deutsch-amerikanischer Buchhändler und Verleger besonders gerecht werden, und das Ausmaß seiner Überzeugung für die Berechtigung zum Nachdruck ist in seinen Schriften klar zu erkennen. Sein Versuch, durch die Darstellung seiner Verlagsphilosophie besonders die Deutschen über die Nachdruckerei aufzuklären, sollte auch die in Amerika vorherrschenden Realitäten des Buchhandels klarstellen. Inwiefern sein starkes Ethos deutsche Verlagshäuser über ihre eigenen Interessen hinweg überzeugte, ist jedoch fraglich. Jedenfalls füllten seine Meinungen und Argumente jene ambivalente Lücke, die sich erst mit der Verabschiedung des Urheberrechtsgesetzes 1891 zu schließen begann. Die Argumente, die seine Schriften durchzie-

20 STEIGER (wie Anm.5) S.80.

21 Th. LEMKE, *Geschichte des Deutschthums in New York*, New York 1891, S.164.

22 J. TREBBEL, *A History of Book Publishing in the United States*, Bd.2, New York 1975, S.582.

hen, ließen sich so kurz zusammenfassen: Der deutsche Buchhändler und Verleger hat in Nordamerika eine wichtige Mission, und der Nachdruck ist die Basis für eine zukünftige deutsch-amerikanische Literatur. Zu einem weltweiten Bildungsprozeß sollen die Deutschen das idealistische Element beitragen und so den übermächtigen realistischen Elementen die Waage halten. Eine Konfluenz der deutsch-amerikanischen Elemente wird durch den vorläufigen Nachdruck angestrebt. Mein Gewerbe ist nützlich, verdienstlich und ehrenwert. In Amerika gibt es eigentlich keinen ungerechten Nachdruck deutscher Bücher.

Nachdrucke deutscher Literatur waren somit ein wichtiger Teil von Steigers Unternehmungen und Fritz Reuters Werke waren auch darunter²³ und zwar in einem sehr umfangreichen Maße. Was dem Leser der Schriften Steigers auffällt, ist die Tatsache, daß, obwohl Steiger besonders über die Periode des Nachdruckes Rechenschaft ablegen wollte, er Reuter nicht als einen besonderen Fall hervorhebt. Meistens ist die Aufzählung der Autoren, mit denen Steiger wegen des Nachdrucks ihrer Werke in einem gespannten Verhältnis stand, begrenzt. Über seine Rolle als Verteidiger des Nachdrucks vor der Öffentlichkeit sagt er dann auch: "Die Sache war für mich interessant, und ich habe noch jahrelang die Polemik fortgesetzt. Berthold Auerbach, Paul Lindau, Fr. Spielhagen und Andere, der Berliner Schriftsteller-Verein und viele Verleger ärgerten sich über mich"²⁴. Neben diesen Autoren heben sich die Klassiker Goethe, Schiller, Lessing und auch Heine ab, die aber teils in dieser Periode durch den Ablauf der Schutzfrist zum publizistischen Allgemeingut geworden waren. In diesem Bereich war die Nachdruckfrage also gegenstandslos geworden.

Fritz Reuter, der wohl zu den "Anderen" der Unterhaltungsliteratur gehörte, war allerdings ein anderer Fall. Ob Steiger, dem Bescheidenheit im Leistungsbereich nicht nachgesagt werden kann, und der Reuters Werke besonders als verbilligte Volksausgabe herausgab, Reuter einfach vergaß, ist schwer zu sagen. Nur bei einer Diskussion über rationale Herstellungsverfahren von Büchern erscheint Reuters Name in einer Aufzählung. In einem Hinweis auf die erfolgreiche Produktion von verbilligten Heine-Ausgaben meint Steiger:

Betrachtet man nun dieses Resultat, so darf man auch mit ziemlicher Zuversicht erwarten, daß ein günstiges, den neueren Steiger'schen noch mehr populären Verlagsunternehmungen (Kapp, Haus-Bibliothek, Jugend-Bibliothek, Reuter, Bibliothek der Mundarten, und was später folgen soll) welche

23 KEUNE (wie Anm.1) S.192-195.

24 STEIGER (wie Anm.5) S.58.

sämtlich von Stereotyp- und Electrotyp-Platten gedruckt wurden, nicht fehlen wird.²⁵

Reuter gehörte für Steiger wohl in jene Rubrik von kürzlich verstorbenen oder noch lebenden Autoren, die nachzudrucken sich noch lohnte, trotz fallender Einwanderungszahlen.

Wenn Steiger sich auch um den Dichterruhm und die Popularität Reuters bemühte und verdient machte, so war er für Reuter selbst ein "Lump" und "Spitzbub". Vorauszusetzen ist hier vor allem Reuters Verständnis des Nachdruckproblems, wie es im Bewußtsein europäischer Autoren vorzufinden war. In seinem Brief vom 19. Januar 1867²⁶ erwähnt Reuter z.B. eine holländische Übersetzung von *Stromtid*, für die er der Übersetzerin einen für Holland verständlichen Titel erfinden sollte. Reuter war entrüstet, gegen das "Frauenzimmer"²⁷ und gegen die Tatsache nichts einwenden zu können, weil Holland mit Deutschland in keinem Kartell stünde. Nachdem er die Sache durchdacht hatte, kam er zu dem Schluß, daß Übersetzen wohl erlaubt sei, während das Nachdrucken allerdings in Europa verpönt war. Jedoch war die Sache nicht so eindeutig, denn die Pietschen Bilder betrachtete er als Nachdruck, während die Frage, ob die "bloße Veränderung" von einem niederdeutschen Dialekt in einen anderen auch als Übersetzung gelten könnte, offen blieb. Reuter riet Hinstorff, sich an das Ministerium zu wenden und herauszufinden, ob wenigstens die Pietschen Bilder eine Handhabe abgeben würden. Überhaupt betrachtete Reuter die Übersetzung in fremde Sprachen als eine "verbohrte Geschichte", da er wohl fühlte, daß ihm, wie bei den Nachdrucken, die Kontrolle über das Verlegen seiner Werke entzogen wurde. Natürlich bedeutete es auch finanziellen Schaden, der wohl nicht dem Geschäftssinn Reuters entsprach. Reuters Hilflosigkeit und Resignation wird verständlich, wenn man seine Bemerkungen zur englischen Tauchnitz-Übersetzung in Leipzig liest. Tauchnitz hatte sich an Reuter gewandt, der ihm dann auch die Erlaubnis gab, weil er, wie er meinte, sie doch nicht hätte verbieten können. Diese Tauchnitz-Ausgabe wurde natürlich auch in Amerika gelesen.

Mit der Voraussetzung, daß Reuter mit der Nachdruck-Problematik allgemein vertraut war, können seine Briefe an Hinstorff bezüglich des amerikanischen Nachdrucks gelesen werden. Wichtig ist auch, daß Reuter wußte, daß er dem Ausland gegenüber "noch nicht den segensreichen Schutz eines Urheberrechtes genoß"²⁸. Hinstorff hatte vorgeschlagen, daß man sich an das Bun-

25 STEIGER (wie Anm.5) S.140.

26 RHB, S.78.

27 RHB, S.91. Vgl. auch Hückstädts Anmerkungen auf S.131, 133.

28 W. FINGER-HAIN, *Fritz Reuter in der Weltliteratur*, Bd.1, Flensburg 1970, S.12.

deskazler-Haus wende, um diplomatisch in den Übelstand des Nachdrucks in Amerika einzugreifen²⁹. Reuter konnte dem aber nicht zustimmen, weil er wußte, daß Steiger das Handwerk nicht gelegt werden konnte. Es scheint, daß Reuter und Hinstorff nicht direkt mit Steiger in Verbindung standen, und Reuters Vorschlag, über die schriftstellerischen Verhältnisse in Amerika in Bezug auf den Nachdruck über Graf Bismarck und den amerikanischen Gesandten in Berlin Information zu sammeln, schien ihm selbst, in Anbetracht der gesetzlichen Lage, hoffnungslos. Reuters weiterer Vorschlag, und hier stimmte er mit vielen machtlosen deutschen Schriftstellern und Verlegern überein, war, zu versuchen, den "Spitzbub" Steiger moralisch zu zwingen. Dazu wollte er seinen Freund Bayard Taylor, einen damals bekannten amerikanischen Literaturkritiker, Autor und Übersetzer deutscher Literatur ins Englische, überreden. Taylors Verbindungen zu amerikanischen Journalen, insbesondere der "New York Tribune", sollten einem Aufruf an alle Deutschen dienen, um besonders den ausgewanderten norddeutschen Landsleuten Steigers Unehrenhaftigkeit darzulegen. Reuters Meinung, daß man in Amerika viel mehr durch den Volksgeist als durch die Gesetze erreicht, mag in etwa richtig gewesen sein, aber der von ihm wohl mißverständliche amerikanisierte Geist der eingewanderten Deutschen hätte sich wohl kaum mit einem deutschen Ehrenbegriff gedeckt. Taylor hat diesen Auftrag auch scheinbar nicht erhalten und es bleibt dahingestellt, ob sein immerhin beachtlicher Enthusiasmus für deutsche Literatur und seine Bekanntschaft mit Reuter ihn so weit gebracht hätten, sich für ein internationales Copyright zugunsten deutscher Schriftsteller einzusetzen. Seine Schriften bieten in dieser Richtung jedenfalls keine Hinweise³⁰. Welche moralischen Faktoren das Marktverhalten der norddeutschen Einwanderer hätte bestimmen können, wäre spekulativ und durch die Aufrufe deutsch-amerikanischer Buchhändler alles andere als berechenbar gewesen.

Steigers eigener Vorschlag, daß deutsche Verleger ihre Waren zu amerikanischen Preisen anbieten sollten, war dann auch eine weitere Idee Reuters, die aber wieder verworfen wurde, weil Steiger, seiner Meinung nach, die Preise dann noch weiter heruntersetzen würde. "Gegen eine durch die Gesetze geschützte Spitzbüberei gibt's kein Mittel"³¹, ist das Fazit der Betrachtungen Reuters.

Hinstorff griff die Idee einer billigen Volksausgabe jedoch auf und ähnlich wie Freiligrath versuchte er mit einem amerikanischen

29 RHB, S.93, Brief vom 7. August 1869.

30 B. TAYLOR, *The Works of Bayard Taylor*, New York 1891; DERS., *Critical Essays and Literary Notes*, New York 1880.

31 RHB, S.94.

Verleger, einem Konkurrenten Steigers in New York, S. Zickel, zusammenzuarbeiten. Reuter, der prinzipiell gegen eine Volksausgabe gewesen war, war dann bereit zuzusagen unter der Bedingung, daß in Deutschland keine Exemplare vertrieben würden. Reuter sah allerdings, daß Zickels Bedingungen das Erscheinen einer amerikanischen Volksausgabe in Deutschland nicht hätten verhindern können, und wiederum wandelt sich sein Unbehagen in Resignation: "Wenn ich kein Honorar erhalte und Du (Hinstorff) keinen Verdienst erzielst, so ist's am Ende gleichgültig, ob Zickel oder Steiger die amerikanischen Herausgeber sind, oder ob ein amerikanischer Markt überhaupt existiert"³². Somit scheinen auch bei Reuter die Geschäftsinteressen vorzuherrschen und nicht das Bewußtsein einer kulturellen Mission zugunsten ausgewandeter niederdeutscher Landsleute.

Am 21. Oktober 1869³³ warnt Reuter Hinstorff wiederholt, sich mit Zickel überhaupt einzulassen, weil Steiger so sein Handwerk nicht gelegt werden könnte. Er äußert sogar die Befürchtung, daß ein Dritter eines Tages die von Hinstorff autorisierte amerikanische Ausgabe als Nachdruck nach Deutschland schicken würde. Weiterhin befürchtet er die Mißliebigkeit deutscher Buchhändler, wenn für Amerika eine billigere Ausgabe geschaffen würde. Reuters wachsende Ungeduld und sein Unbehagen, die "amerikanische Angelegenheit" betreffend, nimmt fast paradoxe Dimensionen an, wenn er Hinstorff erklärt, daß, wenn er auf ein amerikanisches Honorar verzichten muß, er ihm das schon ausgezahlte Honorar zurückerstatten müßte. Dazu, sagte Reuter, sei er nicht bereit, nur um Steiger zum Schweigen zu bringen. Die ganze "Manipulation" der "amerikanischen Betrügerei" konnte seiner Meinung nach sowieso nicht geändert werden, und er bestand auf einer persönlichen Aussprache, um die Angelegenheit des amerikanischen Geschäfts sowie die der billigen Ausgabe für Deutschland zu diskutieren.

Der ganzen Angelegenheit überdrüssig, beklagt Reuter sich (16. November 1869)³⁴ über Hinstorffs Hartnäckigkeit, Steiger, selbst unter Opfern, zu erledigen. Opfer bedeutete für Reuter somit die Rückgabe seines Honorars für 13.000 Exemplare, wohl die geplante Auflage der amerikanischen Ausgabe. Dazu war er nicht bereit, weil er einen "spitzbübischen Buchhändler" nicht auch noch bezahlen wollte. Dieser Brief, den Reuter sogar notarisieren ließ, wurde zur endgültigen Absage an das amerikanische Unternehmen Hinstorffs. Reuter wollte somit jegliche Differenzen zwischen ihm und seinem Verleger verhindern und bat ihn, ihn mit der Angelegenheit zukünftig zu verschonen.

32 RHB, S.95.

33 RHB, S.96.

34 RHB, S.99.

III.

So wie die Briefzeugnisse stehen, scheint die Angelegenheit der amerikanischen Nachdrucke für Reuter Ende 1869 beendet gewesen zu sein. Ob noch Briefe von Hinstorff gefunden werden und ob sie eine gründlichere Einsicht in diese Problematik bieten können, soll vorläufig dahingestellt bleiben. Hier sollte lediglich versucht werden, Reuters Beschäftigung mit dieser Angelegenheit in dem großen Rahmen des Nachdrucks deutscher Literatur in Amerika zu zeigen. Für Reuter war die Angelegenheit ein Antagonismus, dessen Grundlage wohl eine Mischung von Dichterstolz und Geschäftssinn war.

Reuters Popularität in Amerika wandte sich in diesem Sinne ironischerweise gegen ihn. Aber das erschöpft die Bedeutung dieser Verwicklungen, wie wir sie heute in einer besseren Übersicht überblicken können, nicht. Jenseits der damals im Vordergrund stehenden Geschäftsinteressen aller Parteien gleicht sich die Polarität Reuter-Steiger aus. Reuters Werke spielten eine wichtige Rolle als vertraute Kommunikation im Assimilations- und Integrationsprozeß deutscher Einwanderer, die ihren Identitätsverlust in der neuen Heimat Amerika zu überwinden hatten. Die Vertrautheit des Niederdeutschen war somit wichtig im Aufbau des kulturellen Gewebes einer sozial und politisch offeneren und freieren Welt in Amerika. Reuter, der Dichter, und Steiger, der Buchhändler und Verleger, ergänzten sich letztthin in diesem Bildungsprozeß, wenn auch unabhängig voneinander. Es ist bestimmt angebracht, den Nachdruck deutscher Literatur in Amerika als eine Art Demokratisierung des hohen Bildungsgutes der Heimat Deutschlands zu verstehen. Gewiß konnten damals, besonders durch die Anwesenheit billiger Volksausgaben, mehr Deutsche in Amerika an ihrem Kulturerbe teilnehmen. Die Intimsphäre der Sprache wurde Stütze und innerer Halt, dessen Bedeutung für die Orientierung der Deutschen in Amerika nicht zu unterschätzen war. Steiger war Mittel zum Zweck, eine Funktion, die er auch selbst erkannte. Und so erfüllten Reuter und Steiger eine gemeinsame Aufgabe, deren Erkennen durch die Wirren des Verlagswesens auf zwei Kontinenten lediglich verzerrt worden war.

Ulrich Scheuermann, Göttingen

KLÖNTRUP IN ANTECESSORES

Professor Dr. Gilbert de Smet zum 17. Januar 1986

Ein aufrechter, unerschrockener, streitbarer, ein geistreicher, witziger Zeitgenosse auch muß er wohl gewesen sein, jener Johann Agidius Rosemann genannt Klöntrup, wenn wir richtig interpretieren, was die wenigen gesicherten Lebensumstände, was sein poetisches und lexikographisches, sein umfangreiches juristisches Schaffen über ihn zu erkennen geben. Sein philologisches Werk, dessen für uns wichtigster Teil, das "Niederdeutsch-Westphälische Wörterbuch" von etwa 1820, seit kurzem im Druck leicht zugänglich ist¹, fordert jedenfalls immer wieder zur Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit seines Verfassers heraus.

"Von jenem Idiotikon des Herrn Strodtmann läßt sich nicht viel Gutes sagen"² - so zieht er gleich zu Beginn der "Vorerinnerung" zu diesem Wörterbuch vom Leder (KLÖN 1, S.III). Und damit das Maß voll werde, muß er sich gleich auch noch am "Bremischen Wörterbuche"³ reiben, um das es, "wie auch sonst am Tage liegt", schlecht stehe, da der STRODTM eine seiner Grundlagen sei (ebd).

Im Nachtrag zu seiner jetzt "Vorrede" genannten kurzen Einleitung, der als einziger Teil des gesamten Wörterbuchs eindeutig, nämlich auf den 1. April 1824, zu datieren ist, nimmt sich Klöntrup schließlich "des Herrn Heinsius volksthümliches Wörterbuch" an, dem er ebenfalls vorwirft, es führe, auf STRODTM basierend, "sehr häufig das Osnabrücksche Idiom an, aber leider fast jedesmahl unrichtig", so daß es "wohl besser gewesen [wäre], den Vorrath erst näher zu prüfen, ehe man an dessen Verarbeitung [...] Hand anlegte" (ebd. S.V.). Nur die vielleicht schon zu Klöntrups Zeit ehrwürdige Institution, das "hamburgische Idioti-

1 Johan Gilges Rosemann genannt KLÖNTRUP, *Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch*, bearb. v. W. KRAMER - H. NIEBAUM - U. SCHEUERMANN, 2 Bde, Hildesheim 1982 und 1984 (im folgenden zitiert KLÖN).

2 Johann Christoph STRODTMANN, *Idioticon Osnabrvgense*, Leipzig und Altona 1756 (im folgenden zitiert STRODTM).

3 *Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs*, hrg. von der bremischen deutschen Gesellschaft, 5 Bde, Bremen 1767-1771, Bd.6 ebd. 1869 (im folgenden zitiert Br.Wb.).

kon des Herrn Professor Richey"⁴, bleibt weitgehend von Kritik verschont: Klöntrup schließt zwar nicht aus, daß es ebenfalls voller Fehler stecken könne, verschanzt sich aber dahinter, daß er "den hamburgischen Dialect nicht so genau kenne" und deshalb nicht beurteilen könne, ob "der Herausgeber des bremischen Wörterbuchs bey dem Richeyschen Idiotikon [...] eine eben so üble Wahl getroffen" habe wie mit STRODTM (ebd. S.III).

Rund herum also viel Feind! Viel Ehr demnach auch für den, der das Gefilde erneut betreten und sich der Aufgabe unterzogen hat, endlich "ein brauchbares Niederdeutsches Wörterbuch" zu erarbeiten? Ich glaube, ja, auch wenn die Prämissen vielleicht etwas relativiert werden müssen, will sagen, Klöntrup wohl doch einige *Tüörken* gebaut hat, die bei näherem Hinsehen etwas weniger furchterregend sind, als er sie dem Leser der "Vorerinnerung" vor Augen stellt. Diese Behauptung soll im folgenden am Beispiel jener beiden Vorläufer des KLÖN erläutert werden, die Quelle auch für das Niedersächsische Wörterbuch sind, des STRODTM und des Br.Wb.

Bremisches Wörterbuch : STRODTMANN

Nehmen wir zunächst das Verhältnis Br.Wb. : STRODTM unter die Lupe, das sich in der Tat als etwas dubios entpuppt, wenn auch in anderer Hinsicht, als Klöntrup darlegte. Liest man im "Vorbericht" zum ersten Band des Br.Wb. den - allerdings nicht ganz eindeutig zu verstehenden - Hinweis, die Herausgeber hätten sich, "um unnöthige Weitläufigkeit zu vermeiden", bei der Nennung jener Redensarten, "die man auch in Bremen gebraucht", auf (den RICHEY und) den STRODTM bezogen und aus eigenem "nur das beygefügt, was von ihnen übergangen, oder bey ihnen nicht üblich ist" (S.*6), so gewinnt man zunächst den Eindruck, Klöntrup habe nicht unerheblich übertrieben, wenn er den Bearbeitern des Br.Wb. unterstellt, sie hätten den STRODTM als eine ihrer Grundlagen benutzt. Nichts steht ja an jener Stelle davon, daß Stichwörter, daß Bedeutungsangaben übernommen worden wären, unkritisch gar, wie Klöntrups Anwurf unterstellt.

Aber hier steht es um die Redlichkeit der Herausgeber des Br.Wb. nicht allzu gut! In dessen erstem Band (A-F), den ich daraufhin durchgesehen habe und der mir als repräsentativ für das Gesamtwerk dienen muß, finden sich immerhin mindestens 94

4 Michael RICHEY, *Idioticon Hambvrgense* [...] *Jetzo vielfältig vermehret* [...], Hamburg 1755 (im folgenden zitiert RICHEY). - Die hier geübte Zurückhaltung in der Beurteilung Richeys hat Klöntrup an anderer Stelle abgelegt. Im Artikel *Ulenflucht* stellt er zunächst fest: "Auch dieses Wort ist im bremischen Wörterbuche sehr unrichtig erklärt". Der Grund hierfür sei, daß dessen "Verfasser [sich] zu sehr auf Richey verlassen haben", der - und nun nimmt Klöntrup nur noch ein recht dünnes Blatt vor den Mund - "vielleicht nicht besser ist wie Strodtmann".

Verweise auf STRODTM - neben mindestens 311 auf RICHEY⁵ -, und bei nur 14 von ihnen, also knapp 15%, liegt eine Redensart zugrunde. Diese wird obendrein, allerdings stets in (leicht) veränderter Form, im Br.Wb. explizit genannt, "unnötige Weitläufigkeit" wird also keineswegs vermieden. 34 Verweise auf den STRODTM vermelden lediglich, daß dort dasselbe Wort in (annähernd) derselben Bedeutung auch vorkomme, bei weiteren 35 werden gar osnabrückische Heteronyme zu bremischen Lexemen aufgeführt. Insgesamt gibt es in diesem Bereich des Alphabetes mindestens 44 Redensarten, Sprichwörter und idiomatische Wendungen, die beiden Wörterbüchern gemeinsam sind, dazu weitere 10, die sie in stärker voneinander abweichender Form haben. Mindestens 53 Redensarten aber hat der STRODTM in diesem Abschnitt, von denen sich im Br.Wb. keine Spur findet, obwohl dieses das entsprechende Lemma kennt⁶.

Angesichts der vielen markierten Bezüge auf den STRODTM, die lediglich Einzelwörter meinen, nicht aber Redensarten betreffen, fragt man sich auch, warum umgekehrt bei den zahlreichen Lemmata, die beiden Wörterbüchern gemeinsam sind, in dem jüngeren der Verweis auf das ältere fehlt, dies sogar bei einer Reihe von Redensarten. Wir können nicht mehr nachvollziehen, welche Vorstellungen die Herausgeber des Br.Wb. leiteten, als sie so unsystematisch verfahren, so daß uns nur zu konstatieren bleibt, daß zwischen ihrer programmatischen Aussage in ihrem "Vorbericht" und ihrer lexikographischen Praxis ein offenkundiger Widerspruch besteht.

Letztlich unklar bleibt das Verhältnis zwischen beiden wohl auch in den folgenden Fällen, bei denen es sich um die Übernah-

-
- 5 Bei Einbeziehung der Nachträge A-F in Bd. 5 des Br.Wb. und im "Nachschuß" des STRODTM wird dieses Mißverhältnis noch krasser. Den mindestens 38 Hinweisen auf den RICHEY steht in Br.Wb. 5, S.323-375 nur ein einziger weiterer auf den STRODTM gegenüber, so daß sich insgesamt ein Verhältnis von STRODTM : RICHEY = 95 : 349 ergibt, d.h., nur gut 21% aller Quellenangaben nennen den STRODTM, knapp 79% aber den RICHEY. Angesichts von mindestens 444 derartigen Hinweisen wird man den Herausgebern des Br.Wb. nicht unterstellen wollen, sie hätten an anderen Stellen die Nennung ihrer Quelle trotz Anlehnung an sie verschwiegen.
- 6 Besonders aufschlußreich ist das Fehlen der Redensarten aus dem STRODTM bei Br.Wb. 1,145 *bruddeln*, wo explizit auf osnabr. *bröddeln* verwiesen wird - STRODTM S.32 hat darunter *He bröddelt, as een Garnketel* -, und bei Br.Wb. 1,184 *Danz* (dazu gleich mehr), vor allem aber bei Br.Wb. 1,70 *Vörbade*, zu dem es ebd. 71 heißt: "Das Sprw. von den *Vörbaden* und *Nabaden* s. bey R.". Dort findet sich S.7 *de Förbaden willt de Nabaden nich inlaten* "Entschuldigung derjenigen, die nicht mehr essen können, weil sie an den ersten Gerichten sich schon gesättiget". Der STRODTM aber hat S. 60 ebenfalls eine Redensart, nämlich *De Forbaden willt de Nabaden halen* "Wenn erst einer kommt, werden mehrere nachkommen", und von der nimmt das Br.Wb. nicht Notiz!

me ganzer Artikel bzw. von Bedeutungen zu handeln scheint. Br.Wb. 1,184 *Danz* 'Tanz' ohne weitere Informationen als den Zusatz S. (im Br.Wb. Abkürzung für den STRODTM), könnte bedeuten, daß die beiden dort S.37 genannten Redensarten *Eenen Danz bereen* und *An den Danz möten* auch in Bremen bekannt sind, daß sie aber, weil die Herausgeber nun wirklich einmal "unnöthige Weitläufigkeit" vermeiden wollten, im Br.Wb. nicht explizit aufgeführt wurden. Ähnlich könnte es sich bei Br.Wb. 1, 224 *dominieren* 'toben, lärmern, in einem ungestümen gebieterischen Ton reden' verhalten, zu dem sich STRODTM S.40 *He dominert im Huse* findet. Zu Br.Wb. 1,339 *umfallen* 'ins Kindbette kommen', ebd. 470 *fuseln* 'Brantwein saufen' und ebd. 471 *befüstjen* 'durch oftmaliges Antasten besudeln, schmutzig machen' bietet STRODTM S.263 *ümmefallen*, *umfallen*, ebd. 63 *fuseln* bzw. ebd. 62 *befühtken* jedoch keine Kontexte. - Auf Anregung aus dem STRODTM - wenn sie nicht gar Übernahmen sind⁷, die eventuell bremischer Sprachwirklichkeit gar nicht entsprechen - gehen die Bedeutung 3) 'von einem zum andern plaudern, sich mit Klätscherey aufhalten' zu *driven* (Br.Wb. 1,249), die Bedeutung 2) 'genau dinge, im Kaufen' zu *filen* (1,387), die Bedeutung 4) 'die Flügel an der Spule eines Spinnrades' zu *Flugt* (1,411) sowie "it. ein Brantweinsäuer" zu *Fuselpulle* (1,470) zurück; sie alle sind mit S. markiert. Für eine umfassende semantische Beschreibung von *Esk* (1,319) mit all ihren juristischen Implikationen wird auf STRODTM S.49 *Esch* verwiesen. Ganz eindeutig aus dem älteren Wörterbuch übernommen ist die Bedeutung 2) von *Aal* (1,10), die obendrein nicht einmal bremisch ist: "Im Lüneburgischen nennt man so den Wurm im Finger, panaritium"; im STRODTM liest sich das S.11 so: "Hiebey erinnere, daß man den Paneritium, oder so genannten Wurm im Finger, noch itzo im Lüneburgischen den Adel nennet [...]".

Dieses Zitat führe uns zurück zu unserem Ausgangspunkt, zu der Kritik Klöntrup's am Br.Wb., dessen Herausgeber hätten den STRODTM unkritisch als Quelle für ihr Wörterbuch benutzt. Abgesehen von dem rein quantitativen Befund, wonach sich von etwas mehr als 400 Referenzen auf die beiden Vorläufer RICHEY und STRODTM nur rund 23% auf letzteren beziehen, rund 77% aber auf ersteren, gilt es festzuhalten, daß - zumindest im ersten Band des Br.Wb. - sich kaum einmal ein Beispiel dafür findet, daß dieses den STRODTM unkritisch übernommen, gar wörtlich ausgeschrieben hätte. Die einzige buchstabengetreue Übernahme

7 Derartige Übernahmen finden sich in weniger wichtigen Informationsklassen durchaus, so etwa, wenn es im Artikel *Atjevaer* (1,31) heißt, bereits im STRODTM stehe, "daß es jetzund hier [d.h. in Bremen] gar nicht gehöret werde", oder wenn bei *dobbeln* (1,217) nach STRODTM angeführt wird, das Wort komme "schon in einem der ältesten Monumente der Stadt Osnabrück vor".

ist die Bedeutungsangabe zu *umfallen* (s.o.); bei den Bedeutungen von *fuseln* und *Fuselpulle* wurde die Orthographie geändert, in allen übrigen Fällen wurden tiefergehende Eingriffe vorgenommen.

Letzteres gilt auch für alle Redensarten, die sich sowohl im STRODTM als auch im Br.Wb. finden: STRODTM S.12 *Hoit di vor den Achterklapp* = Br.Wb. 1,4 *He hodde sik nig vor den Achterklap*, STRODTM S.15 *se heft upn Angel beten* "sie hat sich beschlafen lassen" = Br.Wb. 1,18 *Se het up den Angel beten* "sie ist schwanger", STRODTM S.21 *He werd sick wol nich ehr ut-theen, as bet he to Bedde geiht* = Br.Wb. 1,64 *Sik nig eher uut-theen, bet man to Bedde geit* usw. Aussagekräftig ist dann auch, wenn das Br.Wb. zu einem Lemma eine Wendung bringt, die auch der STRODTM hat, eine andere von ihm aber wegläßt: STRODTM S.20 *To Bate geven* = Br.Wb. 1,61 *Enem wat to Bate geven*, aber STRODTM S.20 *Wat to Bate hebben* ohne Parallele im Br.Wb. Ähnlich gelagert sind diejenigen Fälle, in denen der STRODTM zu Lemmata, die beiden Wörterbüchern gemeinsam sind, Redensarten bringt, von denen sich im Br.Wb. keine Spur findet. Seine Herausgeber haben sie also wohl als un-bremisch erkannt und daher weggelassen. Allein unter dem Buchstaben *A* finden sich dafür mindestens 12 Beispiele. Sieben andere tauchen zwar im Br.Wb. wieder auf, sind dort aber nicht als Parallelen zum STRODTM markiert und erscheinen dementsprechend auch in z.T. erheblich abweichender Form und mit in der Regel ganz anderer Bedeutung. Schließlich üben die Bearbeiter des Br.Wb. auch explizite Kritik am STRODTM. Im 1. Band finden sich dafür diese vier Belege: S.13 s.v. *Amagt*: "Wo es sonst nicht ausgemacht ist, so beweiset es dieses Wort nicht, daß die Deutschen ein *a privat.* haben, wie Hr. S. will p.300"⁸; S.36 s.v. *Bak*: *He moot Buuk un Bak vull hebben* "er will nicht nur satt essen, sondern auch, so viel er nur tragen kan, mit nehmen, welche Redensart der Hr. S. nicht verstanden hat"; S.229 s.v. *Dop*: "Bey diesem Worte ist Hr. Strodman in mehr als einen Fehler gefallen" und ebd. "*Fingerdop* ist nicht der Nagel, wie S. meint, sondern die äusserste Ründung des Fleisches am Finger"; schließlich S.415 s.v. *flot* 'auf dem Wasser treibend, schwimmend': "*Flot gaan laten*, und *Flot leven*: darauf los zehren, lucker leben. Hr. Strodman, im Nachschuß, ist der Meinung, diese Redensart käme her von *Flot*, Sahne: da sie doch ohne Zweifel hieher gehöret".

Wir ziehen an dieser Stelle eine erste Summe und stellen fest:
1. Klöntrups Behauptung, der STRODTM bilde eine der Grundla-

8 Dieses "a privat." meint nach Joh. Christ. Aug. HEYSE, *Fremdwörterbuch*, 21. Aufl. Hannover 1922, S.36 das *Alpha privativum*, "das griech. Beraubungs-A, verneinende a-", das (ebd. S.1) "vor griech. Wörtern verneinende Kraft [hat], wie das deutsche un-".

gen des Br.Wb., ist, wenn nicht aus der Luft gegriffen, so doch stark übertrieben. In dessen erstem Band findet sich bei knapp 100 von rund 2800 Stichwörtern, also nur bei 3,5%, ein Hinweis auf STRODTM, und wenn wir den Herausgebern des Br.Wb. nicht unterstellen wollen, sie hätten weitere Anregungen aus ihrem Vorläufer nicht kenntlich gemacht, sie also nicht der Unredlichkeit zeihen wollen, wozu wir wohl kaum eine Veranlassung haben⁹, dann sprechen allein diese Zahlen eine eindeutige Sprache.

2. Klöntrup zwar nicht explizit geäußerte, in seiner Verurteilung des Br.Wb. aber doch deutlich spürbare Meinung, dieses habe seinen Vorläufer zudem unkritisch übernommen, entbehrt jeglicher Grundlage. Wenn denn überhaupt die Bearbeiter des Br.Wb. Anleihen beim STRODTM gemacht haben, dann haben sie sehr wohl um lexikalische, morphologische, lautliche, semantische und/oder idiomatische Unterschiede zwischen dem Osnabrückischen und dem Bremischen gewußt und diese in ihr Wörterbuch eingebracht.

KLÖNTRUP : STRODTMANN

Dieser Einblick in das Verhältnis Br.Wb. : STRODTM mag genügen, da das Augenmerk in erster Linie den beiden Osnabrücker Wörterbüchern gelten soll, dem "Idioticon Osnabrugense" von 1756 und dem etwa 60 Jahre jüngeren "Niederdeutsch-Westphälische[n] Wörterbuch". Die scharfe Kritik, die Klöntrup an seinem Vorläufer übte, ist schon von Niebaum relativiert worden, der feststellte, man könne "das Id. Osn. aber wohl nur dann gerecht beurteilen, wenn man es vor dem Hintergrund seiner Zeit und dem eigenen Anspruch seines Verfassers" sehe¹⁰.

Worauf zielt denn nun eigentlich diese Kritik Klöntrups am STRODTM? Sieht man genau hin, dann muß man feststellen, daß sie trotz der Nennung einiger konkreter Punkte im ganzen doch recht vage bleibt, sich im Grunde in dem Pauschalurteil erschöpft, von dem Werk des Vorgängers lasse "sich nicht viel Gutes sagen". Dabei hat der streitbare Jurist es aber doch sehr wohl als willkommene Grundlage für sein eigenes Projekt herangezogen! In seiner "Vorerinnerung" teilt er durchaus positiv mit, er habe "das Glück" gehabt, "ein in folio durchgeschossenes Exemplar des Strodtsmannschen Idiotikons zu erstehen", das an Wert für ihn allerdings wohl erst dadurch erheblich gewonnen hatte, daß zwei Vorbesitzer es mit zahlreichen Ergänzungen versehen und vor

9 Vgl. Anm.5.

10 H. NIEBAUM, *Beiträge zur Geschichte der westfälischen Lexikographie (1750-1850)*, in: *Gedenkschrift für Heinrich Wesche*, hrg. v. W. KRAMER - U. SCHEUERMANN - D. STELLMACHER, Neumünster 1979, S.165-201, hier S.168.

allem "die Strodtmannschen Nachlässigkeiten zum Theil verbessert" hatten¹¹.

Konkret wird die Auseinandersetzung zunächst um die Beschaffung des Materials und, damit eng zusammenhängend, um eine korrekte Schreibung geführt. Strodttmann hat zwar auch selbst gesammelt, wie er in seiner "Vorrede" S.VIII f. angibt, im wesentlichen jedoch wohl von den Mitteilungen anderer gezehrt: "Fünf bis sechs geschickte Rechtsgelehrte, ein Stadt- und einige gelehrte Landprediger theilten mir beträchtliche Aufsätze mit". Daß Klöntrup hieraus die böswillige Unterstellung macht, "der Herr Rektor, der selbst kein gebohrner Osnabrücker war", habe "durch seine Schüler sammeln lassen", interpretiert Niebaum wohl doch etwas beschönigend¹². Auf jeden Fall aber hat der Jüngere das große Prä, daß er sich rühmen kann, "den osnabrückschen Dialect [...] genau zu kennen", und daß er auf der Basis dieser Kenntniss durch Hören mit eigenen Ohren aufnehmen konnte, was exakt wiedergegeben zu haben er beteuert: "Man kann sich darauf verlassen, daß ich keinen Buchstaben hingesetzt habe, der nicht da, wo er steht, deutlich gehört wird". Kein Zweifel, diese Form der direkten Materialerhebung und die Reflexion über ihre Vorzüge heben den KLÖN weit über seinen Vorläufer hinaus, und es ist nur zu verständlich, daß seinem Verfasser das Verfahren Strodtmanns als geradezu stümperhaft erscheinen mußte und er sich darüber erregte, daß viele Wörter im STRODTM "unrichtig geschrieben" seien.

Diese Behauptung wird allerdings ebensowenig belegt wie die zweite konkrete, viele andere Wörter seien "falsch erklärt" worden; immerhin soll nach Klöntrup der Anteil fehlerhafter Einträge im STRODTM insgesamt "zwey Drittel" betragen!

"Unrichtig geschrieben"

Gehen wir also diesen unbewiesenen Vorwürfen Klöntrups nach und versuchen wir, eventuell Belege für sie nachzureichen. Beim Abschnitt 'Schreibung' sollten wir uns dabei tunlichst von Strodtmanns "Dialectologia Osnabrvngensis" leiten lassen, die, wie Niebaum meint, "häufig an die tatsächliche Lautform" heranführe¹³; allerdings sagt Strodttmann in der "Vorrede" S. XII selber, die "Dialectologia" betreffe "lediglich die Mundart der Stadt Osnabrück", und er "habe die Wörter nicht allemal darnach geschrieben". Verfolgte er, dessen Bearbeitungsgebiet doch das gesamte Hochstift Osnabrück war, mit ihr denn überhaupt das Ziel, "an die tatsächliche Lautform" heranzuführen? Und wenn ja: Warum

11 KLÖN 1, S.III.

12 NIEBAUM (wie Anm.10) S.182.

13 NIEBAUM (wie Anm.10) S.186.

sollte er dieses Vermittlers zwischen gesprochenem und geschriebenem Wort bedürfen, warum erfolgte die Schreibung nicht gleich so, daß man die Lautung hinter ihr unmittelbar erkennt? Die Begründung Strodtmanns, die Wörter wären dann "unverständlich geworden", will nur schwer einleuchten, war das Werk doch sicher auch für Leser gedacht, die des Westfälischen mächtig waren, auch wenn der Verfasser als einzige Zielgruppe für sein Wörterbuch "die Obersächsischen Rechtsgelehrten" anführt. Ob die wirklich *Slaap* eher verstanden haben, als sie *Slaup* verstanden hätten, *Boom* eher als *Baum*, *Bieke* eher als *Beke* usw., das darf wohl bezweifelt werden. Ich habe eher den Eindruck, daß Strodtmann die "Dialectologia" tatsächlich nur "aufgesetzt" hat, weil das "Beyspiel des Herrn Prof. Richey", auf den er sich ja auch sonst immer wieder beruft, es ihm nahelegte, nicht aber, um den Leser seines Idiotikons in die Lage zu versetzen, nord-osnabrückisches *slapen* als stadtnabr. *slaupen*, nördliches *Splint* als städtisches *Splynt*, nördliches *Brod* als städtisches *Braud* zu lesen usw.

Und selbst wenn wir Strodtmann konzedieren, daß sein Argument der Unverständlichkeit zutrifft, müssen wir uns um so mehr über die Inkonsequenz wundern, mit der er vorging. In diesem Punkte ist Klöntrup Vorwurf zuzustimmen, auch wenn er ihn so nicht begründet hat. An einigen für die Osnabrücker Mundart besonders charakteristischen Erscheinungen, auf die Strodtmanns "Dialectologia" nicht ohne Grund, wenn auch mitunter etwas krumme, hinweist, sei dies belegt.

"1) Hinter dem *a* schleicht ein *u* her, als *slaupen* für *slapen*; *jau* für *ja*". - Diese Beschreibung ist in ihrer pauschalen Form nicht einmal korrekt, ist es doch nur das altlange *ô*, das hier gemeint sein kann und dessen moderne Entsprechung in der Tat das Osnabrücksche von den übrigen niedersächsischen Dialekten abhebt. Klöntrup schiebt hier konsequent so, wie er die Wörter ausgesprochen hörte, nämlich *slaupen*, *jau*, *kraumen*, *Nauber*, *Nautel* usw. Im STRODTM aber herrscht ein wildes Durcheinander! Selbst das Musterwort *slaupen* der "Dialectologia" erscheint an alphabetischer Stelle S.212 als *slapen*, obwohl es S. 240 unter den Wörtern, "die wir mit den Niedersachsen gemein haben, hier aber anders ausgesprochen werden" (so S.239), als *slaupen* notiert ist. Erstaunlich ist, daß ausschließliche <a>-, <aa>-Schreibungen, die ja eigentlich zu erwarten wären, die Ausnahme sind. Zwar finden sich, als Lemmata oder in Belegen, durchaus "Normal"formen wie *Avend*, *blasen*, *Frage*, *kramen*, *Mane*, *Schaap*, *Slaap*, *Snaat*, aber neben diesen tauchen auch zahlreiche <au>-Formen auf wie *jau*, *Nauber*, *Paul*, *Ravenauß*, *Slaut*, *waugen*. Zeugt schon dieser Befund davon, wie wenig gründlich und systematisch Strodtmann, der nach Klöntrup sein Idiotikon ja "bloß in Ordnung gebracht" hat ("Vorerinnerung" S. III), hierbei vorgegangen ist, so belegt dies noch deutlicher die

Tatsache, daß viele einschlägige Lexeme in beiden Schreibungen auftauchen: *gahn* und *gaun*, *slahn* und *slaun*, *stahn* und *staun* gehen ständig durcheinander, neben dem Lemma *Krahm* findet sich unter *Marked* ein Satzbeleg mit *Kraum*, neben *Nautel-Büsse* steht eine *Pünt-Nadel*, *To'r Loh gahn laten* (S.67) steht neben *Daar heft de Timmermann een Gatt lauten* (S.67). *Mahlmann* und *Mauhlmann* bilden zusammen einen Lemmaansatz ebenso wie *Plaster*, *Plauster*, *Rath*, *Rauth* oder *Schrad*, *schraud*; "*Quaad*, und *quaud*" lautet der Beginn des entsprechenden Artikels. Stehen hier wenigstens noch die <a>-Schreibungen an erster Stelle, so lautet S.157 ein Artikelkopf gar "*Pausken*: Ostern, auch *Pa-sken*". Am Ende von "*Staal*, oder *Stahl*" heißt es, man spreche "*hier auch Staul*", am Ende von *Saterdag*, "*gemeine Leute*" sprechen hier *Sauterdag*. Ganz verquer geht es in einem Artikel auf S.97 zu, dessen Lemma offensichtlich unter dem Eindruck historischer Schreibungen entstanden ist: "*Kaek*, *Kaak*: Pranger. *Et is hier better, as upn Kauck*". S.233 sind unter *Stroote* zwei Etyma in einem Artikel zusammengefaßt worden, so daß hier für die Bedeutung 'Straße' gar der Eindruck erweckt wird, altes *â* könne auch durch /o:/ repräsentiert sein, der durch den Hinweis am Ende des Artikels, in diesem "*Significatu*" spreche man "*auch Strauten*", kaum gemildert wird; *Straaten-Dreck* in einem Beleg S.70 und das Lemma *Stratenschinder* bilden die zu erwartenden Verhältnisse ab.

Mit Klöntrup kann man in der Tat nur feststellen, vom STRODTM lasse sich "nicht viel Gutes sagen", wenn man sich dieses hier anhand nur weniger Beispiele belegte Bild vor Augen führt, das aber durch vergleichbare Inkonsistenzen in anderen Fällen bestätigt wird. Punkt 5) der "*Dialectologia*" z.B. lautet: "*In einigen Wörtern, die anderwärts mit einem einfachen i gesprochen werden, höret man hier das doppelte i, oder y, als Splynt für Splint*" (S.4). Trotz dieser Regel, die wiederum viel zu allgemein formuliert ist, da sie nur für /i/ in geschlossener Silbe vor /n/ + Dental gilt, finden sich aber im Idiotikon sowohl <i> wie <y>-Schreibungen: *Afbynen* (S.299), *Upbynen* (S.268), *Blyne* (S.304), *Swynen* (S.238), *wynen* in einem Satzbeleg S.169, *Spynt*, *Spyn* in einem Satzbeleg S.186, aber als Lemma *Spint*, *Spynt* S. 224, entsprechend als Lemma *Splint*, *Splynt* S.225; S.295 stehen direkt hintereinander *Wynel-Kind* mit /i:/ und *Winnel-Treppe* mit offensichtlichem /i/, das auch für *Kinneseerste* (S.324), *schinnen* (S.239) und *verwinnen* (S.275) gelten muß, während bei *Bind* in einem Satzbeleg S.314, *Kinder* (S.102) oder *Rind* (S.337) wieder die Regel greifen dürfte. Ganz konfus wird es noch einmal bei einer Gruppe um *hd*. *Wind*: *Reddewind* (S.182) und *Windig* (S. 287) stehen neben *Wynd* in einem Satzbeleg S.345 und *Wyndhund*, *Wynd-Malt* (S.287).

Klöntrup schreibt in allen derartigen Fällen konsequent <i>, dem zunächst nicht anzusehen ist, ob es für einen langen oder

für einen kurzen Vokal steht. Lediglich der Tatsache, daß er, nach Ausfall des /d/, in dann offener Silbe z.B. *binen* oder *finen* schreibt, oder einem expliziten Hinweis wie dem bei *Kind*, das Wort sei "völlig hochdeutsch, nur daß das *i* im Niederdeutschen mehr gedehnt wird", läßt sich die Quantität des Stammvokals entnehmen.

Nicht viel besser steht es, um ein letztes Beispiel zu bringen, um die Konsequenz, mit der im Idiotikon Punkt 6) der "Dialectologia" in die Wirklichkeit umgesetzt worden ist: "Das *o* wird oft in *au* verwandelt, als *Braud* für *Brod*, *Bauhnen* für *Bohnen*, *kaupen* für *kopen*, *Gaugraf* für *Gograf*" (S.4). Wieder hat Strodtmann ungenau formuliert, da die Regel nur für mnd. δ^2 (außer z.B. vor /r/) gilt. Selbst die eben genannten Musterwörter *Braud*, *Bauhnen* und *kaupen* tauchen auch als *Brodt* (S.20 in einem Satzbeleg zu *Baunen!*), *-bohnen* (*Fikes-*, *Kurl-*, *Plantelbohnen*) und *-kopen* (*ümmekopen*) auf. *Hoge* (S.322), *Loop*, *Lopen*, *Smookfinke*, *Stroh* u.a.m. mit <o, oh, oo> stehen *Blaut*, *Flauh*, *sau*, *Taum* usw. mit <au> gegenüber. Verwirrend aber auch hier wieder das Durcheinander der beiden konkurrierenden Schreibungen: *Boom* neben *Haulbaum* (S.83) und *Wysebaum*, *Dod* neben *dood* (*daute*) in einem Satzbeleg S.189, *grooten* in einem Satzbeleg S.88 neben *Graut*, *Kumstkohl* (S.119) neben *Kaul*, "*Klacklaus*, oder *Klackloos*" neben *Trostloß*, *Rookschatt*, *Rauckschatt*, "*Ogen*: man spricht auch [...] *Augen*" u.a.m. mögen belegen, wie uneinheitlich Strodtmann auch hier vorgegangen ist.

Klöntrup schreibt hier konsequent <au>. Allerdings findet sich bei ihm an wenigstens einer Stelle ein Hinweis, der, in Verbindung mit einem Passus aus Strodtmanns "Vorrede", den Schlüssel zu dem beschriebenen Phänomen liefern könnte. Zu *Baum* schreibt Klöntrup, es werde "jetzt völlig wie im Hochdeutschen ausgesprochen", doch sage "man noch einiger Orten *Boom*". In dieser Äußerung klingt an, daß es zwischen dem Dialekt, wie er "in der Gegend von Osnabrück auf dem Lande [...] von den mehresten ausgesprochen wird" ("Vorerinnerung" S. III), und den Dialekten der weiteren Umgebung der Stadt Unterschiede gibt. Derartige Differenzen sind in weit stärkerem Maße im STRODTM zu erwarten, erstreckt der Geltungsbereich dieses Idiotikons sich doch "über das ganze Hochstift Osnabrück" ("Vorrede" S. VIII). Und daß der Dialekt auf "dem Lande, sonderlich gegen das Stift Münster, [...] ganz von dem hiesigen Stadt-Dialect unterschieden" sei, darauf hat dessen Verfasser selber hingewiesen ("Vorrede" S. XIII). Strodtmann konnte zudem nicht nur aus eigener Sammlung schöpfen, sondern war auf die Einsendungen von auswärtigen Beiträgern angewiesen.

Zieht man diese Voraussetzungen in Betracht, dann muß man trotz des Eindruckes großer Unvollkommenheit, den das "Idioticon Osnabrgense" in puncto einheitlicher Schreibung vermittelt, Klöntrups Einwände gegen seinen Vorläufer kräftig relativieren.

Strodtmann gibt nirgends zu erkennen, daß er die lautlichen Unterschiede zwischen Stadt und Land, um die er wußte - auch wenn er sie als die zwischen der Mundart der "honette[n] Leute" und der "schlechteste[n] Mundart des gemeinen Mannes" interpretierte ("Vorrede" S. XIII) - , durch eigene Eingriffe in die Schreibungen seiner Gewährsleute für das Wörterbuch tilgen und die städtische Variante als Norm setzen wollte, was ihm dann in der Tat völlig mißlungen wäre. Und wer denn partout die städtische, die feinere Aussprache wissen wollte, der konnte sie - wenn auch unzulänglich - mit Hilfe der "Dialectologia" erschließen.

Klöntrup war da bei seiner Konzentrierung auf eigene Sammeltätigkeit in einem verhältnismäßig kleinen, sprachlich recht einheitlichen Gebiet in einer erheblich besseren Lage. Seinem erklärten Ziel aber, "ein niederdeutsches Wort nach der eigentlichen Aussprache zu schreiben" ("Vorerinnerung" S. III), dürfte auch Strodtmann nachgestrebt haben. Wer ihm vorwirft, er habe viele Wörter "unrichtig geschrieben" (ebd.), verkennt die dialektale Heterogenität des Hochstiftes Osnabrück, in dessen nördlichen Regionen z.B. die Diphthongierung von mnd. *ô* und *ô*² nicht mehr gilt, /i/ vor /n/ + Dental nicht gedehnt wird, es keine Brechung von Kurzvokalen in offener Tonsilbe gibt usw.

Bedauerlich ist es jedoch, daß Strodtmann seine Belege nicht lokalisiert hat, daß er nicht einmal mitgeteilt hat, in welchen Orten seine Beiträger Material gesammelt hatten. Seine Tätigkeit, dieses "bloß in Ordnung gebracht" zu haben, wie Klöntrup etwas abschätzig formuliert, kann demnach nicht darin bestanden haben, die dialektalen Unterschiede, die er in ihm vorfand, zu glätten, sondern er kann, wenn denn tatsächlich nur dieses sein Anteil an dem Idiotikon ist, lediglich kollationiert und angeordnet haben, was er vorfand. Die Lautgestalt betreffende Eingriffe hat er offenbar nicht vorgenommen¹⁴, und sie sind ihm ja wohl auch von jenen "Gelehrten", denen er die "Arbeit [...] vor dem Abdruck [...] zum Durchsehen hingegeben [hatte], damit sie meine Fehler verbessern mögten" ("Vorrede" S. X), nicht nahegelegt worden.

"Falsch erklärt"

Mit der Feststellung, Klöntrup sei seinem Vorläufer nicht gerecht geworden, wenn er ihm unterstellt, er habe viele Wörter in seinem Idiotikon "unrichtig geschrieben", wenden wir uns dem zweiten konkreten Anklagepunkt zu, viele Wörter seien "falsch erklärt" worden ("Vorerinnerung" S. III). Strodtmann hatte durchaus eingeräumt, er könne sich "leicht im Schreiben, oder in Bestimmung der Bedeutungen" geirrt haben, da ihm "das

14 Weitere Anteile am Zustandekommen seines Idiotikons beschreibt Strodtmann S. Xf. der "Vorrede".

Preußische und Niedersächsische anhing" ("Vorrede" S. X), er war sich der Versuchung von unbewußten Übernahmen aus anderen Dialektlandschaften also sehr wohl bewußt. Um so mehr, so dürfen wir vermuten, wird er sich bemüht haben, ihr zu entgehen.

Wenn wir dieser Anschuldigung Klöntrups nachgehen wollen, bleibt uns nur der Weg über einen Vergleich von Artikeln, die in beiden Wörterbüchern enthalten sind. Dabei kann der, der sich 230 Jahre nach dem "Idioticon Osnabrgense" und 170 Jahre nach Klöntrups Wörterbuch dieser Aufgabe unterzieht, nicht die Rolle des Schiedsrichters übernehmen; er kann lediglich eventuelle Differenzen zwischen beiden konstatieren. Falls er solche feststellt, muß er für eine - behutsame! - Beurteilung immer berücksichtigen, daß sie sehr wohl auf diachronischen und diatopischen Unterschieden beruhen können - im STRODTM "das ganze Hochstift Osnabrück", im KLÖN im wesentlichen die Stadt Osnabrück und deren allernächste Umgebung -, so daß sich die Frage nach 'falsch' oder 'richtig' eigentlich auch hier nicht stellt.

Angesichts von schätzungsweise 5000 Artikeln im STRODTM, die unmöglich alle mit ihren eventuellen Entsprechungen im KLÖN verglichen werden konnten, mußte eine sinnvolle Auswahl getroffen werden. Hier bot es sich an, auf jenen Teil des Wortschatzes zurückzugreifen, den Strodtmann in seiner "Vorrede" selber hervorgehoben hatte (S. XII) und der, da Klöntrup ja von Profession Jurist war, am ehesten aussagekräftig zu sein versprach, den der bäuerlichen und der städtischen Rechtsaltertümer einschließlich jener Wörter, "die in Processen vorkommen müssen, wenn über diese, oder jene Sachen gestritten wird, die den Ackerbau, Grenzen, Häuser, Geräthschaft, Mark-Sachen und Holzgerichte betreffen" ("Vorrede" S. X). "Ich weiß es, daß dahero die Rechtsgelehrten gewünscht haben, es mögten doch dergleichen Wörter erklärt werden. Diesem Verlangen ist in vielen Stücken ein Genüge geschehen" (ebd.). Im "Idioticon Osnabrgense" umfaßt diese Wortschatzgruppe gut 100 Lexeme unter Einschluß der mit D. gekennzeichneten, d.h. aus alten Dokumenten stammenden Einträge. Von ihnen finden sich in der Druckfassung des KLÖN 23 nicht wieder, größtenteils solche, die im STRODTM mit D. markiert sind; derartige Lexeme sind in die bearbeitete Ausgabe nicht aufgenommen worden, auf die allein ich mich beziehe.

Es verbleibt also eine Anzahl von etwa 80 Artikeln, die für einen Vergleich zur Verfügung stehen. Bei 36 von ihnen, also etwa 45%, entsprechen die Bedeutungsangaben im STRODTM und KLÖN einander genau, z.B. STRODTM S.21 *Bedemund* "Die Gnugthuung, so derjenige dem Leibherrn geben muß, der dessen Eigenbehörige geschwängert hat" : KLÖN 1,64 *Beddemund* "/:tutela lecti: / eine Gnugthuung, die der Gutsherr von dem fodert, der seine Eigenhörige geschwängert hat", STRODTM S.30 *Borde-*

vagt "ein Eigenbehöriger, den ein Edelmann zum beständigen Boten braucht, wofür derselbe von gemeinen Abgaben frey ist" : KLÖN 1,106 *Bordevuaget* "Bördevogt, ein Eigenbehöriger, den der Gutsherr zum beständigen Boten braucht und (der) dafür andere Freyheiten genießt" oder STRODTM S.287 *Wippe* "ein Käfigt, worinn sonderlich Gartendiebe etliche mal ins Wasser gelassen und in die Höhe gezogen werden" : KLÖN 2,544 *Wippe* "2) war auch eine Art Käficht, worin besonders Gartendiebe gesetzt und damit einige mahl ins Wasser gelassen und wieder aufgezogen wurden". Bei ihnen konnte der Jüngere also auf seinem ureigensten Fachgebiet keine weitergehenden Erkenntnisse mitteilen als sein Vorgänger. Zudem verblüfft immer wieder die streckenweise wörtliche Übereinstimmung der Bedeutungsangaben zwischen beiden.

Rechnet man zu diesen 36 Artikeln jene 14 = etwa 17% hinzu, bei denen Unterschiede minimal sind - STRODTM S.18 *Backs* : KLÖN 1,55 *Backhus* mit ebd. 458 *Küäter*, STRODTM S.32 *Brinck* : KLÖN 1,114 *Brink*, STRODTM S.67 *Gaugreve*, *Gaugericht* : KLÖN 1,253 *Gaugreiwe*, *Gaugerichte* usw. -, so bleibt aus dieser mit oben genannten Gründen ausgesuchten Wortschatzgruppe nur noch ein Rest von 30 Artikeln = 38%, bei denen hinsichtlich der Bedeutungsangaben größere Differenzen zwischen STRODTM und KLÖN zu konstatieren sind. Mit ihrer Analyse haben wir uns im folgenden zu beschäftigen.

Da ich mir ob fehlender Kompetenz, die im großen zeitlichen Abstand und in mangelndem juristischem Fachwissen gründet, eine Beurteilung nach den Maßstäben von 'falsch' und 'richtig' nicht anmaßen mag, frage ich stattdessen danach, welche Bedeutungsangabe im Einzelfall informativer zu sein scheint. Dabei stellt sich überraschend heraus, daß nicht immer der KLÖN ein Mehr an Wissen vermittelt, sondern im Gegenteil in der Mehrzahl der Fälle der STRODTM diese Rolle übernehmen kann! Die folgende Zusammenstellung von Beispielen ist unter diesem Gesichtspunkt geordnet.

Ist z.B. im KLÖN 1,115 ein *Burenbrüer* im Wortsinn "ein Bauernschinder", so versteht Strodtmann unter einem solchen jemanden, "der dem Bauren im Gericht zu stark zusetzt", und das Wort ist bei ihm ferner "ein Spottwort auf die abgeschickten Gerichtsboten". In der Beschränkung auf einen Gebrauch im Zusammenhang mit "Gericht" scheint mir eine nicht unerhebliche semantische Restriktion dieses Wortes zu liegen, und an eine Bedeutungserweiterung zu "Bauernschinder" schlechthin mag ich für die Zwischenzeit nicht recht glauben.

Degemann, im KLÖN (1,240 s.v. *Friwiärwer*) schlechthin "ein Freywerber", war nach STRODTM S.40 *Dögensmann* seinerzeit ebenfalls zunächst einmal "ein Freywerber, Anwerber". Dann aber bedeutete dieses Wort auch noch "einen, der streitende Partheyen vergleicht". Ob auch dies durch Klöntrups "Freywerber" abgedeckt sein soll?

Viel präziser als Klöntrups *Jarmaule* "festgesetzte Jahre eines Interims Wirths" (1,376) ist Strodtsmanns "*Jahrmahle* bedeuten eigentlich die Jahre, so der Gutsherr seinem Eigenbehörigen, der zur andern Ehe schreitet, und seiner Frauen, verstattet, um so lange auf der Bauerstätte zu bleiben, bis der Erbe selbst im Stande ist, sich zu verheyrathen" (S.92).

Während KLÖN 2,90 zu *Redemegger* lediglich vermeldet, dies sei "der Besitzer eines Haupthofes", dem Leser aber nicht mitteilt, was einen solchen im Vergleich etwa zu einem gewöhnlichen *Megger* auszeichnet, weist STRODTM S.135 aus, *Redemeyers* hätten, verglichen mit anderen *Meyers* oder *Meggers*, "noch einige iura eminentiora, als Jagd, Fischereyen".

Rautsfründ vermeldet KLÖN 2,88 lediglich als Dialektwort, ohne Bedeutungsangabe, wohingegen es sich im STRODTM S.180 als Synonym zu *Rautsverwandter* "ein Mitglied des neuen, oder auch alten Raths" findet und es dort ferner heißt, daß unter "Rathsfründe auch die drey Stände der Stadt verstanden werden".

Und ein letztes Beispiel für diese Gruppe: Ein *Swüöpker* oder *Swüöpenknächt* ist nach KLÖN 2,258 (unter *Swiepe*) "der Pferdeknecht". STRODTM S.238 vermeldet dagegen zu *Swepker*, *Sweepenknecht*: "ein Unterknecht, der unter dem Oberknecht, oder Schul-ten, steht. Dies ist nur von großen Bauernhöfen zu verstehen. Ein kleiner Bauer hat keinen Oberknecht, als den er selbst vorstellt, wol aber einen *Sweepen*, und ausser demselben einen Jungen, der die Pferde treiben muß, wenn der Knecht pflüget, auch ihn im Fahren ablöset".

Ein Mehr an Informationen findet sich im STRODTM noch bei *Dusholt* (S.344) : *Dustholt* (KLÖN 1,186), *Eenherrig* (STRODTM S.311) : *eenhärig* (KLÖN 1,192), *Hüersmann* (STRODTM S.323) : *Hürmann* (KLÖN 1,369), *Landpenning* (STRODTM S.345) : *Landpennink* (KLÖN 1,469), *Gilde* (STRODTM S.72) : *Gille* (KLÖN 1,274), *Toslag* (STRODTM S.248) : *Toslag* (KLÖN 2,310), *Wiske* (STRODTM S.288) : *Wisk* (KLÖN 2,554; Bedeutung 1) sowie *Wrogen* (STRODTM S.293) : *wrogen* (KLÖN 2,559; Bedeutung ebd. 2,108 s.v. *rügen*).

Bei den folgenden Beispielen wird ein Urteil erlaubt sein, das nur lauten kann, Strodtsmann sei der Vorzug vor Klöntrup zu geben, illustriert er doch über reine Wortbelege hinaus Bedeutung und Gebrauch eines Lexems durch Kontexte. Zu *eesken* gibt KLÖN 1,193 lediglich einige Bedeutungen, unter ihnen "4) begehren, fodern". Diese taucht im STRODTM (S.50 s.v. "*Eschen*, auch *eischen*") als "fordern" ebenfalls auf, wird dort aber noch durch einen Satzbeleg und dessen Interpretation näher beleuchtet: *He heft dat Amt geeischet* wird "gesagt, wenn jemand von seinen Eltern ein Amt, z.E. das Krameramt, hat, und für ein gewiß Geld sich gleichsam vom neuen damit von der Gilde belehnen läßt; alsdann hat er es geeischet".

Ähnlich heißt es zu *unverwunnen* KLÖN 2,389 nur lapidar, es

bedeute "unbesiegt". Im STRODTM findet sich (S.267) dieses Wort nur eingebunden in einen Kontext, der als idiomatisch wird gelten müssen und außerhalb dessen es kaum verwendet worden sein dürfte: *Unvorwunnen im Recht wesen* "ein redlicher und geschickter Rechtsgelehrter seyn".

STRODTM S.267 *Vorboren* ist zwar durch "D." als veraltet markiert, begegnet aber als *verbüren*, ohne entsprechendes Signum, doch wieder im KLÖN (2,441), und zwar in der Bedeutung "2) verwirren" ohne jegliche weitere Information. Die Tatsache, daß es im STRODTM nur in einen Kontext eingebunden belegt ist – *de Stadt vorboret hebben* "der Freyheit, sich in der Stadt aufzuhalten, verlustig seyn" –, legt die Vermutung nahe, daß es auch im KLÖN einer entsprechenden Kontext-Restriktion hätte unterliegen müssen¹⁵.

Wir wenden uns damit der Gruppe jener Artikel zu, bei denen der KLÖN ein deutliches Plus gegenüber dem STRODTM bietet. *Brinkligger* ist bei STRODTM S.32 m.E. unzureichend erklärt als "ein Bauer, der nur in einem geheuerten Hause wohnt". Klöntrups Bedeutungsangabe (1,114), nach der *Brinkligger* oder *Brinksitter* "geringe Kötter" seien, "die sich in neuern Zeiten angebaut und daher keine Markgerechtigkeit haben", enthält in ihrem zweiten Teil eine sehr wichtige zusätzliche Aussage zur Bedeutung dieses Wortes.

Strodtmanns Definition von *Buerskop* (S.34) als "Bauerschaft" ist recht dürftig, seine Differenzierung von *Dorf* und *Bauerschaft* nicht ganz widerspruchsfrei. Klöntrups Wörterbuch dagegen, das an alphabetischer Stelle auch nur *Burskup* "eine Bauerschaft" hat (1,125), führt unter Verweis auf *Bur* 2) 1,124 zur Sache detailliert und korrekt aus: "die Bauerschaft, die entweder aus einem Dorfe /:deren mehrere zu einem Kirchspiel gehören:/ oder aus zerstreut liegenden Höfen und Kotten besteht und einen Vorsteher /:*Burrichter*:/ und eignen Versammlungs Platz /:*Burbrink*, *Tigge*:/ hat".

Sicher unzulänglich ist auch die Bedeutungsangabe von *Lyftucht* STRODTM S.126: "Leibzucht [...] Ist des abgegangenen Coloni Wohnung". Aber nicht nur diese, genauer die *Liftuchtskuate*, gehört nach KLÖN 1,491 s.v. *Liftucht* zur Leibzucht, zum "Vidualitium", sondern diese besteht "der Regel nach" auch noch

15 All diese Defizite des KLÖN gegenüber dem STRODTM müssen auch dann als Mängel konstatiert werden, wenn wir einkalkulieren, daß das eine oder andere in Klöntrups Handschrift stehen, dort aber von ihm durch das Signum * als veraltet gekennzeichnet sein könnte, weshalb es nicht in den Druck übernommen wurde (s. dazu die Bemerkungen *Zur Edition des Wörterbuchs KLÖN* 1, S.16*f.). Klöntrup warf Strodtmann vor, er habe zahlreiche Wörter "falsch erklärt"; derartige fehlerhafte Einträge konnte er schlechterdings nicht im Kern unverändert in seinem eigenen Wörterbuch bringen.

"in dem sechsten Theile der zur Stäte gehörigen Ländereyen, Wiesen &", gewiß essentiellen Bestandteilen der Ausstattung "des abgehenden Wehrfesters", des Altenteilers also.

Bei *Oortland* "ein Stück Landes eines Priuati, so an die gemeine Weide stößet" (S.150) zieht sich Strodttmann auf eine nähere Erklärung in den "Hannoverischen Anzeigen von 1753" zurück, während Klöntrup sein detailliertes Fachwissen im Wörterbuch selbst ausbreitet: 2,33 *Orland* "ein Strich in ofner Mark, der an den Acker eines Markgenossen stößt und von diesem durch Plaggen /:Rasen stechen:/ und Holz allein benutzt wird, aber nicht eingefriedigt werden darf, weil die Weide gemein bleibt".

Zu *Rookschatt*, *Rauckschatt* bietet STRODTM S.189 keine Bedeutung, KLÖN 2,86 dagegen "eine Contribution, die von jedem Feuerherde erfolgen muß".

Ein Mehr an Informationen, das - und das sei unumwunden festgestellt - in allen Fällen eine erhebliche qualitative Verbesserung gegenüber dem STRODTM bedeutet, findet sich ferner in KLÖN 1,28 *Aneweene* gegenüber STRODTM S.11 "*Aaneweene*, auch *Aanewenne*", KLÖN 1,125 *Bursprauke* : STRODTM S.307 *Buur-Sprake*, KLÖN 1,518 *Mauläxe* : STRODTM S.133 *Mahl-Exe*, KLÖN 1,520 *Megger* : STRODTM S.135 "*Meyer*, auch *Megger*", KLÖN 2,57 *Pliägesman* : STRODTM S.163 *Pleegemann*, KLÖN 2,151 *Schulte* : STRODTM S.207 *Schulte* sowie KLÖN 2,544 *Wir 2*) : STRODTM S.282 *Wehr*, S.288 "*Wyr*, oder *Wiehr*".

Nach den obigen Ausführungen zu den Bearbeitungsgebieten beider will es mir ganz amüsant erscheinen, daß KLÖN in zwei Fällen über den STRODTM hinausgehende Informationen bietet, die man sich eigentlich in letzterem gewünscht hätte, da sie von dialektgeographischen Unterschieden im Großraum Osnabrück handeln. Zu "*Aaneweene*, auch *Aanewenne*" vermeldet STRODTM S. 11 lediglich die Bedeutung, die ich hier verkürzt mit 'Pflugwende' wiedergebe, während KLÖN 1,28 zusätzlich angibt, sie gelte im Artlande, wohingegen die Bedeutung seines eigentlichen Bearbeitungsgebietes "der Rain" sei. Ähnliches ist bei STRODTM S.32 *Brinck* zu beobachten, das dort zwei Bedeutungen hat: "ein Hügel" und "Ein Fleck Landes, das weder umgegraben, noch umgepfügt wird, es mag Gras darauf stehen, oder nicht". Zu letzterer heißt es weiter: "Daher nennt man auch einen Grasanger *Brinck*". KLÖN 1,114 bietet zunächst, allerdings ohne explizite Markierungen, die beiden aus dem STRODTM bekannten Bedeutungen und fährt dann fort: "Im Artlande ist *Brink* der Graßanger".

Damit können wir jetzt auch zum zweiten Punkt der Klöntrup-schen "Anklage" eine Summe ziehen. Beschränken wir uns, bewußt alle übrigen Wortschatzbereiche ausklammernd, auf den juristischen Fachwortschatz in Strodttmanns "Idioticon Osnabrvngense" und Klöntrups "Niederdeutsch-Westphälische[m] Wörterbuch", so müssen wir erneut feststellen: Klöntrups Vorwürfe gegen seinen

Vorgänger wirken stark übertrieben. Zwar finden sich im STRODTM in der Tat Bedeutungsangaben, die im Vergleich zu ihren Entsprechungen im KLÖN weniger präzise, weniger vollständig sind, aber daß sie im Kern alle falsch seien, wage ich doch zu bezweifeln. Und: Der STRODTM bietet in anderen Fällen Informationen, deren Entsprechungen nun wieder im KLÖN dürftiger sind, bei denen ersterem also der Vorzug zu geben ist.

Phraseologismen

Wenden wir uns zum Schluß einer Frage zu, die Klöntrup in seiner Auseinandersetzung mit seinen Vorläufern zwar nicht angeschnitten hat, die aber doch für das Verhältnis von "Niederdeutsch-Westphälische[m] Wörterbuch" zu den beiden Vorläufern von Interesse sein könnte, der nach der Aufnahme von idiomatischen Wendungen, Redensarten und Sprichwörtern. Wiederum sollen mir für den Vergleich mit dem STRODTM die Artikel mit den Anfangsbuchstaben A-F (S.11-64, 299-316) die Basis liefern, angesichts der Materialfülle für den Vergleich mit dem Br.Wb. allerdings nur die mit den Anfangsbuchstaben A und B (Bd.1,1-177, Bd.5,323-344). Berücksichtigt wurden nur jene Stichwörter, die in beiden jeweils miteinander verglichenen Wörterbüchern enthalten sind. Auch wenn ich bei meiner Durchsicht den einen oder anderen einschlägigen Beleg übersehen haben sollte, so bin ich doch zuversichtlich, daß die folgende kleine Statistik aussagekräftig und repräsentativ ist. Vorab sei festgestellt, daß der KLÖN die weitaus größte Anzahl an Phraseologismen bietet, daß ich aber die beiden früheren Werke als den jeweiligen Ausgangspunkt zu nehmen hatte.

Im Bereich der Anfangsbuchstaben A-F bietet der STRODTM einschließlich der Nachträge gut 200 Phraseologismen. Von ihnen finden sich rund 120 = rund 60% im KLÖN in einer Form wieder, die der des Vorgängers weitgehend entspricht. Bei weiteren 11 = rund 5,5% sind die formalen Unterschiede zwischen beiden Versionen größer, der Kern aber ist der gleiche. Es verbleibt ein Rest von etwa 70 Phraseologismen = rund 34,5%, die der STRODTM hat, von denen sich aber im KLÖN keine Spur findet, obwohl er das betreffende Lemma enthält.

Diese erkennbare, von Klöntrup bewußt herbeigeführte Distanz zu seinem Vorgänger, dessen Werk ja immerhin den Status einer Quelle für ihn gehabt hatte, machen jene Artikel besonders deutlich, bei denen beide Wörterbücher Gemeinsames haben, der KLÖN aber nicht alles bringt, was der STRODTM bietet. Strodtmanns *He is so wacker, as wenn he ut der Bylae nahmen is* (S.26 s.v. *Bylae*) findet sich bei Klöntrup als *he is sau wacker aße wänn he ut der Bilae nuamen wöre* wieder (1,95 s.v. *Bilae*), aber Strodtmanns *Ut der Kiste in de Bylae* (ebd.) sucht man im KLÖN so-

wohl unter *Bilae* wie auch unter *Kiste* (1,424) vergeblich. - *Een Damp vom Minsk* (STRODTM S.37 s.v. *Damp*) kehrt im KLÖN als *een Damp vann'n Minske* wieder (1,138 s.v. *Damp*), aber Strodtmanns *Eenen scheeten, dat em de Damp ut dem Aese kumt* fehlt im KLÖN. - Daß die *schnelle Cathrine* (STRODTM S.307) bzw. die *snelle Catrine* (KLÖN 1,129) der Durchfall sei, erfährt der Leser beider Wörterbücher, aber der "scherzhafte Fluch" *Dat du de schnelle Cathrine krigst* fehlt im KLÖN. - *Brüen* (STRODTM S.33) bzw. *brüen* (KLÖN 1,115) weisen jeweils drei Phraseologismen auf, die beiden gemeinsam sind, der STRODTM aber hat weitere zwei, die im KLÖN fehlen. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei *Düvel* (STRODTM S.44 und S.311) bzw. *Düwel* (KLÖN 1,186): Drei Phraseologismen sind beiden gemeinsam, weitere drei verzeichnet der STRODTM über den KLÖN hinaus. - Insgesamt fand ich im untersuchten Bereich A-F neun derartige Artikel, bei denen Klöntrup nur einen Teil der Phraseologismen bietet, die seine Quelle enthält¹⁶.

Die Differenzen auch bezüglich dieser Informationsklasse mögen, das sei zugegeben, wiederum diachronische und/oder diatopische Ursachen haben, doch gelten solche sicher nicht in allen Fällen. Wenn Klöntrup wirklich so skrupulös nur das notiert hat, was er selber hörte, dann kann das nicht nur für seine Graphien gelten, sondern wir dürfen es wohl auch von Lexemen und Phraseologismen annehmen. Dann hätte er in der Tat mit guten Gründen aus dem ausgewählt, was der STRODTM ihm an die Hand gab, und manches weggelassen, ohne daß wir daraus schließen dürften, es sei zu seiner Zeit in seinem Bearbeitungsgebiet nicht (mehr) bekannt gewesen.

Aber viel wichtiger ist dies: Nahezu zwei Drittel der Phraseologismen seiner Quelle hat Klöntrup in sein eigenes Wörterbuch übernommen! Dabei hat er gemäß seinen Vorstellungen von einheitlicher Lautung und, aus ihr resultierend, einheitlicher Schreibung in praktisch allen Fällen Änderungen - und das heißt in seinem Verständnis wohl Verbesserungen - vorgenommen, aber im Kern blieb seine Vorlage erhalten. Wie sollte sie angesichts der zeitlichen und räumlichen Nähe auch nicht!

Ganz anders hingegen sieht das Verhältnis zwischen dem Br. Wb. und dem KLÖN aus. Im Bereich der Anfangsbuchstaben A und B enthält das Br.Wb. einschließlich des Nachtrags in Band 5 gut 250 Phraseologismen. Von ihnen tauchen mehr als 200 oder über 81% im KLÖN nicht wieder auf. Von den übrigen findet

16 Nicht verschwiegen sei auch ein "Bindefehler": STRODTM S.16 *Anschmyten* enthält den - nicht hierher gehörigen - Phraseologismus *Schmyt den Dreck an de Wand, klift he, so klift he*, der im KLÖN (1,39) als *smit den Dreck an de Wand, klift he, sau klift he!* ebenso fehl am Platz unter *ansmiten* steht.

sich ein Drittel auch im STRODTM wieder, der ja Quelle für Klöntrup war. Sofern es Abweichungen unter den drei Werken gibt, stehen die Versionen in den beiden Osnabrücker Wörterbüchern immer gemeinsam gegen den Text des Br.Wb. Wir dürfen also schließen, daß Klöntrup sich mit Sicherheit nicht am Br.Wb. orientiert hat. Die wenigen Übereinstimmungen zwischen KLÖN und Br.Wb., auch jene, die sie gegen den STRODTM verbinden, lassen uns eher danach fragen, warum sie in diesem fehlen mögen.

Als Ergebnis dieser letzten Beweisführung dürfen wir festhalten: Klöntrup war seinem Osnabrücker Vorgänger tief verpflichtet. Zwar besserte er nach, wo es ihm seinen Vorstellungen gemäß geboten erschien, aber er verwarf nicht grundsätzlich, was er vorfand.

Schlußüberlegungen

Dieser Befund drängt abschließend doch die Frage danach auf, warum um alles in der Welt Klöntrup denn so vehement gegen Strodtmann - und die Bearbeiter des Br.Wb., über die er wohl nur einmal mehr Strodtmann treffen wollte - vom Leder zog. Die Gründe für sein Verhalten bleiben uns natürlich letztlich verborgen, aber vielleicht dürfen wir aus der Kenntnis um Leben und Werk dieses bedeutenden Osnabrückers heraus ein wenig spekulieren. Klöntrup war gewiß ein hochintelligenter, wohl auch ein sehr sensibler Mann, als Jurist geschätzt, aber nicht ganz unumstritten. Ein wenig unstet, gelang es ihm offenbar trotz seiner Begabung, trotz seiner Talente nicht, sich eine dauerhaft gesicherte bürgerliche Existenz aufzubauen, die er doch ohne Zweifel anstrebte. So mag etwas wie Mißgunst in ihm erwachsen sein, Neid gegenüber jenen, die die von ihm erstrebte Karriere gemacht hatten.

Einer, dem man die gesicherte Existenz durchaus neiden konnte, war jener "Herr Rector", der etwa 60 Jahre zuvor sein "Idioticon Osnaburgense" hatte erscheinen lassen. Aber was für ein Machwerk war das doch in den Augen dessen, der, erfüllt von einem unverkennbaren Sendungsbewußtsein - "Indessen ist es wohl hohe Zeit, an ein brauchbares Niederdeutsches Wörterbuch zu denken" ("Vorerinnerung" S.III) -, jedoch unter den schwierigsten äußeren Bedingungen arbeitend, jetzt daranging, Ähnliches, sicher Besseres, vielleicht gar Vollkommenes zu bewerkstelligen! Je schlechter bei einer kritischen Auseinandersetzung das Werk des Vorgängers wegkam, um so heller mußte anschließend das eigene Licht strahlen.

Diese ein wenig spekulativen Überlegungen tun im übrigen meiner Hochachtung vor der bewundernswerten Leistung, die Klöntrup mit der Vollendung dieses großen Wörterbuches vollbrachte, keinerlei Abbruch. Nach wie vor halte ich sein "Nieder-

deutsch-Westphälisches Wörterbuch" für das bedeutendste niederdeutsche Dialektwörterbuch vor Inangriffnahme der großen wissenschaftlichen Gemeinschaftsprojekte, die zur Zeit in Arbeit sind. Nur meine ich, das Werk spricht so klar und deutlich für sich selbst und seinen Verfasser, daß dieser es nicht nötig gehabt hätte, sich verbal so vehement von seinem Vorgänger zu distanzieren, dem er doch so stark verpflichtet war, dem er sich nach seinen eigenen Worten auch durchaus verpflichtet wußte. Auch ohne viel Feind gebührt viel Ehr, gebühren Anerkennung und Dank dem, der trotz aller Widrigkeiten durchhielt und sein großartiges, in vielen Zügen so modernes Wörterbuch vollendete.

Jan G o o s s e n s, Münster

DIE NIEDERLÄNDISCHEN VERWANDTEN VON OSTNIEDER- DEUTSCH *PEDE* 'ELYTRIGIA REPENS'

Für Gilbert de Smet

Zu den nl. Wörtern, die nach der deutschen Kolonisation der Gebiete östlich der Elbe sich in großen Teilen des Ostniederdeutschen durchsetzen konnten, gehören bekanntlich verschiedene Ausdrücke aus der Landwirtschaft, darunter die Unkrautbezeichnung *pede* 'Quecke' (*elytrigia repens*; ältere lat. Namen: *triticum repens*, *agriopyrum repens*), mit der sich auch Gilbert de Smet befaßt hat¹. Das sekundäre Verbreitungsareal dieses Wortes ist viermal kartiert worden: von Teuchert², in DWA³ 2 und DWA 17 (Karte 8) sowie von Nordstrandh⁴. Auf die zweite DWA-Karte geht außerdem die kartographische Darstellung bei König⁵ zurück. Die Karten im DWA und bei Nordstrandh enthalten noch ein zweites, kleines, ebenfalls sekundäres *pein*-Gebiet westlich von Hamburg im Alten Land. Vom primären Areal, das fast ausschließlich dem nl. Sprachraum angehört, sind bisher nur die dt. *päun*-Ränder an der Grenze von Aachen bis Kleve sowie ein kleines *padem*-Gebiet bei Sankt Vith, das möglicherweise einst mit ihm verbunden war, auf Karten gebracht worden⁶. Nordstrandh macht auf ihrer Karte den Versuch, die Ostgrenze des ursprünglichen Gebiets mit einer gestrichelten Linie, die südwestlich von Aachen einsetzt und bis zur Ijsselmündung reicht, annähernd wiederzu-

-
- 1 G. DE SMET, *Nederlands in het Nederduits*, Handelingen van het XXX^e Vlaams Filologencongres Gent 1975, S.9-22.
 - 2 H. TEUCHERT, *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts*, Neumünster 1944, Neudruck Köln Wien 1972, S.207.
 - 3 Für die bekannten niederländischen und deutschen sprachhistorischen und dialektologischen Wörterbücher bzw. Atlanten beschränke ich mich beim Zitieren auf die üblichen Abkürzungen, bei den Idiotika auf Nennung der Verfasseramen in Versalien.
 - 4 Iris NORDSTRANDH, *Brennessel und Quecke*. Studien zur deutschen Wort- und Lautgeographie (Lunder germanistische Forschungen, 28), Lund Kopenhagen 1954, S.115.
 - 5 W. KÖNIG, *dtv-Atlas der deutschen Sprache. Tafeln und Texte*, München 1978, S.204.
 - 6 RhWb 6, 1319f.; R. POST, *Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten* (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung, 6), Wiesbaden 1982, S.160; DWA 2; DWA 17.

geben. Das Wort ist mehrfach behandelt worden⁷, auf niederländischer Seite allerdings nur in Wörterbüchern und anlässlich einer kurzen Besprechung der Form mit Geminat (*pessem*)⁸.

Karte 1 (S.126) bietet die Verbreitung der nl. Verwandten von ostnd. *pede*. Sie hat ebenso wie Karte 2 (S.127) als Materialgrundlage hauptsächlich die Löwener Fragebögen 34 (1940), Frage 52, und 48 (1954), Frage 18, sowie die Amsterdamer Frageliste 26 (1954), Frage 9. Diese Belege wurden mit dem Material meiner eigenen Enquêtes in Belgisch-Limburg in den fünfziger Jahren (für diese Provinz benutzte ich nur meine eigenen Angaben), der Archive des BrWb und des LbWb in Nimwegen, Angaben aus dem ZWb (*passim*), dem RhWb 6, 579f., dem DWA, Frage 134, sechs Löwener Lizentiatsabhandlungen über landwirtschaftliche Terminologie sowie mit einigen Angaben aus weiteren Dialektwörterbüchern ergänzt. Karte 2 bietet die Verbreitung einiger anderer Quecke-Bezeichnungen im Areal von Karte 1. Die hier auftretenden Wörter *hondstand* (in einem geschlossenen kleinen Gebiet südlich von Sint-Truiden; Übersetzung eines walлонischen Gegenstücks zu fr. *chiendent*: *dint-d'-tchin*)⁹, *ruigheid* (im östlichen Waasland; bei JOOS *rou(wi)gheid*), *strekgar(r)s* (nach dem ZWb auf Zuid-Beveland, in einigen Orten auf den drei weiter nördlich gelegenen Inseln und im Land van Axel, aber auch weiter südlich zwischen West-Brabant und der Küste verbreitet; hier ebenfalls eine wohl sekundäre Variante *trekges*. Das erste Glied enthält den Stamm von *strecken* 'sich ausdehnen' und bezieht sich auf die Wurzelverzweigungen der Pflanze) werden in diesem Aufsatz nicht weiter besprochen. Die anderen, *ga(r)speen*, *peengras* und *puingras*, enthalten als erstes oder als zweites Glied das Wort, das hier zur Diskussion steht und liefern einen Beitrag zur Begrenzung und Interpretation seines Areals. Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß eine große Anzahl von Angaben, die nur einmal oder sporadisch in den Fragelisten erscheinen - in der Regel handelt es sich um Verwechslungen mit anderen Unkrautarten -, nicht kartiert worden ist.

7 Die wichtigsten Studien sind H. TEUCHERT, *Niederfränkisches Sprachgut in der Mark Brandenburg*, Zeitschrift für deutsche Mundarten 18 (1923) 174-183, hier S.178f.; TEUCHERT (wie Anm.2) S.206-209; NORDSTRANDH (wie Anm.4) S.114-125; POST (wie Anm.6) S.159-162. Weiter sind die folgenden Untersuchungen über die deutschen Bezeichnungen der Quecke zu nennen: MARZELL 1, 145-153; I. REIFFENSTEIN, *Quecke. Lautgeographische Studien zum Deutschen Wortatlas*, in: *Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen*, hrg. v. L.E. SCHMITT, Bd.2, Gießen 1963, S.317-346.

8 A. VAN LOEY, *Schönfeld's Historische grammatica van het Nederlands*, Zutphen 1970, § 50.

9 Vgl. J. HAUST, *Dictionnaire liégeois*, Liège 1933, S.212.

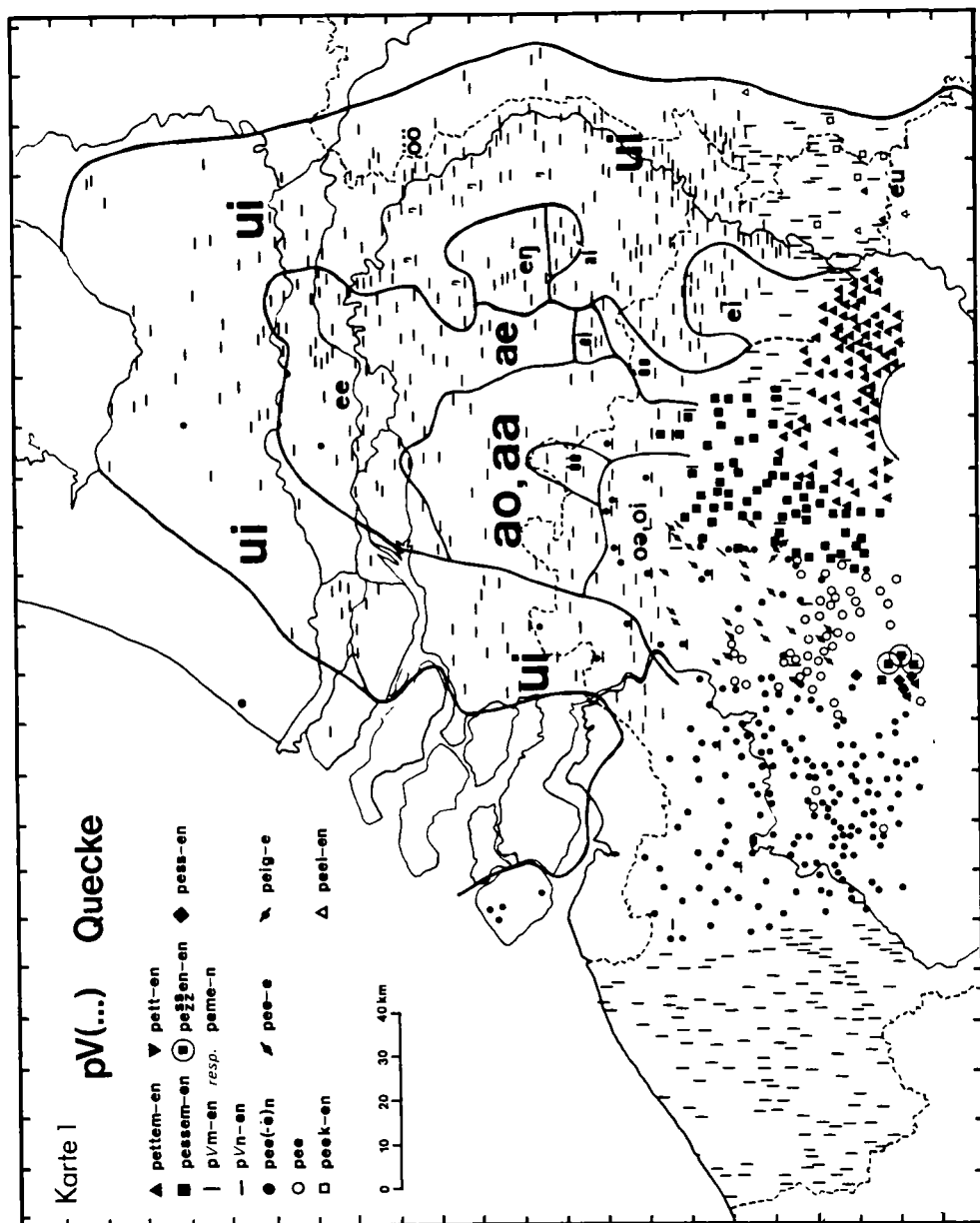
Die Außengrenze des Gebietes mit unseren Wortformen beginnt in Zeeland beim Veerse Gat. Da nach dem ZWb Walcheren, westliches Zeeuws-Vlaanderen, das Land van Axel und das Land van Hulst *gospeen* haben, können wir diese Teile der Provinz Zeeland mit dem ostflämischen *pee(ë)n*-Gebiet verbinden. Die anderen Teile sowie die Inseln Goeree-Overflakkee und Voorne liegen außerhalb unseres Wortareals. Die Grenze verläuft im Osten Zuid-Hollands in nordöstlicher Richtung (die Angaben von Karte 2 erleichtern die Festlegung der Linie) und erreicht die Zuidersee bei Muiden. Sie setzt erneut im Norden der Veluwe ein, führt dann etwas westlich der IJssel in südlicher Richtung, kreuzt die Staatsgrenze und den Rhein bei Emmerich und fügt einen langen schmalen westlichen Streifen des deutschen Niederrheins zu unserem Wortareal. Sie erreicht schließlich die Sprachgrenze im Hohen Venn südlich von Roetgen. Nicht mehr auf unserer Karte steht ein kleines isoliertes *padem*-Gebiet bei Sankt Vith, auf das bereits hingewiesen wurde. Vermutlich hat Französisch Flandern, wofür kein Material vorliegt, den westflämischen Typ *pemen*. Das angrenzende Heteronym unserer Wortformen ist in der Regel *Quecke*, nl. *kweek*.

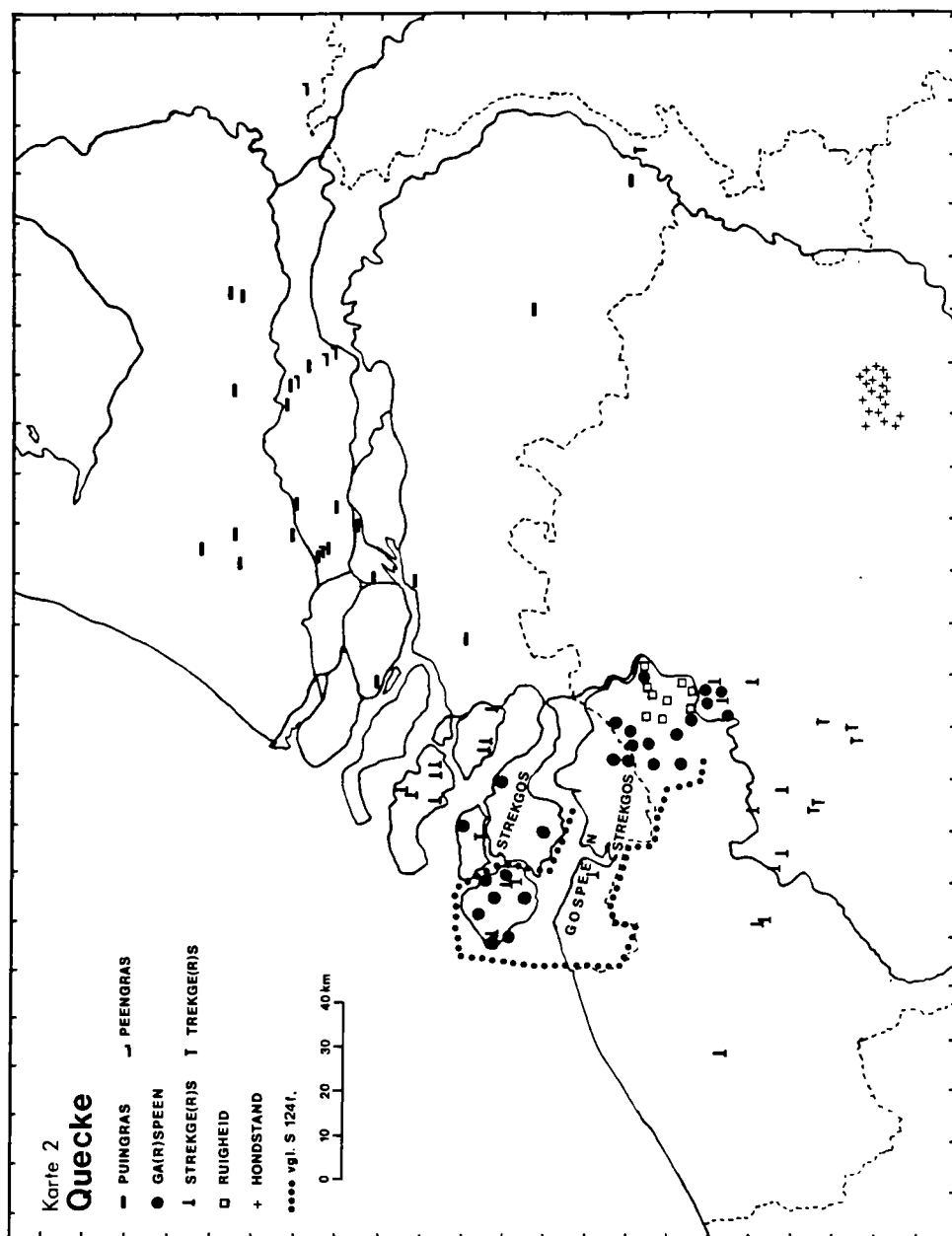
Das umschriebene Areal zerfällt in mehrere Teilgebiete. Bis auf wenige Ausnahmen passen ihre Wortformen zur folgenden Formel (V = Vokal oder Diphthong, N = Nasal):

$$pV\left(\begin{matrix} t \\ s \end{matrix}\right) \text{ə} (N) (\text{ə}) (n)$$

Die anlautende Verbindung *pV-* ist also überall fest. Das Endstück *-(ə)(n)* ist, wenn ihm kein Konsonant vorangeht, nicht immer leicht zu interpretieren. Es wurden nicht systematisch Singular- und Pluralformen abgefragt; in der Regel geben die Informanten nur eine Wortform. Eine Angabe *pV(ə)n* kann im flämisch-seeländischen Gebiet, in dem keine *-n*-Apokope nach *ə* stattgefunden hat – und auch anderswo, wenn bei Substantiven mit vokalischem Auslaut das Plural-*n* nicht abfällt – eine Pluralendung enthalten, doch kann sie auch Singular eines auf *-n* auslautenden Wortes sein; eine Angabe *pVə* östlich des Flämisch-Seeländischen kann ebenfalls eine Pluralendung, nämlich *-ə*, enthalten, aber auch eine Singularform mit vokalischem Nachschlag sein. Ist *pette* [pætə] Plural von *pet* oder eine Singularform? Ich war deshalb gezwungen, beim Kartieren, vor allem im Südwestbrabantischen, eine Reihe von ad hoc-Entscheidungen zu treffen und kann nur hoffen, mich nicht zu häufig geirrt zu haben.

Der kürzeste Worttyp, *pV*, kommt im Südwestbrabantischen nördlich und östlich von Brüssel vor. Hier ist *pee*, *pei* Singulare tantum. Im sich anschließenden NW von Flämisch-Brabant und südwestlich von Antwerpen ist dieses Wort pluralisierbar:





Typ *pee-ə* (bei Aarschot ein paarmal *peigə*)¹⁰. Das gilt auch für Ostflandern und den beschriebenen Teil Zeelands: Typ *pee(ə)n*, *gospee(ə)n*. Außerhalb des südwestbrabantisch-ostflämisch-zeeländischen Komplexes finden wir Worttypen, die im Sg. einen Nasal enthalten: 1) ein *m*, inlautend bei *peme*, Pl. *pemən*, in Westflandern¹¹, auslautend bei $pV\left\{\begin{smallmatrix} s \\ t \end{smallmatrix}\right\}_a m$ plus Plural-*ə* im Südlimburgischen und in einem kleinen angrenzenden Teil des Rheinlandes; 2) ein auslautendes *-n* bei *pVn*, Pl. *pVn-ə*, im gesamten nördlich anschließenden Bereich sowie nördlich des *pee-ə*-Areals, bis auf 3) sechzehn Orte bei Helmond, für die auslautendes *-ŋ* (*pVŋ*, Pl. *vPŋ-ə*) gemeldet wurde. Das südöstliche Gebiet mit auslautendem *-m* zerfällt seinerseits in drei Zonen: eine mit *pessem-ə* im Hageland, dem Südosten des Antwerpener und dem Westen des Limburger Kempenlandes, eine mit *pettem-ə* im brabantischen und limburgischen Haspengau (südöstlich Tienen ein paarmal *pette*), schließlich eine mit *pVm-ə* in der Mitte von Belgisch-Limburg, dem Süden von Niederländisch-Limburg und einem angrenzenden kleinen Teil des Rheinlandes. Südlich von Brüssel gibt es ein kleines zweites Areal mit dentalen Obstruenten nach dem Vokal: hier wurden in buntem Durcheinander die Formen *pessen-ə*, *pezzen-ə*, *pessem-ə*, *pess-ə*, *pettem-ə* gemeldet. Westlich und nördlich von Aachen erscheint sechsmal *peek*, *pieëk*; die *puimen*-Angaben für Sittard und Valkenburg bei SCHELBERG und DORREN ebenso wie die Lagebeschreibung für Alsdorf bei Aachen im RhWb versetzen uns in die Lage, die Situation in diesem Gebiet zu enträtseln: *puimen* (*pöümen*), *peumen* (*pömen*) sind ausgeackerte Stoppeln, vermischt mit gedörrter Quecke und anderen Unkräutern, *peken* sind die lebenden Wurzeln der Quecke. Schließlich wurde im Süden von Niederländisch-Limburg und in der Voergegend viermal *pelen* gemeldet.

Im großen nördlichen und östlichen Areal mit *pVn-ən* ebenso wie im kleineren südöstlichen mit *pVm-ən* erwies es sich als notwendig, den haupttonigen Vokalismus genauer zu analysieren. Die Karte enthält den Versuch einer Gliederung in Teilgebiete mit verschiedenem Vokalismus mittels Linien. Weil es sich überwiegend um schriftlich gesammeltes Material handelt, weil häufig verschiedene schriftliche Wiedergaben des Vokalismus für denselben Ort in diesem Material vorkommen und auch häufig verschiedene Schreibungen geographisch vermischt erscheinen, ist diese Linienziehung nur als Versuch einer annähernden Wiedergabe der Ausspracheverteilung zu interpretieren. Diese ist jedoch karten-technisch dem Gebrauch verschiedener Symbole für die einzelnen Vokalrealisierungen vorzuziehen; letztere hätten in Verbindung

10 In der Legende der Karte werden die Pluralendungen nach niederländischem Gebrauch außer bei diesem Typ durch *-en* (Westflandern *-n*) wiedergegeben.

11 DE BO kennt jedoch neben *peme* auch einen Sg. *peem*.

mit den anderen kartierten Unterschieden zu einem Chaos geführt. Das Kartenbild ist auffällig. Ein zentrales Gebiet mit *ee*- oder *aa*-artigen Realisierungen in Nordbrabant und im Bereich der großen Flüsse mit einem südlichen Rand in den Provinzen Antwerpen und Belgisch-Limburg ist fast völlig eingekreist von einem großen ringförmigen Areal mit *ui* (öü)-artigem Vokalismus, das sich vom Osten des Waaslandes über den Nordwesten von Antwerpen, den Westen von Nordbrabant, den Osten von Südholland, Utrecht, die Veluwe und die Betuwe nach Limburg und den westlichen Niederrhein dreht; hier bildet es einen Streifen wechselnder Breite bis zur Sprachgrenze, mit der Maas in der Mitte. Das *ui* (öü) neigt zum Monophthong *öö* [œ:] in der Nähe von Gennep; im Süden von Niederländisch-Limburg erscheint ein mehr geschlossener Monophthong *eu* [ø:]. Der *ui* (öü)-Ring scheint nur im Süden geöffnet zu sein; bei näherer Betrachtung erweist es sich jedoch, daß er auch hier fast geschlossen ist: Erstens zeigt der Südrand des *pVn-ən*-Gebiets in der Provinz Antwerpen *oə*-, *oi*-Vokalismus, der hier die regionale Realisierung von nl. *ui* ist¹². Zweitens hat der zentralbelgisch-limburgische *peinen*/*peimen*-Bereich (an dessen Südrand *pemen*) - jedoch nicht der Streifen westlich der gestrichelten Linie - offenbar Ent-rundung des *ui* (öü) oder (im Süden) des sich östlich anschließenden *eu* (öö), denn seine Grenzen fallen mit jenen des limburgischen Entrundungsareals zusammen¹³. Das *ui/öö* (*eu/öö*, *ei*, *ee*), um das es geht, entspricht jedoch im Limburgischen nicht dem *ui*, das auf wgerm. *û* oder dessen Umlaut bzw. auf wgerm. *iu* zurückgeht (*ui*¹), sondern dem *ui* von *fluit* 'Flöte', *fruit* 'Obst', *lui* 'faul' usw., das hier mit dem Umlaut von germ. *au* vor Labial/Velar zusammenfällt¹⁴; es ist m.a.W. ein sog. *ui*². In den anderen Teilen des *ui*-Ringes mit seiner *oə*-, *oi*-Fortsetzung ist, insofern kontrollierbar, *ui*² mit *ui*¹ zusammengefallen¹⁵; es erscheint deshalb angemessen, für das ganze *puinen*-, *puimen*-Gebiet *ui*² anzusetzen.

12 Auf Karte 12 (*uit*) des ANKO reichen diese Realisierungen nicht ganz so weit nach Norden; auf den *ui*-Karten in Löwener Lizentiatsabhandlungen über die Lautlehre Antwerpener Dialekte ist aber annähernd Zusammenfall mit der *oə/oi*-Grenze auf unserer Karte festzustellen.

13 Vgl. V. VERSTEGEN, *De ontrondingsgebieden in Zuid-Nederland*, Handelingen van de Koninklijke Commissie voor Toponymie en Dialectologie 15 (1941) 299-304.

14 Vgl. J. GOOSSENS, *Middel nederlandse vocaalsystemen*, Verslagen en Mededelingen der Koninklijke Academie voor Nederlandse Taal- en Letterkunde 1980, S.161-251, hier Abschnitt 4.2.19; s. auch ANKO, Karte 20 (*ik ge-loof*).

15 Dies gilt jedoch nicht für die limburgischen *puinen*-Orte westlich des Entrundungsgebiets; jedoch hat *puinen* auch dort *ui*².

Das zentrale Areal mit *pVn-ən*, das von *puinen* fast ganz umkreist wird, ist ziemlich stark zerbröckelt. Es gibt zwei relativ große Teilgebiete; eines mit ungerundetem Palatalvokal, der meistens - sicher im Süden - sehr offen realisiert wird (*peen-ən*, *paen-ən* im Flußgebiet und in der Meierei Herzogenbusch), das andere mit offenem velarem Vokalismus (*paon-ən*, *paan-ən* bei Tilburg und Breda beiderseits der niederländisch-belgischen Grenze). Ein kleines Gebiet südlich und ein zweites östlich von Eindhoven haben Diphthonge (*pein-ən*, *pain-ən*), ein westlimburgerischer Randstreifen hat einen geschlossenen Monophthong (*peen-ən*), ein Gebietchen nördlich von Turnhout einen offenen (*pèen-ən*), während die Umgebung von Helmond ein kurzes *e* + Velarnasal hat (*peng-ən*). Velarer Nasal wurde auch in fünf angrenzenden Orten des *puinen* (*pöönen*)-Gebietes notiert. Es fragt sich, ob all diese von *ui* umringten Vokale *ui*² fortsetzen können. Eine positive Antwort würde implizieren, daß *ui*² in einem relativ großen, zentralen Teil des nl. Sprachraums durch ungerundeten Vokalismus repräsentiert wird. Die RNDa enthält nur ein Wort mit *ui*²: *sput*, 3. Person Sg. Präs. von *sputen* 'spritzen' (Satz 127: *De melk spat (spiet, spuit) uit den uier van de koe*), das außerdem zur Vermischung mit anderen Verben neigt und bei dem infolge der morphologischen Struktur (Endung -t) zusätzlich noch Vokalkürzung auftreten kann. Trotzdem gibt es über die Tatsache hinaus, daß im *puinen*-Gebiet in der Regel auch *sput* belegt ist (im brabantischen Dialektareal meistens *spöt*), eine auffällige Übereinstimmung in diesem Sinne, daß von Eindhoven bis Tiel im Flußgebiet eine langgezogene *spæit-*, *spæit*-Insel erscheint, die ungefähr mit der Gesamtheit der *paenen-*, *pengen-*, *peinen-* und *painen-*Bereiche auf unserer Karte zusammenfällt; die westliche Hälfte des *peenen*-Kopfes befindet sich jedoch außerhalb dieser Insel. Für den Dialekt von Oerle D' 99', 11 im *paenen*-Gebiet liegt ein gutes Wörterbuch und eine Ortsgrammatik vor¹⁶. Das Wörterbuch gibt für *pä.nə(n)* und *spä.tə(n)* denselben Vokalismus an; dieser weicht jedoch ab von jenem in *fluit*, *fruit*, *lui* (*öö* oder *ui*). Ein *ä* ist in Oerle - sieht man vom Ergebnis einiger kombinatorischer Entwicklungen mit schwacher lexikalischer Besetzung ab - der normale Repräsentant des nl. "kurzen" *ei*¹⁷, das lauthistorisch tatsächlich das ungerundete Gegenstück von *ui*² ist. Darf man die von *puinen* umringten Formen also als *peinen* umschreiben? Ein Vergleich mit

16 A.P. DE BONT, *Dialekt van Kempenland meer in het bijzonder d'Oerse taal. Deel I: Klank- en vormleer en enige syntaktische bijzonderheden. Deel II: Vocabularium* (Taalkundige Bijdragen van Noord en Zuid, 9), Assen 1962 und 1960.

17 DE BONT, *Klank- en vormleer* (wie Anm.12) S.101f.

dem RNDA-Material (*dreigde*, Satz 13; *klein*, Sätze 88 und 115)¹⁸ macht das tatsächlich für den ganzen -ee-, -ae-, -ei-, -ee-Streifen vom Lek im Norden bis zur Demer im Süden wahrscheinlich (im *pengen*-Gebiet scheint das kurze e mit dem velaren Nasal zusammenzuhängen), jedoch gelingt es nicht, das *paonen/paanen*-Gebiet bei Breda-Tilburg so einzustufen. Hier stimmt der Vokalismus noch am besten überein mit nl. langem *aa* (aus *ê*¹ oder gedehntem *a*); es gibt höchstens eine gewisse Übereinstimmung mit nl. *ei* vor historischem, synkopierten -d-¹⁹, das in diesem Gebiet und dessen Umgebung als *aai*-artiger Diphthong realisiert wird.

Nachdem wir unser sprachgeographisches Mosaikspiel konstruiert haben, müssen wir es historisch interpretieren. Wir lassen dabei die limburgischen Formen *peek* und *peel* außer acht, von denen zwar der Beginn, nicht aber das Ende in unsere Formel paßt. Vermutlich haben diese zwei Wörter einen anderen Ursprung als die übrigen Formen auf der Karte²⁰.

Nach den Mundartwörterbüchern sind die kartierten Wortformen meistens feminin, doch gibt es ein südöstliches Areal (mehr oder weniger deckungsgleich mit dem der -m-Formen?), in dem sie maskulin sind²¹. Wenn das weiter verbreitete Genus auch das ursprüngliche ist, können wir eine germ. Grundform **pep(a)nô*-annehmen, auf die alle Formen zurückgehen²². Hierin ist -*nô* (idg. -*nâ*) ein Suffix, mit dem Konkreta gebildet werden, das nach Kluge²³ noch in einer Reihe von Wörtern wie got. *fairzna* 'Ferse', ahd. *uohs(a)na* 'Schulter', *gouf(a)na* 'offene Hand' usw. vorkommt, aber "im Germ. nicht mehr triebkräftig" ist. Die zwei genannten ahd. Formen verdeutlichen, daß nach dem Endkonsonanten der Wurzel und vor dem *n* des Suffixes ein Svarabhaktivokal auftreten konnte. Dies erklärt den Kontrast zwischen *pessem*, *pettem* und den anderen Typen ohne geminierten Konsonanten. Wir haben es mit einem Fall des Auftretens bzw. Fehlens von Geminat (und Verschärfung) zu tun, für den Roelandts die Regel formuliert hat²⁴: Schließt ein Liquid oder Nasal sich

18 Vgl. auch ANKO, Karte 17.

19 Vgl. RNDA *weide*, Satz 20, sowie *sprei* und *spreiden*, Satz 51.

20 S. WNT s.v. *peel* bzw. *peddik* und *peel* IV.

21 Vgl. GOEMANS s.v. *pessem*; CLAES, *Bijv. Tuerlinckx*, s.v. *pettem*; JASPERS, s.v. *puüm*.

22 Auf die Problematik von germ. *p-* soll hier nicht eingegangen werden.

23 F. KLUGE, *Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte* (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. Ergänzungsreihe, 1), Halle (Saale) 1926, § 87.

24 K. ROELANDTS, *Verscherping en geminatie*, in: *Album Edgard Blancquaert*, Tongeren 1958, S.55-64.

unmittelbar einem Konsonanten an, so wird dieser geminiert bzw. verschärft, steht zwischen ihnen ein Vokal, so unterbleibt die Geminatbildung bzw. Verschärfung. So stimmt dialektales *bessem* überein mit as. *besmo*, *bezem* mit ahd. *besamo*, *gaffel* mit as. *gafliā*, *gavel* mit as. *gafala* usw. Der Unterschied zwischen den von Roelandts genannten Beispielen und unserem Fall liegt darin, daß in letzterem vor dem Svarabhaktivokal die Fortsetzung des *p* als intervokalisches mnl. *d* ausfallen mußte. Geminierter *p* ergibt bekanntlich im Niederländischen -ss-: vgl. mnl. *smisse* (jetzt hochsprachlich *smidse*) neben *smeden*, mhl. *vessemen* neben *vadem*, auch *asem* neben *adem*). Schönfeld-van Loey²⁵ nehmen an, daß *pessem* ebenfalls durch diese Regel zu erklären ist, weisen aber auch darauf hin, daß die Entwicklung -*pp*- > -*tt*- eine Erscheinung der friesischen und friesisch gefärbten Dialekte ist. Doch kann das Areal des an *pessem* grenzenden *pettem* in nl. Zusammenhängen kaum weiter davon entfernt sein. Da die Geminatbildung von *p* auch im Hochdeutschen -*tt*- ergeben kann²⁶, ist eine Grundform mit *p* vor einer mit *d* zu bevorzugen, denn bei letzterer ist neben der Geminatbildung nicht nur Verschärfung anzunehmen (was keine Schwierigkeit macht), sondern aufgrund der Form *pessem* auch ein frikatives Geminatbildungsergebnis -ss-, für das es keine Parallelen gibt.

In der postulierten Grundform ist der Nasal, der die Geminatbildung verursacht hätte, ein -*n*-. Steht das nicht im Widerspruch zu der Feststellung, daß *pessem* und *pettem* ein -*m*- enthalten, während nur im kleinen Areal mit Geminata südlich von Brüssel ein -*n*- erscheint, das außerdem Formen mit -*m* neben sich hat? In vergleichbaren Fällen wie *alsem*, *bliksem* und *droesem* (vgl. mnl. *alsen(e)*, *blixen(e)*, *droesen(e)*) nehmen FRANCK-VAN WIJK Suffixsubstitution, m.a.W. einen Wechsel auf morphologischer Ebene an. Weil dieser Sprung zu einer Zeit stattgefunden zu haben scheint, in der das Suffix -*nō* nicht mehr produktiv war, erscheint es richtiger, ihn als phonetisch-phonologisch zu interpretieren: wir haben es mit einer Erschwerung der zweiten Silbe durch Nasalwechsel zu tun²⁷. Ein Vergleich mit den Wörtern *verzen(en)* 'Ferse' und *Zeis* 'Sense', die beide ebenfalls das -*nō*-Suffix enthalten, ergibt folgendes: *Verzen* ist in nl.

25 Wie Anm. 8, § 50.

26 R. VON KLENLE, *Historische Laut- und Formenlehre des Deutschen* (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe, 11), Tübingen 1960, §§ 91 und 96.

27 Nicht umgekehrt also. Abschwächung eines auslautenden -*m* zu -*n* ist aus dem Deutschen gut belegt: vgl. nl. *bezem*, *boezem*, *vadem* usw. mit dt. *Besen*, *Busen*, *Faden* usw., s. W. WILMANN, *Deutsche Grammatik*. Zweite Abteilung: *Wortbildung*, Berlin Leipzig 21930 (Neudruck), § 230, 5.

Zusammenhängen²⁸ ein südöstliches Wort, das den limburgischen Dialektraum, die östliche Hälfte von Flämisches-Brabant und das südöstliche Drittel der Provinz Antwerpen einnimmt. Im Limburgischen ist es einsilbig geworden (Typ *vers*); in den Provinzen Antwerpen und Brabant sowie in der limburgischen Westspitze, also in einem Gebiet, das recht gut mit unserem *pessem*-Areal übereinstimmt (es ist im Westen etwas größer und umfaßt auch den Westen des *pettem*-Bereichs), finden wir aber *vessem*, mit Verschärfung und *m*-Erschwerung. Bei *zeis*²⁹ ist ein Vergleich in fast dem gesamten Gebiet unserer Karte möglich. Der Typ *zeissem* nimmt nahezu ganz Flämisches-Brabant und gut die westliche Hälfte des limburgischen Haspengaus ein; es überdeckt also größtenteils unsere *pessem*- und *pettem*-Gebiete. Der zentrale Süden von Westflandern, d.h. ein Stück unseres *peme-n*-Areals, hat *zeisme*. Ein drittes Gebiet mit *m*-Erschwerung in der Veluwe und ein ganz kleines viertes am belgischen Maasufer nördlich von Maastricht sowie die relativ stark verbreitete andere Erschwerung *zeissie* sind für unsere Zwecke ohne Bedeutung. Der geographische Parallelismus macht klar, daß in westflämisches *pemen*, südöstlich *pessemen*, *pettemen*, *pemen*, *puimen* (mit *peumen*, *peimen*) ein *n* durch ein *m* ersetzt worden ist. Ob diese Neuerung vor oder nach der Geminatio in *pessem*, *pettem* durchgeführt wurde, kann nicht geklärt werden.

In den Gebieten, in denen *n* nicht in *m* übergegangen war, konnte morphologische Reinterpretation stattfinden. Die Wurzeln einer einzelnen Queckenpflanze sind kaum zu isolieren; unangenehm bei diesem Unkraut sind gerade die vielen Wurzelverzweigungen, die seine Bekämpfung erschweren. Es lag von daher nahe, eine Form mit synkopiertem *d*- (*pee-ən* oder kontrahiertes *peen*), historisch eine Singularform, als Plural zu interpretieren, von dem aus wieder ein neuer Sg. gebildet werden konnte, ähnlich wie *baak* aus *baken*, *els* aus mnl. *elsen*, *raaf* aus *raven*, auch *kwee* aus *kween*³⁰. Diese Entwicklung finden wir in Ostflandern, in Flämisches-Brabant westlich von Brüssel und auch in Seeländisch-Flandern sowie auf Walcheren in *ga(r)speeən*. Zwischen Brüssel und Antwerpen, also im brabantischen Gebiet mit Apokope des Plural-*n*, treffen wir die weitere Entwicklung zu *peeə* an (mit hiatfüllendem *-g-* in *peige* zweimal westlich von Aarschot). Dies ist auch wohl die Form von Brüssel und Umgebung gewesen, doch wurde hier noch ein zweites Mal reinterpretiert. Dabei dürf-

28 Vgl. TNZN 4,6.

29 S. TNZN 1,13 und A.H. VAN VESSEM, *Oogstgerei-benamingen* (Taalkundige Bijdragen van Noord en Zuid, 7), Assen 1956, Karte gegenüber S.98; für Belgisch-Limburg eigenes Material.

30 Vgl. SCHÜNFELD - VAN LOEY (wie Anm.8) § 100.

te der geringe Substanzunterschied zwischen dem Sg. mit vokalischem Auslaut und dem Pl. eine Rolle gespielt haben. Das Wort *pee* wird hier nicht mehr pluralisiert und ist zur Kollektivbenennung geworden.

Außerhalb der bisher besprochenen Gebiete hat das *-n* sich im Sg. behaupten können. In einem Teil des östlichen Nordbrabant wurde es zu *-ŋ* velarisiert, und zwar über eine mouillierte Zwischenstufe, die in der Realisierung *pōniə* in Meijel E'2,3 noch vereinzelt belegt ist (Mitteilung von H. Cromptvoets; der Meijeler Informant der Amsterdamer Liste 26 hatte *puinge* geschrieben, was plausibel macht, daß ähnliche Schreibungen aus weiter nördlich gelegenen Orten ebenfalls Versuche enthalten, einen mouillierten Nasal wiederzugeben).

Das *ee* von *pemen*, *peeən*, *peeə* ist, wie aus Schreibungen und Mitteilungen von Informanten hervorgeht, meistens Dehnungs-*ee*³¹, das kurze *e* in östlich *pessemen*, *pettemen* hat offene Qualität. Deshalb kann für beide Vokale wgerm. *e* postuliert werden, das in offener Silbe gedehnt wurde, in geschlossener kurz blieb. Der Vokalismus des großen nördlichen *pVn-ən* und des kleineren südöstlichen *pVm-ən*-Gebiets zeigt keine regelmäßige Fortsetzung dieses *e*. Das *ui*² im größeren Teil dieser beiden Areale muß m.E. folgendermaßen erklärt werden: Unter dem Einfluß des vorangehenden Labials wurde das *e* in *peden* gerundet³²; als durch die *-d*-Synkope auf der Silbengrenze ein *-j-* entstand, kam eine Verbindung *ō-j-V* zustande, die als lautgesetzlicher Beginn der Wörter mit *ui*² zu betrachten ist³³. Diese Rundung ist alt; sie muß nämlich der systematischen Entrundung im zentralen Belgisch-Limburg vorangegangen sein. Es überrascht dabei, daß diese Wortform den gleichen Vokalismus aufweist wie das homonyme *puin* 'Trümmer'³⁴.

Die restlichen Vokalismen, die - wie wir feststellten - vermutlich mit nl. *ei* (im Flußgebiet vielleicht mit langem *ee*, was kein Problem wäre) und *aa* zu identifizieren sind, ergeben Schwierigkeiten. Beim Typ *peinen* kann, wie bemerkt, sekundäre Entrundung von *ui*² postuliert werden, parallel zu *speiten* und *sputen*. Ist der Typ *panen* über den gleichen Weg in der Spur der Wörter mit *ei* vor historischem, synkopiertem *-d-*, Typ *weide*, gelangt? Auch wenn das richtig wäre, bleibt die Schwierigkeit, daß in *panen* nach dem *aa* kein semivokalischer Nachschlag erscheint. Abschließend müssen wir feststellen, daß dies der einzige Typ

31 Vgl. auch JOOS s.v. *peeën* und TEIRLINCK s.v. *pee*.

32 Vgl. SCHÖNFELD - VAN LOEY (wie Anm.8) § 44.

33 J. GOOSSENS, *Historische Phonologie des Niederländischen* (Sprachstrukturen A. Historische Sprachstrukturen, 2), Tübingen 1974, S.44.

34 Vgl. WNT s.v. *puin* I.

auf der Karte ist, der nicht befriedigend erklärt werden kann.

Es kann hier nicht auf das Verhältnis unseres Wortes zu einer Reihe von auffällig ähnlichen Wortformen aus nordöstlichen gal-loromanischen Dialekten und zu *padem* in der Umgebung von St. Vith eingegangen werden. Auch können hier keine ausführlichen etymologischen Betrachtungen eingebaut werden. Zu dieser Problematik kurz folgendes: Einerseits dürfte durch obige Betrachtungen und durch den Wissensstand um das Wort *poot* 'allerlei Arten Wurzeln und Pflanzen'³⁵ deutlich geworden sein, daß die Verbindung unseres Wortes mit lat. **pauta*, die sich bei Post³⁶ findet, ausgeschlossen werden muß. Andererseits kann ich, was die Etymologie des Grundlexems **pep-* in **pep(a)nô-* betrifft, keine bessere Lösung bieten als VAN HAERINGEN im Supplement von FRANCK - VAN WIJK, die den Ursprung von *peen* 'Mohrrübe' "onzeker" genannt hatten. Van Haeringen, der durch TEUCHERT wußte, daß unser Wort "door ndl. kolonisten in Brandenburg is ingevoerd", seufzte bei dieser Feststellung: "De etymologie wordt hiermee niet helderder". Sie wird es noch weniger, wenn man weiß, daß der Vokalismus von *peen* 'daucus carota' und *peen* 'elytrigia repens' nicht immer identisch ist. So hat *pee* in der ersten Bedeutung für SCHUERMANS ein gedehntes ("zacht-lange"), in der zweiten ein "schweres" ee. Doch scheint mir dies kein ausreichender Grund, beide Wörter prinzipiell voneinander zu trennen; die semantische Übereinstimmung und auch die sich weitgehend deckende Verbreitung sind dafür zu auffällig. Unterschiede im Vokalismus können mit unterschiedlicher Chronologie des Erscheinens des ee in Hiattstellung verknüpft werden. Was *peen* 'Mohrrübe' betrifft, so können wir feststellen, daß dieses Wort in den südnl. Mundarten, in denen es vorkommt, im Sg. kein -n hat. Das WNT s.v. *peen* I nimmt denn auch vermutlich zu Recht an, daß *peen* ein "door misverstand uit het mv. van *pee* afgeleid enkelv." ist (wie in nl. *schoen* 'Schuh', *teen* 'Zeh'), also das Umgekehrte von ostflämisch und südwestbrabantisch *pee* 'Quecke'. *Peen* 'Quecke' mit seinen Varianten ist dann wohl das um das -nô-Suffix bereicherte *pee* 'Wurzel'.

Welches Stück aus unserem Mosaik kann als Ursprung des ostnd. *pede* betrachtet werden? Die detaillierteste Karte mit den ostnd. Formen ist DWA 17,8. Ein großes zentrales Gebiet um Berlin bietet die Form *pede(n)*. Sie ist offenbar das Ergebnis einer

35 S. u.a. WNT s.v. *poot* II; W. ROUKENS, *Wort- und Sachgeographie Südost-Niederlands und der umliegenden Gebiete*, Nijmegen 1937, S.339 und Karte 70; Th. FRINGS, *Germania Romana*, Bd.1, 2. Aufl. bes. v. Gertraud MÜLLER (Mitteldeutsche Studien, 19,1), Halle (Saale) 1966, S.165; Gertraud MÜLLER - Th. FRINGS, *Germania Romana*, Bd.2 (Mitteldeutsche Studien, 19,2), Halle (Saale) 1968, S.371.

36 POST (wie Anm.6) S.159-162.

geographischen Nivellierung. Am Westrand dieses Gebiets findet man eine Reihe kleiner Areale mit *päne(n)*, *päjen*, *päe*, *pähn*, am Nordrand mit *pechten*, *päje(n)*, *päde(n)*, *pägen*, *päre*, *pääd*, *peida*, *peja*, *peid*. Auch ein recht buntes Ganzes also, das jedoch die folgenden Merkmale enthält, die nicht allgemein im nl. Ursprungsgebiet vorkommen: der Vokalismus reflektiert gedehntes *e*; zusammenhängend damit fehlt die Geminatio (wohl erscheint das *-d-* unregelmäßig; die Ostwanderung des Wortes hat also zu einer Zeit stattgefunden, als die Synkopierung schon angefangen hatte, aber noch nicht systematisch durchgeführt worden war); wenn ein Nasal erscheint, so ist dieser immer ein *n*. Diese Feststellungen ermöglichen eine genauere Abgrenzung des Ursprungsareals: dieses beschränkt sich auf Ostflandern und Südwestbrabant, Gilbert de Smets engere Heimat.

DIE DWA-KARTE 'HÜGEL' UND DIE TOPONYMISCHE VERTRETUNG IHRER HETERONYME IM WESTFÄLISCHEN

Das Wortfeld der Bezeichnungen für Bodenerhebungen gehört zu jenen Lexikonausschnitten, von denen man annehmen darf, daß sie überall und zu jeder Zeit auf die Toponymie eingewirkt haben. Bei einem Vergleich zwischen der mundartlichen appellativen Heteronymik für Bodenerhebungen und der arealen Verteilung ihrer proprialen Ableitungen wird man daher weiter vermuten dürfen, daß dieser Vergleich sprachgeschichtliche Aufschlüsse über Wortbewegungen und diachrone Wortschichtungen liefert, die aus einer immanenten Interpretation appellativer Wortkarten allein so nicht oder zumindest weniger abgesichert zu gewinnen sind¹.

Die im vierten Band des DWA veröffentlichte Karte 'Hügel'² weist im Bereich der westfälischen Mundarten eine besonders reichhaltige Heteronymik auf, was einen zusätzlichen Anreiz dafür bietet, einen solchen Vergleich zu erproben.

Einen Überblick über die Geschichte der deutschen 'Hügel'-Wörter verdanken wir Toivi Valtavuo³. Bei ihrer ausführlichen Erörterung der DWA-Karte hat sie toponymisches Material, soweit es ihr zugänglich war, in die sprachgeschichtliche Argumentation einbezogen. Für Westfalen war sie jedoch im wesentlichen auf das angewiesen, was der zweite Band des Förstemann⁴ und die Zusammenstellungen von Hermann Jellinghaus⁵ boten. Diese - von der toponymischen Gesamtüberlieferung her gesehen - sehr fragmentarischen Belegsammlungen hat Valtavuo umsichtig ausgewertet; der nun im Westfälischen Flurnamenarchiv zur Verfügung

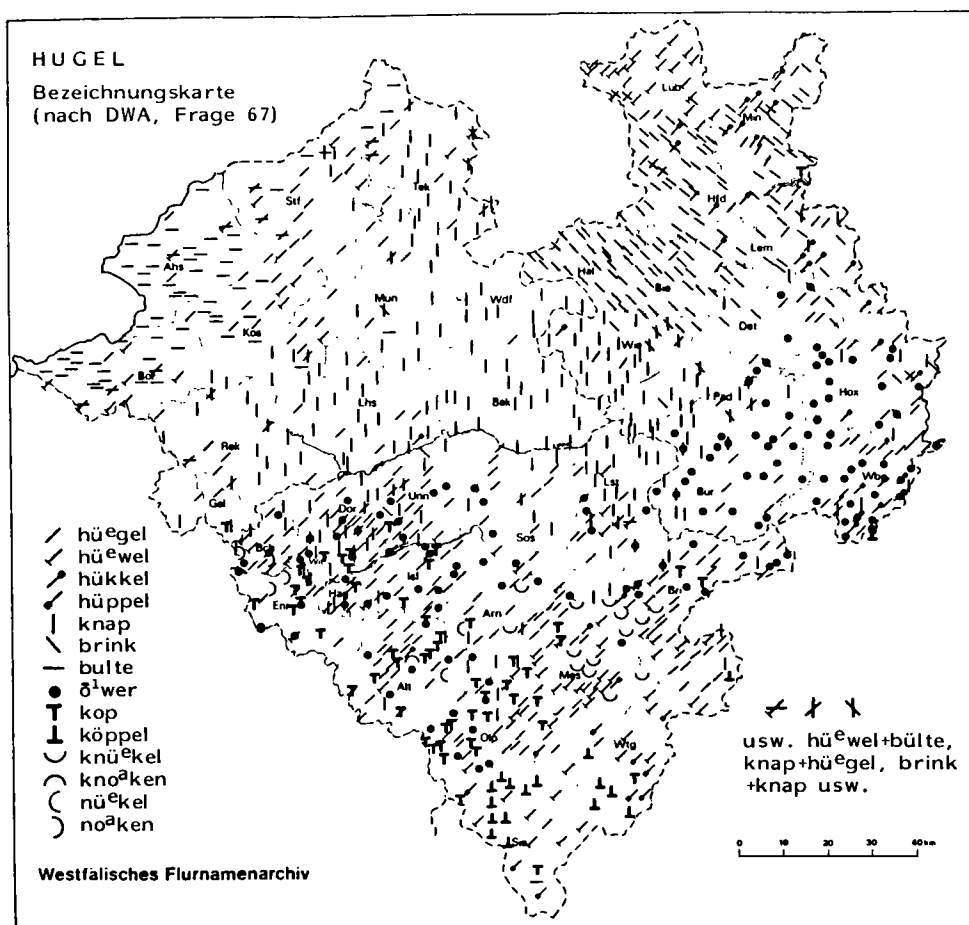
1 Zum Vergleich von Wortkarten mit entsprechenden Flurnamenkarten s. G. MÜLLER, *Ein westfälisch-lippischer Flurnamenatlas. Zum Einsatz von Sprachkarten bei der Veröffentlichung der Daten des Westfälischen Flurnamenarchivs*, NdW 24 (1984) 61-128, bes. 116-125.

2 *Deutscher Wortatlas*, hrsg. v. W. MITZKA, Bd. 4, Gießen 1955, Karte 10.

3 Toivi VALTAVUO, *Der Wandel der Worträume in der Synonymik für 'Hügel'* (Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, 20), Helsinki 1957.

4 E. FÖRSTEMANN, *Altdeutsches Namenbuch II: Orts- und sonstige geographische Namen*, 2 Bde, 3. Aufl. bearb. v. H. JELLINGHAUS, Bonn 1913-16, Neudruck Hildesheim München 1967.

5 H. JELLINGHAUS, *Westfälische Ortsnamen nach ihren Grundwörtern*, 3. Aufl. Osnabrück 1923.



Karte 1

stehende, weitgehend flächendeckende Flurnamenbestand aus der Katasterüberlieferung des früheren 19. Jahrhunderts⁶ läßt jedoch wesentlich genauere Aussagen zur Verbreitung toponymischer Wortschatzelemente zu und bietet die Chance, den historischen Aufbau der westfälischen 'Hügel'-Heteronymik besser aufzuhellen.

Um den Vergleich zwischen Toponymie und mundartlichem Wortschatz zu erleichtern, habe ich die für dieses Vorhaben ergie-

⁶ MULLER (wie Anm.1) S.61-69.

bigsten Heteronyme im westfälischen Ausschnitt der 'Hügel'-Karte anhand des DWA-Fragebogens (Frage 67) auf der gegenwärtig benutzten Grundkarte des Westfälischen Flurnamenarchivs neu gezeichnet (Karte 1, S.138). Kartiert wurden 1. *hüegel* / *hüewel*; *hückel*; *hüppel* - 2. *knap* - 3. *brink* - 4. *bülte* - 5. *ö'wer* - 6. *kop*; *köppel* - 7. *knüekel*; *kno^aken* - 8. *nüekel*; *no^aken*. Für die übrigen, entweder seltenen oder nicht raumbildenden Wörter begnüge ich mich mit einer kurzen Beschreibung ihrer Häufigkeit und arealen Verteilung.

Das in Münster zur Verfügung stehende kartierbare Flurnamenmaterial beschränkt sich auf den Landesteil Westfalen-Lippe von NRW; die dialektal westfälischen Gebiete Niedersachsens und Nordhessens konnten daher in den Vergleich nicht einbezogen werden, weshalb sie auch für die Karte 1, im Gegensatz zum mitteldeutschen Gebiet der Altkreise Siegen und Wittgenstein, nicht berücksichtigt wurden⁷.

Anders als in DWA 4 ist auf eine Kennzeichnung lautlicher Varianten (*ower*, *auwer*, *euwer*, *oiwer* ...; *höggel*, *hüegel*, *huie* ...) mittels Symbolen weitgehend verzichtet worden, weil sie sich für die vorliegende Aufgabenstellung als unergiebig erwies.

Ich gebe zunächst eine knappe Zusammenstellung der im DWA-Fragebogen für das Kartierungsgebiet vorkommenden Wörter⁸; für die räumliche Orientierung bediene ich mich nicht des Planquadratnetzes vom DWA, sondern der beim *Westfälischen Wörterbuch* üblichen Kreisgliederung und ihrer Siglen.

1. *hüegel*, *hüewel* - *hückel* - *hüppel*. Obwohl nur zwei sehr kleine geschlossene *hüegel*/*hüewel*-Areale erkennbar sind (im Norden von LUB und im Raum STF/KOS/MUN), kommt das Wort fast im gesamten Kartierungsbereich in Konkurrenz zu anderen Heteronymen vor, besonders häufig in Südwestfalen. Nahezu belegeleer ist nur ein kleineres münsterländisch-ostwestfälisches Gebiet, in dem mehr oder weniger ausschließlich *knap* bzw. *brink* gelten (WDF, BEK, HAL). Die dem hd. *Hügel* näherstehenden Varianten mit Guttural überwiegen insgesamt, ausgenommen im kleinen *hüewel*-Gebiet im Norden (LUB) und im md. Süden (SIE, WTG). Nicht gebietsbildend sind *hückel* (überwiegend westlich der Weser, MIN, LEM, HOX, WBG) und *hüppel* (WTG).

7 Zur Flurnamen-Grundkarte MÜLLER (wie Anm.1) S.73ff. Die genaue Positionierung der DWA-Belege erfolgte mit Hilfe der Ortspunktkarte des *Westfälischen Wörterbuchs*, die auch, mit Ausnahme von Siegen-Wittgenstein, sämtliche DWA-Ortspunkte enthält.

8 Zu den folgenden Wörtern siehe VALTAVUO (wie Anm.3): *hüegel* S.39ff., *hüewel* S.50ff., *knap* S.32ff., *brink* S.24ff., *bülte* S.27ff., *ö'wer* S.21ff., *kop* S.63ff., *no^aken*/*kno^aken* S.105ff., *hö^agede* S.17f., *wal* S.35f., *hö^ap* S.19f., *knül* S.15f., *bül* S.83ff.

2. *knap*. Neben einem geschlossenen münsterländ. Areal (REK, LHS, BEK, MUN, WDF, TEK) mit klarer Abgrenzung gegen *brink* im Osten und *bülte* im Westen kommen Streubelege von *knap* im Weserbergland und südlich der Lippe in nach Süden abnehmender Dichte vor.

3. *brink* kommt nahezu ausschließlich in einem geschlossenen ostwestfälischen Gebiet (HAL, BIE, HFD, LUB, MIN, LEM, DET) vor.

4. *bülte* ist beschränkt auf einen westmünsterländischen Streifen in den Kreisen BOR, AHS, STF, TEK.

5. *ō¹wer* bildet zwischen dem md. Süden inklusive einer anschließenden nd. Randzone (SIE, WTG, MES, BRI) einerseits und der Lippe im Norden andererseits ein breites Band, innerhalb dessen das Wort allerdings nur im Osten (WBG, HOX, BUR) dominant ist, im übrigen mit anderen Heteronymen (*kop*, *knap*, *hü^ewel/hü^egel*) konkurriert.

6. *kop*; *köppel*. Das Deminutiv ist beschränkt auf das Md. (SIE, WTG), *kop* bildet ein anschließendes Streugebiet im westlichen Sauerland (OLP, ALT, ENR usw.).

7. und 8. *knü^ekel*; *kno^aken* - *nü^ekel*; *no^aken*. Nur *knü^ekel* bildet ein sehr kleines geschlossenes Gebiet im Hochsauerland (MES), die übrigen Formen werden verstreut aus dem Südwesten (ALT, ARN, ENR) gemeldet.

Nicht kartiert wurden

9. *be^arg* (*biärg*, *berg*, *barg*, *barch* ...; *kleiner berg*, *bergsken*, *biärgelken* u.ä.): Etwa 60 Meldungen für den gesamten Kartenbereich, z.T. Mehrfachmeldungen.

10. *pukkel* (*puckel*, *püchel*, *buckel*): Etwa 35 Belege, z.T. Mehrfachmeldungen, ost- und südwestfälisch.

11. *hō²gede* (*höchte*, *häuchte*, *hōdde*...); *hō²he* (*höhe*, *höihe*, *högge*, *häu^ege*...): Keine erkennbare Raumbildung, doch bevorzugt südwestfälisch.

12. *anhō²gede* (*anhöchte*; *anhöhe*; *kleine anhöhe*): Überwiegend ostwestfälisch (DET, LEM).

13. *wal* (*wall*): Einige wenige Belege aus WIE, LUB, TEK, AHS, BEK.

14. *hō²p* (*haup*, *hāop*, *hop*...): Insgesamt ca. 10 Nennungen.

15. *öppel* (*öpel*, *öppes*): Etwa 10 Nennungen aus ALT, ENR, DOR.

16. *knül* (*knüll*): Insgesamt zwei Belege aus Talle (LEM) und Brakelsiek (DET).

17. *bül*. Dem auf as. **buhil*, ahd. *buhil* zurückzuführenden Wort sind wohl zuzuordnen *bülbiärg*, Niedermarsberg (BRI), *buil*, Detmold (DET) und *beil*, Wennigloh (ARN).

Verschiedene Einzelmeldungen wie *knüwel*, *niäbbel*, *kluns*, *helle*, *kippe* lasse ich unberücksichtigt und verweise nur auf die

Liste der 'Seltenheiten und Mehrfachmeldungen' im DWA⁹.

Ehe ich mit dem Vergleich beginne, scheinen mir einige Vorbemerkungen nötig zu sein.

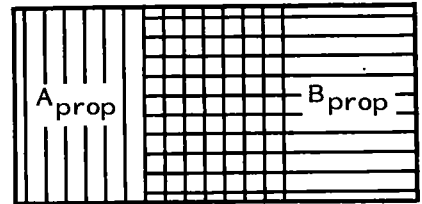
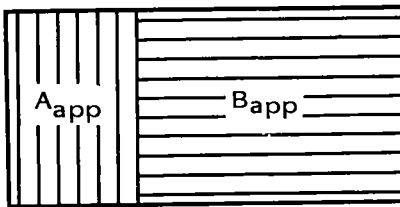
DWA 4,10 'Hügel' ist insofern eine nicht unproblematische Bezeichnungskarte, als bei ihr, im Unterschied zu vielen anderen DWA-Karten, nicht unterstellt werden kann, daß die Vorstellung, die sich die Gewährsleute von der "Sache" machten, überall dieselbe war, vor allem deshalb nicht, weil die abgefragten Wörter als Elemente des Wortfeldes 'Bodenerhebungen' ein semantisches Polaritätsmerkmal enthalten (groß - klein, hoch - niedrig), das abhängig von unterschiedlich differenzierten Erwartungsskalen und -normen interpretiert wird. Mit anderen Worten: Ein Norddeutscher und ein Alpenbewohner werden, auch wenn sie sich beide des hd. Standards bedienen, eine bestimmte Erhebung möglicherweise unterschiedlich ansprechen. Was der erste schon als *Berg* bezeichnet, wird der zweite vielleicht bestenfalls als *Hügel* durchgehen lassen. Verschiedene, von der Umwelt beeinflusste Erwartungsnormen führen aber auch zu unterschiedlich differenzierten und ausgefächerten Wortfeldern. Während in Mundarten des Berglandes Wortfelder mit zumindest dreistelliger Größenskala (große, mittlere, kleine Bodenerhebungen) üblich sein dürften, werden Mundarten des Flachlandes beim Parameter 'Größe' vielleicht nur ein polar differenziertes Wortfeld besitzen. Hinzu kommen die möglichen Unterscheidungen nach anderen semantischen Merkmalen, etwa eigene Wörter für die Kombinationen 'rund mittelgroß', 'kegelförmig mittelgroß', 'abgeschrägt mittelgroß', für die wiederum ein gemeinsames Hypernym vorhanden sein kann, aber nicht muß. Bei einem vorhandenen Hypernym für die 'kleinere Bodenerhebung' wird man trotz eines stärker ausdifferenzierten Wortfeldes bei der DWA-Frage 67 "Hügel (kleiner Berg)" im allgemeinen die Nennung dieses Hypernyms erwarten dürfen, weshalb die Verbreitung einiger 'Hügel'-Wörter in den wfäl. Mundarten durchaus größer sein kann als aus der Karte 1 ersichtlich wird; dort, wo sie innerhalb eines anders strukturierten Wortfeldes eine Hyponym-Position einnehmen, tauchen sie im DWA-Fragebogen möglicherweise nicht oder nur sporadisch als Mehrfachmeldung auf.

Allerdings, generell wird man die Bevorzugung des Hypernyms bei der Wortwahl für den Fragebogen nicht unterstellen können, dagegen sprechen die vor allem im Südwestfälischen zahlreichen Mehrfachmeldungen. Überhaupt scheint mir auf Karte 1 der deutliche Unterschied zwischen den großflächigeren Wortarealen nördlich der Lippe und dem verwirrenden Nebeneinander südlich davon im westfälischen Bergland auch eine Folge unterschiedlich komplexer Wortfelder zu sein.

9 Wie Anm.2, S.19ff.

Das Wortmaterial des Wfäl. Wörterbuch-Archivs ist in der Lage, auf einige dieser Problemfragen eine Antwort zu geben. Insbesondere die Fragebögen 19,3 "Kennt man in Ihrer Mundart die Bezeichnung *Brink*?" und 22,26 "eine kleine runde Erhebung im Gelände (weniger als ein Hügel)" sowie 12,30 "da hinten an dem Abhang" sind aufschlußreich.

Aus diesen Überlegungen resultieren Konsequenzen für die Interpretation von aufgefundenen Unterschieden zwischen den Wortarealen auf der DWA-Karte und den entsprechenden toponymischen Arealen, auch für die Rekonstruktion historischer Sprachzustände. Einen Unterschied wie den in der folgenden Skizze angedeuteten



wird man in der Regel dahingehend interpretieren wollen, daß sich die die beiden Wortareale von A_{app} und B_{app} trennende Isolexe im Verlauf der Sprachgeschichte durch Expansion von B_{app} verschoben hat, wobei sich das historische Nacheinander von A_{app} und B_{app} auf toponymischer Ebene als Mischzone von A_{prop} und B_{prop} abbildet. Es ist aber auch möglich, daß dieses toponymische Übergangsgebiet ein ehemaliges Nebeneinander von A_{app}, B_{app} aus einer Zeit reflektiert, in der die beiden zwar bedeutungsverwandt, aber noch nicht -gleich waren. Eine solche Interpretationsmöglichkeit wird im folgenden mehrfach begegnet.

Karte 2 zeigt die Verbreitung der mit *hü^ewel*/*hü^egel* (als Simplex, Bestimmungs- oder Grundwort von Zusammensetzungen) gebildeten Flurnamen, außerdem die der Siedlungsnamen mit *hövel* als Grundwort bzw. als Simplex.

Es ist das einzige wfäl. 'Hügel'-Wort, das in nennenswertem Umfang Eingang in die ältere Siedlungsnamengebung gefunden hat. Eine genauere siedlungshistorische Analyse der -*hövel*-Siedlungen liegt nicht vor¹⁰. Es handelt sich bei ihnen, von wenigen Ausnahmen (*Bockum-Hövel* LHS, *Sprockhövel* ENR, *Hövel* ARN)

10 Eine grobe siedlungstypologische und chronologische Einschätzung - "frühmittelalterlich" oder bereits "spätfrühgeschichtlich" - bei G. NIEMEIER, *Die Ortsnamen des Münsterlandes* (Westfälische Geographische Studien, 7), Münster 1953, S.75f.

abgesehen, nur um kleinere Bauerschaften, Gehöftgruppen und Einzelhöfe. Dennoch reicht die Überlieferung bereits in die Zeit um 900 zurück, so bei *Aldenhövel* LHS (*Allonhuuile*), *Forsthövel* bei Drensteinfurt, LHS (*Forsthuuila*), *Geisthövel* bei Ahlen, BEK (*Gesthuibile*, *Giesthuuila*), *Ramshövel*, Hof in Ostenfelde, WDF (*Hramashuuila*). Die meisten übrigen sind schon aus dem 10./11. Jh., nur wenige nach 1200 erstbezeugt. Die Typik der teils anthroponymischen, teils von Appellativen abgeleiteten Anfangsglieder der *hövel*-Komposita läßt durchaus die Annahme zu, daß schon die gesamte Namensgruppe im 9./10. Jh. voll ausgebildet war.

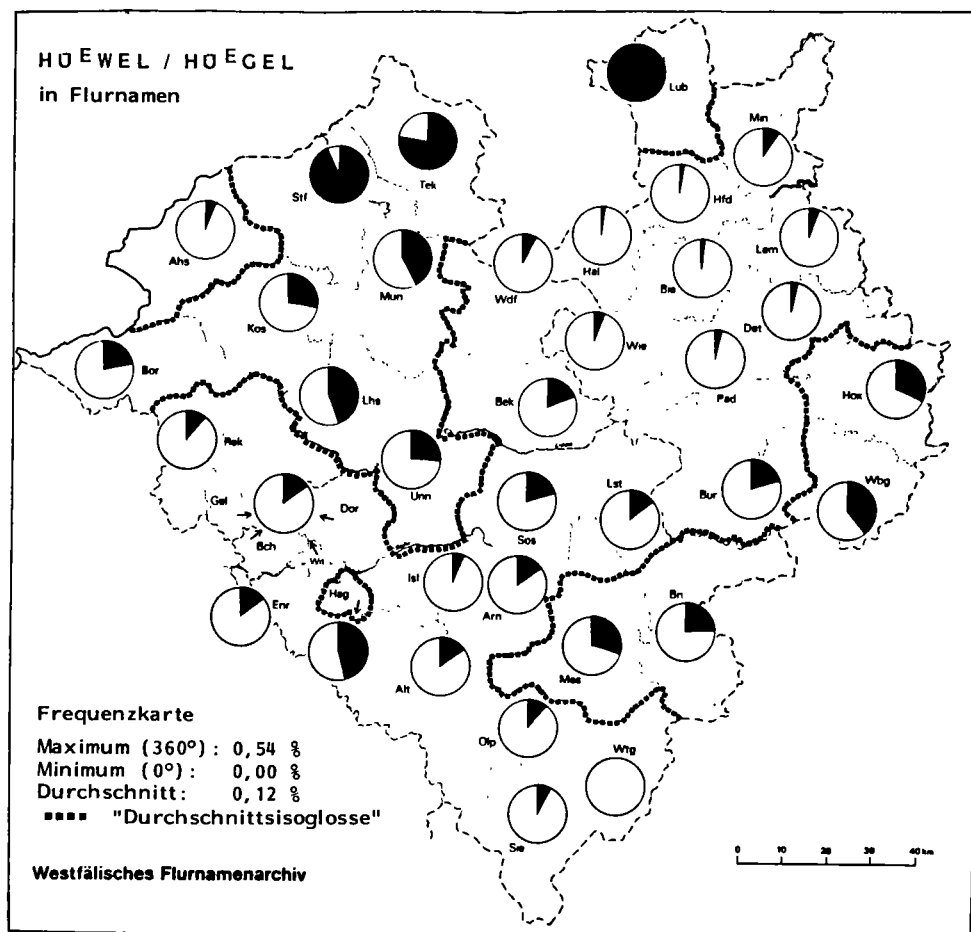
Auffällig ist nun, daß dieser frühmittelalterliche Siedlungsnamentypus sich auf jenes kleine münsterländische Gebiet konzentriert, aus dem allein die *hü^ewel/hü^egel*-Nachweise auf der DWA-Karte (fast vollständig) fehlen. Was die Flurnamen betrifft, so lassen sich zwischen der Bezeichnungs- und der toponymischen Karte teils Übereinstimmungen (Norden von LUB; WBG), teils Unterschiede (weitgehendes Fehlen der Flurnamen im md. Süden) feststellen.

Die Symbolkarte 2 gibt aufgrund der unterschiedlichen Ortspunktdichte auf der Grundkarte¹¹ die tatsächliche Häufigkeitsverteilung bei den Flurnamen nur sehr verzerrt wieder. Berechnet man die Flurnamenfrequenz pro Kreis (Karte 3)¹² und zieht man eine "Durchschnittsisoglosse" zwischen den Gebieten mit überdurchschnittlichem bzw. unterdurchschnittlichem Anteil an *hü^ewel/hü^egel*-Toponymen, so sieht man, daß ein nord- und ein südostwestfälisches Gebiet mit hohen Frequenzen getrennt wird von einer unterschiedlich breiten Zone mit geringer Häufigkeit. Die insgesamt niedrigsten Frequenzwerte ergeben sich dabei einerseits für das mitteldeutsche WTG, andererseits für jenen ostwestfälischen Raum Ravensberg - Minden - Lippe, in dem heute für 'Hügel' mundartlich *brink* gilt.

Da die frühmittelalterlichen *hövel*-Siedlungen zu einem großen Teil gerade in dieser Zwischenzone unterdurchschnittlicher Frequenz liegen (WDF, BEK, SOS, DOR, ARN, ENR), kann man vermuten, daß die *hü^ewel*-Flurnamen in der Mittelzone teilweise durch andere 'Hügel'-Namen verdrängt worden sind, was sich dadurch erklären läßt, daß Flurnamen sprachgeschichtlich weniger stabil und beständig sind als Siedlungsnamen. Ein einheitliches altsächsisches *huvil*-Gebiet in Westfalen wird gespalten worden sein durch Expansion eines anderen Wortes. Die Verdrängung des älteren ist auf der toponymischen Karte als Frequenz-

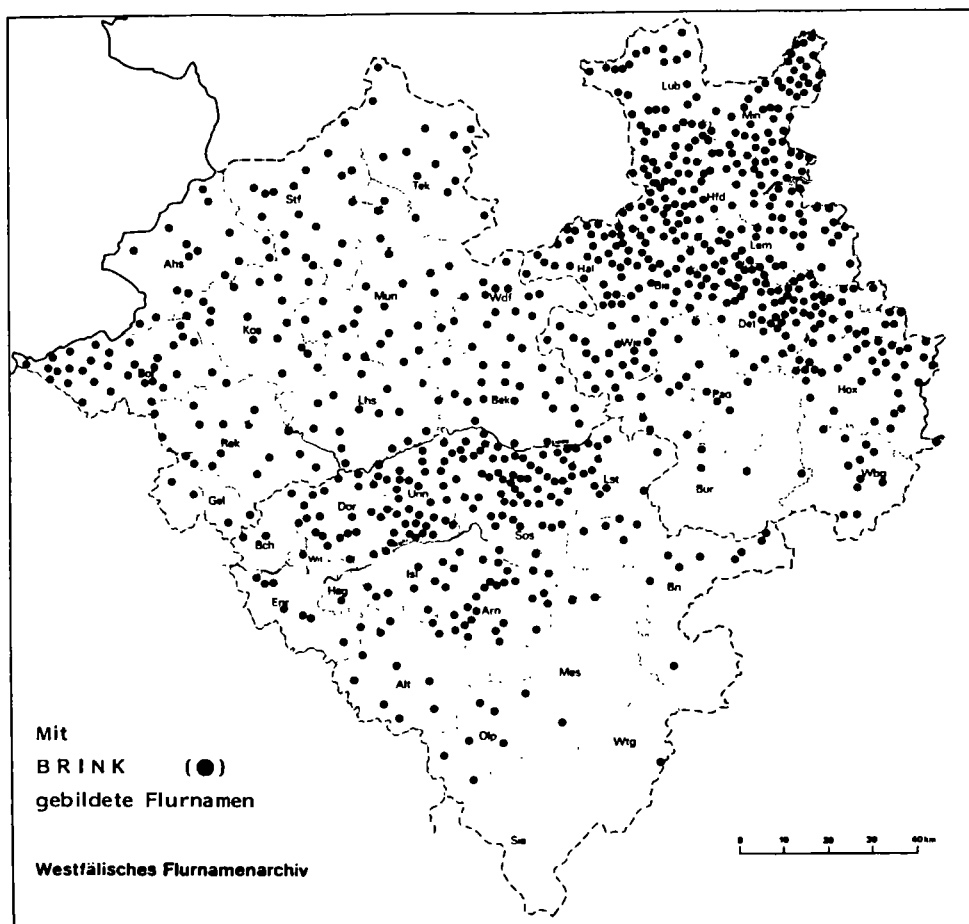
11 Zur Grund- und Ortspunktkarte des Flurnamenarchivs MÜLLER (wie Anm. 1) S. 73ff.

12 Zur Frequenzberechnung MÜLLER (wie Anm. 1) S. 94f.



Karte 3

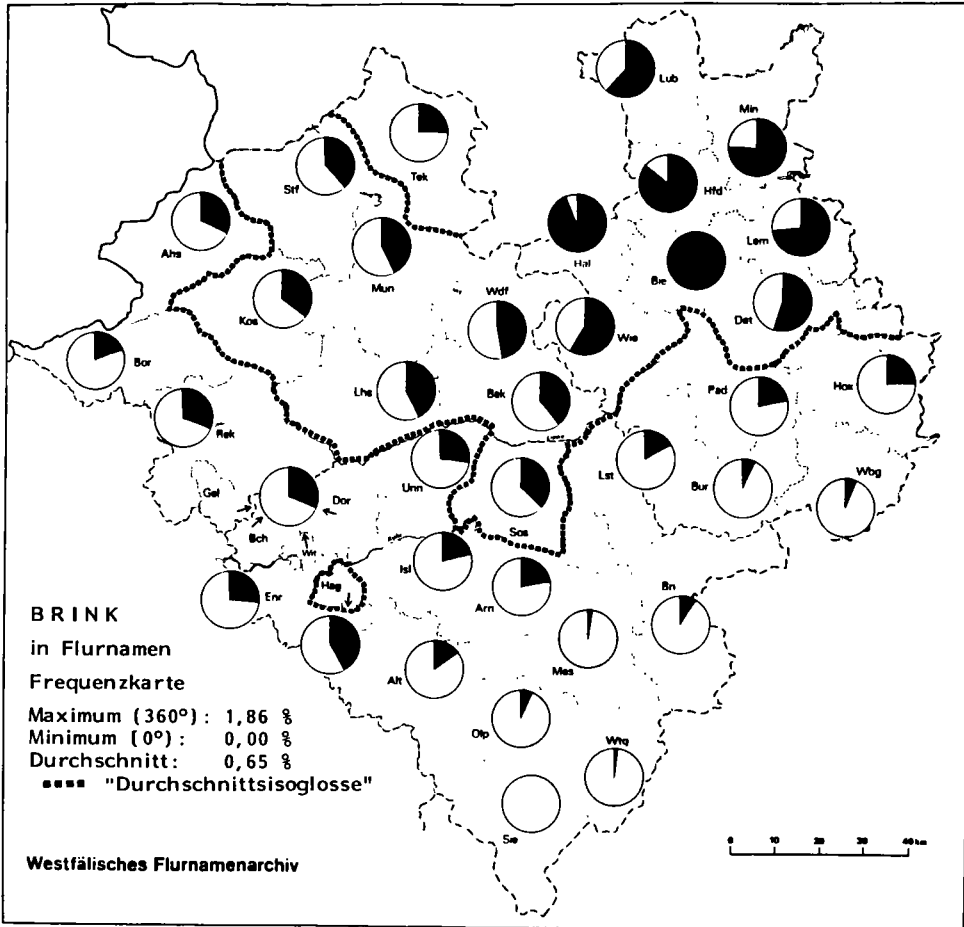
Das Wort, das as. *huvil* in Westfalen Konkurrenz gemacht hat, war offensichtlich *brink*. Das in der Bedeutung 'Hügel' nach dem DWA im Bereich von Karte 1 auf den Raum Ravensberg - Minden - Lippe eingeschränkte Lexem ist in Flurnamen, wie Karte 4 zeigt, erheblich weiter verbreitet gewesen. Nur im Mitteldeutschen und der unmittelbar anschließenden niederdeutschen Randzone (SIE, WTG, MES, BRI) scheinen *brink*-Toponyme so gut wie ganz gefehlt zu haben. Ihre maximale Frequenz ist mit 18,6 Promille Anteil am Flurnamenbestand (in BIE) gut dreimal so hoch wie bei *hüewel/hüegel* (5,4 Promille in LUB). Mit Ausnahme von Teilen



Karte 4

des Westmünsterlandes (BOR, AHS) sind *brink*-Flurnamen im gesamten Gebiet nördlich der Lippe einschließlich der Soester Börde (SOS) überdurchschnittlich vertreten (s. Karte 5). Zwar fehlen frühmittelalterliche *brink*-Siedlungstoponyme nahezu ganz, dafür ist das Lexem in der jüngeren Schicht der Hofnamen um so besser vertreten. Der älteste toponymische Nachweis liegt vor mit 11.Jh.(?) (Kop.12.Jh.) *mansum in Vinkinbrinke*¹³, zu bezie-

13 Verzeichnis der Stiftungen für Werden, R. KÜTZSCHKE, *Die Urbare der Abtei Werden an der Ruhr*, Bd.1, Bonn 1906, S.162.



Karte 5

hen entweder auf den Hof *Schulte Finkenbrink* in Bösensell (MUN)¹⁴ oder auf *Schulte Finkenbrink* in Amelsbüren südlich von Münster (jetzt Stadtteil von Münster)¹⁵. Diesem Frühbeleg ist noch am ehesten zu vergleichen *Schulte Brintrup* in Billerbeck (KOS), zwar erst um 1200 als *curia que Brinctorpe dicitur*

14 Sicher darauf zu beziehen ist 1151 *Vinkenbrinke*, *Westfäl. Urkundenb.* Bd. 2, Nr. 280.

15 Als Flurname ist *Finkenbrink* wfäl. weiter verbreitet, so etwa in Hattingen, Holzhausen (ENR), Recklinghausen (REK).

erstbezeugt¹⁶, aber aufgrund des Endgliedes *-thorp* doch wohl spätestens dem 11. Jh. zuzuordnen.

Es gibt noch einige andere *brink*-Hofnamen in Überlieferung vor 1200 – so 1134 *iuxta Honbrinke* (Hof *Hombrink* in Lette, WIE)¹⁷, 1198 *Brinchus* (*Brinkhaus* bei Harsewinkel, WDF)¹⁸, für die Masse der vielen Hofnamen – *Brinchove*, *Brincgud*, *Brinchus*, *domus de Brinke*, *domus super Kutelbrincke*, *domus up den Lappenbrinke* usw. – liegt die Erstüberlieferung jedoch erst nach dem 13. Jh. Auch einige ältere Flurnamen haben sich erhalten, am frühesten belegt dürfte der Soester *Koelbrink* (jetzt Straßenname) sein, um 1200 als *collis carbonum* tradiert¹⁹. Auffällig ist, daß der großen Zahl spätmittelalterlicher *brink*-Hofnamen nur sehr wenige mit *hovel* gebildete (etwa 14./15. Jh. Hof *uppen Hovelen* in Alverskirchen MUN²⁰, 1412 *Hovelman up den Brinke* (!), Altenberge STF²¹) zur Seite stehen.

Nun kann man keinesfalls für alle *brink*-Flur- und *brink*-Hofnamen von einer Bedeutung 'Hügel' ausgehen. Bei *brink* hat sich, von 'Rand' aus, schon früh ein breiter Bedeutungsfächer entwickelt, vgl. mnd. *brink* 'Rand; Rand eines Ackers, Rain; Grasanger, Weide; der angeschwemmte Rand eines Baches; Abhang; Hügel; höher liegender Rasenplatz; unbebautes Land; Gemeindeplatz', wobei 'Hügel' durchaus schon zu den früh entwickelten Bedeutungssträngen gehören dürfte, wie an. *brekka* f. 'steiler Hügel' (aus germ. **brinkōn*) nahelegt. In den gegenwärtigen westfälischen Mundarten gilt in Ostwestfalen für *brink* neben 'Hügel' auch vielfach '(steiler) Abhang', in Nordwestfalen 'Grasfläche am Rande des Ackers, Pflugwende, (erhöhte) Grasfläche, Wiese, Rasenstück u.ä.'. Dieses nördliche "*brink* 'Grasland'"-Gebiet reicht nach Westfalen-Lippe gerade noch in den Norden von LUB, nach TEK und STF herein. Für den Norden von MIN gilt vereinzelt *brink* 'Vitzebönnbeet'. Im Gebiet südlich der Ems ist heute das Wort *brink* weitgehend unbekannt, wie zahlreiche Fehlmeldungen auf die Frage 19,3 ("Kennt man in Ihrer Mundart die Bezeichnung *Brink*?", s. oben S.142) aus dem Münsterland und Südwestfalen bezeugen. Verstreute südwestfälische Meldungen für die Bedeutungen 'Hügel; Abhang; flache Bodenschwellung; kleiner Buckel; hoch liegende besiedelte Fläche' sind mög-

16 *Westfäl. Urkundenb.* Bd.2, Nr.584.

17 *Osnabrücker Urkundenb.* Bd.1, Nr.255, vgl. Nr.273.

18 *Westfäl. Urkundenb.* Bd.5, Nr.166; s. auch VAHRENHOLD (wie Anm.30) S.147.

19 SCHMÜCKEL-BLESKEN, 27.

20 *Die ältesten Verzeichnisse der Einkünfte des Münsterschen Domkapitels*, hrg. v. F. DARPE (*Codex Traditionum Westfalicarum*, 2) Münster 1886, S. 193, 204.

21 Ebd. S.203.

licherweise Relikte, möglicherweise aber auch Bedeutungsrekonstruktionen aus Flurnamen bzw. Zeugnisse passiver Mundartkompetenz²². In jedem Fall lehrt der Vergleich zwischen dem Flurnamenbestand (Karten 4, 5) und den Ergebnissen von Frage 19,3, daß *brink* in den westfälischen Mundarten seit dem Mittelalter erhebliche Gebietsverluste hat hinnehmen müssen. Die heutige und schon die mnd. bezeugte Bedeutungsvielfalt läßt auch für die verschiedenen (spät)mittelalterlichen westfälischen Mundarten, auf deren Wortgebrauch die Flurnamen beruhen, breitere und regional differenzierte Bedeutungsspektren erwarten, ohne daß wir sie im einzelnen rekonstruieren können. Daß aber 'Bodenschwellung, Hügel, Geländestufe' für die toponymische Benennungsmotivik auch im Münsterland und in Südwestfalen eine Rolle spielte, zeigt nicht nur eine frühe Übersetzungsgleichung wie der Soester *collis carbonum*, sondern auch das Studium von Flurkarten, die für *brink*-Flurorte häufig erhöhtes Gelände, Bodenschwellungen, Hügel erkennen lassen. Daß es sich im Münsterland oft um sehr geringfügige Niveaudifferenzen handelt, liegt in der Natur des Flachlandes begründet. Ob dabei, wie in Ostwestfalen²³, *brink* im gesamten Ausdehnungsbereich der mit diesem Wort gebildeten Toponyme ein echtes Synonym bzw. Heteronym zu *hüewel* war, ist eine andere Frage. Denkbar ist auch regionale Hyponymstellung von *brink* gegenüber *hüewel*.

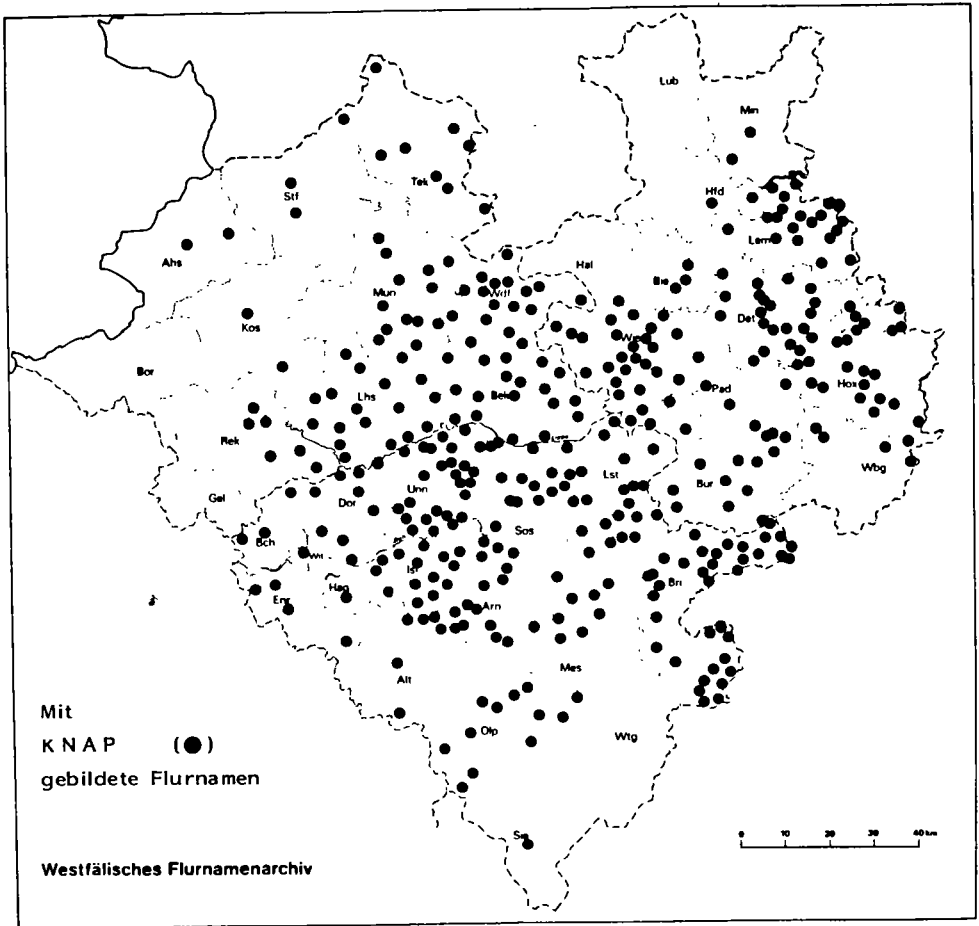
Das heute nördlich der Lippe im Münsterland weithin dominierende 'Hügel'-Wort *knap* muß diese herausragende Stellung einer jüngeren Entwicklung verdanken²⁴. Im Korpus der mittelalterlichen westfälischen Toponyme in Münster gibt es für dieses Wort nur einen einzigen Beleg, und zwar eine *domus ton Knap* (1188 oder eher Anfang 13. Jh., unlokalisiert, Münsterland)²⁵. Die neuzeitliche Überlieferung von *knap*-Flurnamen ist dagegen sehr reichhaltig. Einen Überblick über ihre Verbreitung gibt Karte 6, die Frequenzverteilung ist auf der folgenden Karte 7 dargestellt.

22 Zur Rekonstruktion der Bedeutungen von in der lebendigen Mundart bereits erloschenen Appellativen aus Flurnamen vgl. etwa MÜLLER (wie Anm. 1) S. 84ff., 92. - Fragen des Typs "Kennen Sie das Wort X?" können leicht dazu führen, daß auf den Wortschatz anderer Mundarten als der eigenen oder auf sonstige Wortkenntnisse zurückgegriffen wird. So ist die Antwort auf 19,3 aus Dortmund ("kleiner erhöhter Platz am Rande des Dorfes, auf dem Handwerker angesiedelt wurden") deutlich eine Wiedergabe historischen Sprachgebrauchs.

23 Zu *Collis, monticulus, tumulus*, Virg. ein klein Berg/Brinck im Lemgoer Chytraeus-Druck von 1590 s. G. DE SMET, *Zum Lemgoer Wortschatz um 1590*, NdW 1 (1960) 72f.

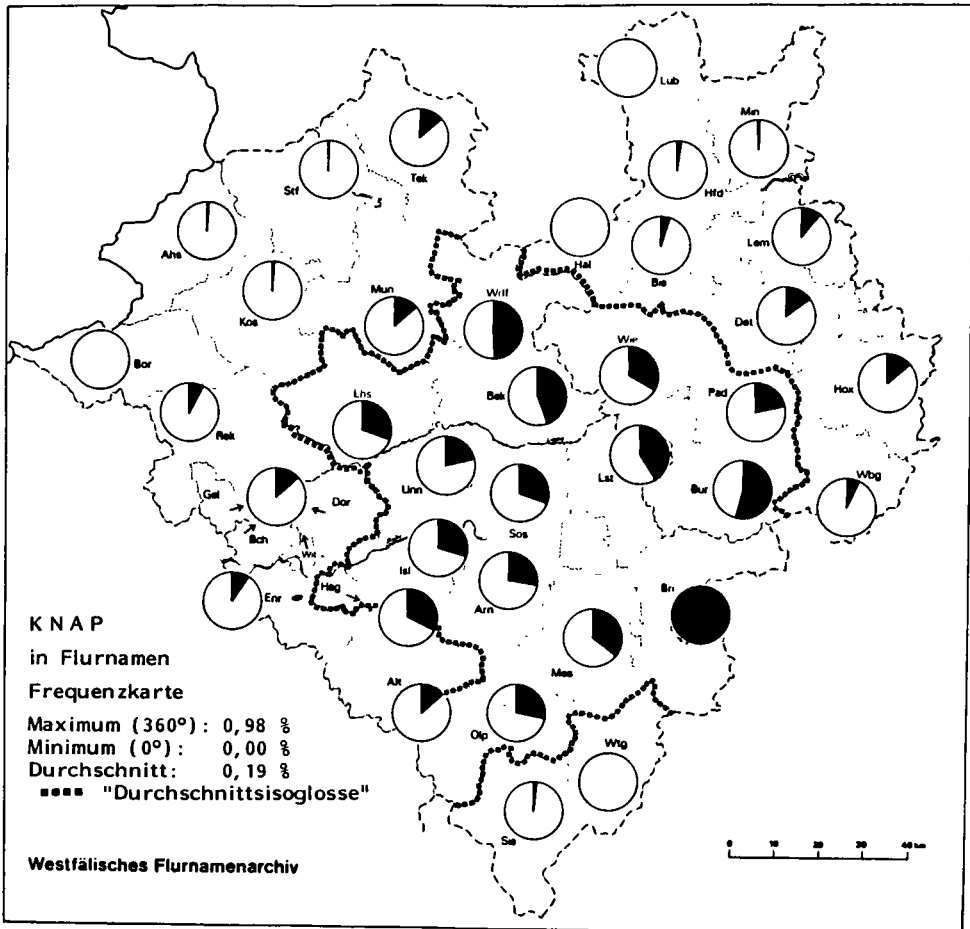
24 So auch VALTAVUO (wie Anm. 3) S. 34.

25 F. PHILIPPI - A. F. BANNIER, *Das Güterverzeichnis Graf Heinrichs von Dale (1188)*, Bijdragen en Mededeelingen van het Historisch Genootschap 25 (1904) S. 414.



Karte 6

Das Wort selbst dürfte, obwohl im Alt- und Mittelniederdeutschen nicht belegt, in der Bedeutung 'Berg, Erhebung' durchaus alt sein, wie ae. *cnæpp* 'Spitze, Gipfel' nahelegt, vgl. auch ae. *cnæpp* 'Fibel, Spange, Knopf', an. *knapp* 'Knopf'. In den westfälischen Mundarten gilt einerseits 'Hügel', andererseits 'Abhang', vereinzelt auch 'Steigung, beschwerlich ansteigender Weg, hohe Stelle des Weges', ohne daß sich eine räumliche Differenzierung des Bedeutungsspektrums – *knap* 'Endstück des Brotes' lasse ich hier beiseite – erkennen ließe. Die Bedeutungsentwicklung ist bei *knap* in einer, bezogen auf *brink*, entgegengesetzten Richtung verlaufen.



Karte 7

Vergleicht man Karte 1 mit den Karten 6 und 7, so fällt auf, daß die toponymische Verbreitung von *knap* deutlich weiter reicht als die appellativische und daß auch die "Verbreitungsschwerpunkte" des Appellativs und der Toponyme unterschiedlich gelagert sind.

Die Frequenzkarte 7 zeigt, daß sich die *knap*-Flurnamen entlang einer Achse anordnen, die vom Südosten (BRI) in nordwestlicher Richtung verläuft (BUR, LST, BEK, WDF), wobei das Frequenzzentrum in BRI liegt, in einem Raum, aus dem für das Appellativ *knap* in beiden Bedeutungsvarianten (a) 'Hügel', b) 'Abhang') nur Streubelege vorhanden sind. Umgekehrt reicht nach dem DWA das mehr oder weniger geschlossene *knap*-Areal

über Münster (MUN) bis nach Tecklenburg (TEK), wo *knap*-Toponyme nach Ausweis von Karte 7 nur unterdurchschnittlich frequent sind. Dies könnte man so interpretieren, daß sich das *knap*-Areal in jüngerer Zeit (das heißt wahrscheinlich dennoch: vor dem 19. Jh.) in nördlicher Richtung verschoben hat. Gebietsgewinne im Raum MUN und TEK dürften Verluste im Süden gegenübergestanden haben. Mitverursacher der Arealeinbußen könnte *hüewel/hüegel* sein, das im Süden nach dem DWA deutlich stärker vertreten ist als dies von seiner toponymischen Vertretung dort zu erwarten wäre. Es liegt nahe, daß *hüewel/hüegel*, gestützt durch das Hochdeutsche, in Westfalen in jüngerer Zeit wieder Boden gut gemacht hat.

Mit noch größerer Wahrscheinlichkeit kann man aber annehmen, daß die Expansion von *knap*, deren Zeitpunkt sich gegenwärtig von den Toponymen her nicht genauer bestimmen läßt²⁶, an der Zurückdrängung von *brink* entscheidend mitgewirkt hat. Lediglich den heutigen Kernbereich von *brink* (HAL, BIE, HFD, Süden von LUB) und das alte *hüewel*-Gebiet im Norden von LUB hat, wie Karte 6 zeigt, *knap* offenbar nie erreicht.

Das innerhalb von Westfalen-Lippe als 'Hügel' im wesentlichen auf das Westmünsterland eingeschränkte *bülte, bult* ist in verwandten Bedeutungen im nördlicheren Westfalen durchaus weiter bekannt: 'kleine runde Erhebung (weniger als ein Hügel)' (vor allem LUB, auch HFD, TEK, STF, vereinzelt LHS, KOS, HAL), '(Heu-, Erd-)Haufen' (verstreut HAL, WIE, REK), 'Geilstellen jungen Wachstums als kleine Erhebungen, Grasbüschel, Torf mit Grasnarbe, Rasenstück, in rundem Polster wachsendes Gras' (verstreut MIN, HAL, TEK), 'Rübenmiete auf dem Feld' (vor allem HFD, LUB, auch DET, BIE). Das etymologisch eng verwandte *bülte* 'Pilz' gilt weiter verbreitet in Südwestfalen (ALT, MES, OLP, ISL, DOR u.a.).

Toponymisch ist *bülte* (s. Karten 8 und 9) ein Element des nördlicheren Westfalen, doch reichen Streubelege bis fast an die nd.-md. Dialektscheide. Ein vereinzelter südlicher Name aus Hülseheid (ALT), *Bultei*, geht wohl auf ein as. **Bultahi* zurück, also auf ein Kollektivum mit *-ahi*-Suffix, das schon im Mittelniederdeutschen nicht mehr produktiv gewesen sein dürfte²⁷. Es liegt nahe, die Hauptlinie der "Durchschnittsisoglosse" auf der Frequenzkarte 9, die in west-östlicher Richtung durch das nördlichere Westfalen verläuft, als eine Rückzugslinie zu interpretieren und südliche *bülte*-Toponyme als Relikte einer ehemals 'dichteren' Verbreitung anzusehen.

26 Dies ließe sich besser überblicken, hätten wir bereits genauere Kenntnisse über die frühneuzeitliche wfäl. Toponymie (16./17. Jh.). Sie ist jedoch noch so gut wie unaufgearbeitet.

27 H. DITTMAYER, *Die westfälischen Namen auf -ei (-ey) und -egge*, NdW 3 (1963) 1-10.

Die Frage ist, welche Bedeutung(en) man für *bülte* in Flurnamen ansetzen soll. Falls *bülte* 'Pilz' alt ist, muß man *Bulte* aus unserem Zusammenhang vielleicht streichen, denn man könnte in dem Namen auch ein Pflanzenkollektivum ('Platz, wo Pilze wachsen') wie **Aspahi*, **Thurnahi*, **Hulisahi*²⁸ sehen. Da *bülte* toponymisch vor allem als Simplex und als Grundwort von Zusammensetzungen vorkommt, wird man aber 'Pilz', 'Rasenstück', 'Grasbüschel', 'Bündel' (vgl. mnd. *bulte* '(Stroh-)bündel, Matraze') u.ä. wohl weitgehend ausscheiden dürfen. Die zahlreichen Plurale – die *Sandbülten*, die *Heidbülten*, *op den Bülten*, die *Bülten* u.ä. – sie sind insgesamt etwas verbreiteter als Singulare – legen nahe, daß die Benennungsmotivation vor allem von kleinen Erderhebungen ausging. Dafür sprechen zusätzlich Komposita wie *Moss-*, *Moosbülten*, *Lehmbülten*, *Sandbülten* (STF, AHS, BOR), *Voßbülten* (BOR). Auch der einzige ältere Siedlungsname, der mit diesem Grundwort gebildet wurde, gehört zu der Gruppe: *Kleibolte* in Westkirchen, WDF, Ende 11.Jh. *van Cleibolton*²⁹ (zu *klei* 'Kleierde; fetter, tonreicher Boden')³⁰. Dies ist wichtig festzuhalten, da sich bei den *hüwel-*, *brink-* und *knapp-*Toponymen zwar Deminutiva (*Höwelken*, *Knäppken* u.ä.), aber fast keine Pluralformen finden.

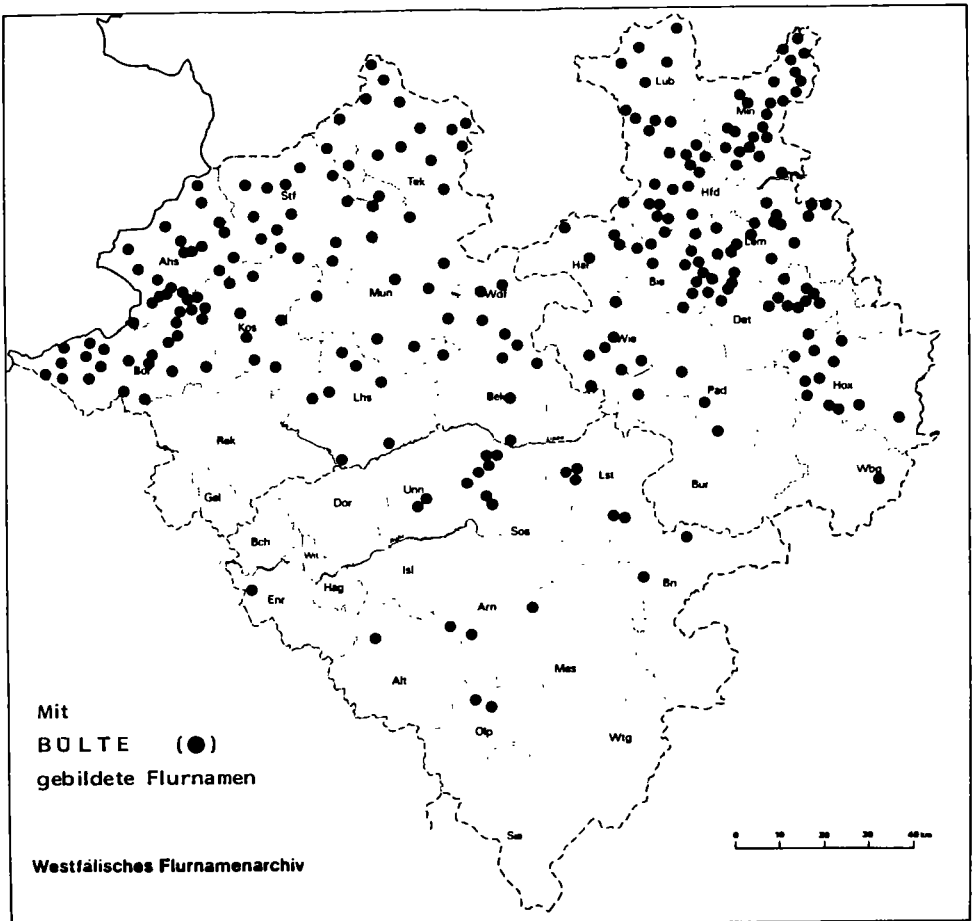
Andererseits beschränken sich Singulare wie *Stück auf dem Bült*, *am Bült*, *aufm Bült*, *up den Bült*, *oben auf der Bult*, *auf der Bülte* sowie Komposita, die auf etwas größere Erhebungen deuten (*Mühlenbült*, *der große Bult* und *der kleine Bult*, *der schiebe Bült*) durchaus nicht auf das westliche "bülte 'Hügel' "-Gebiet, sondern sind auch u.a. aus LUB, MIN, HFD, LEM, HOX, MUN, LHS, BEK, SOS überliefert. Überwiegend singularisch gebildet ist auch †*Bulte* bei Langenberg, WIE, Ende 11.Jh. *de Bulta*, 1189 *mansus in Bulte*³¹.

28 DITTMAYER (wie Anm.27) S.1ff.

29 E. WADSTEIN, *Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler*, Norden Leipzig 1899, S.30.

30 In der späteren Überlieferung ist der Name allerdings meist singularisch: 13.Jh. *mansum dictum Cleybolt* (*Westf. Urkundenb.*, Bd.3, Nr.1302), 14.Jh. *Cleybolte* (*Die Hebereger des Klosters Freckenhorst*, hrg. v. E. FRIEDLÄNDER (Codex Traditionum Westfalicarum, 1), Münster 1872, S.145), neben 15.Jh. *domus ... Kleibolten* (*Die Hebereger des Klosters Überwasser und des Stiftes St. Mauritz*, hrg. v. F. DARPE (Codex Traditionum Westfalicarum, 3), Münster 1888, S.62); s. auch W. VAHRENHOLD, *Kloster Marienfeld. Besitz- und Wirtschaftsgeschichte des Zisterzienserklosters Marienfeld in Westfalen (1185-1456)*, Warendorf 1966, S.169.

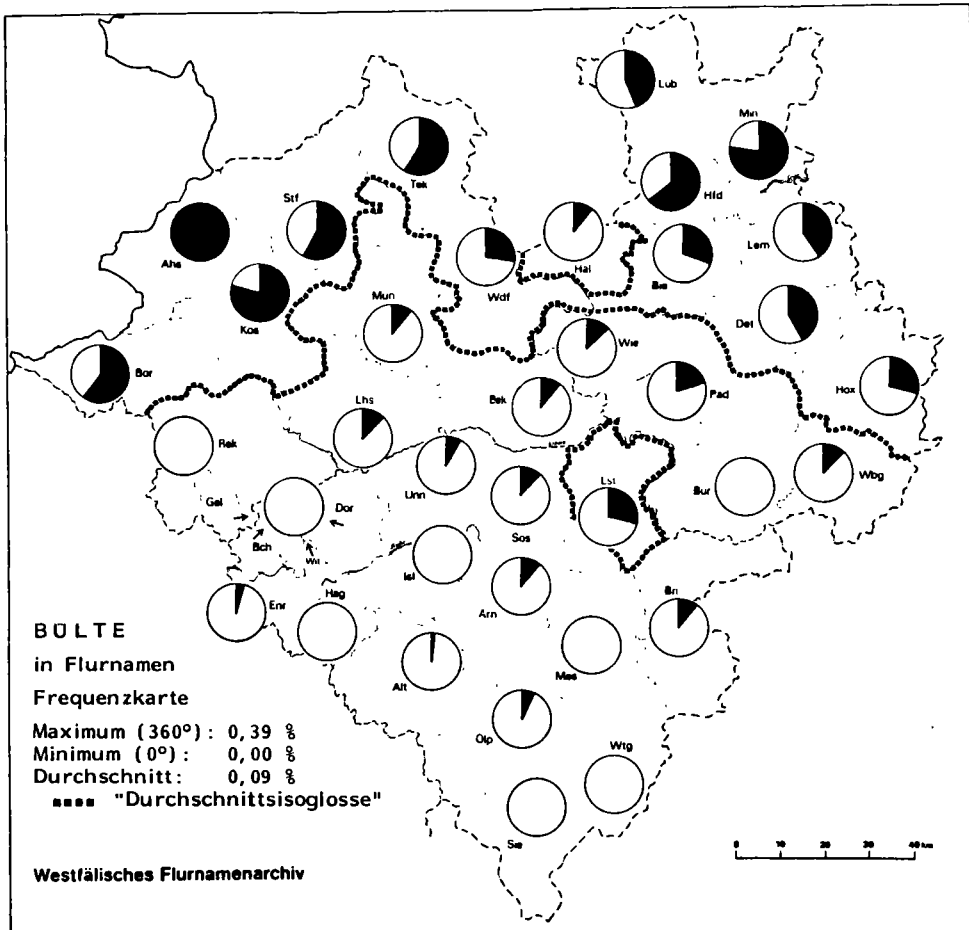
31 Belege bei P. EICKHOFF, *Die älteste Herzebrocker Heberolle*, Programm Wandsbek 1882, S.4; VAHRENHOLD (wie Anm.30) S.148; vgl. auch Hof *Bültemann* bei Herford, 1361 *Bulte*, 1391 *bona dicta dat Bulte* (*Einkünfte und Lehn-Register der Fürstabtei Herford sowie Heberollen des Stifts auf dem Berge bei Herford*, hrg. v. F. DARPE (Codex Traditionum Westfalicarum, 4), Münster 1892, S.195, 211), ferner 1356 *domum ... que sita up den Bulthe* (bei Münster?), *Münsterisches Urkundenbuch*, 1. Halbbd., bearb. v. J. PRINZ, Münster 1960, S.85.



Karte 8

Die Einschränkung von *bült* 'etwas größere Erhebung = Hügel' auf eine westliche Randzone ist also ebenso als Rückzug zu bewerten. Echte Synonymität mit *hü^ewel* braucht dabei weithin nicht bestanden zu haben, denn das toponymische Nebeneinander von *bülte* und *hü^ewel* bzw. *brink* im Nordosten (LUB, MIN, HFD, BIE) wird man kaum im Sinne eines appellativgeschichtlichen Nacheinanders interpretieren können.

Hat *bülte* 'Hügel' nur einen Teil seines ehemaligen Areals verloren, so ist as. **buhil*, mnd. *bül*, ahd. *buhil*, mhd. *bühel* 'Hügel' aus den westfälischen Mundarten de facto ganz verschwun-



Karte 9

den. Ob man die drei verstreuten DWA-Belege *bülbiärg*, *buil*, *beil* (s. oben S.140, Liste Nr.17) noch als echte appellativische Relikte oder als Echoformen aus der Toponymie³² beurteilen soll, ist anhand des Fragebogens nicht zu entscheiden. Das heute

32 S. oben Anm.22. Die von VALTAVUO (wie Anm.3) S.84, und KLUGE-MITZKA (21.Aufl.) s.v. *Bühl*, nach DWA Frage'67 vermerkten appellativischen Reste des Wortes um Göttingen beurteilt auch W. KRAMER, *Die Flurnamen des Amtes Moringen*, Diss. Göttingen 1963, [1978], S.1013, skeptisch und schätzt sie als Wortrekonstruktionen aus vorhandenen *bühl*-Flurnamen ein.

Die toponymischen Spuren von *bül* in Westfalen sind reichhaltig, jedoch sehr schwer von ähnlich lautenden bzw. geschriebenen Wörtern zu trennen, so etwa von den ebenfalls für Flurnamen genutzten *büegel* 'Bügel' und *büdel* 'Beutel'. Vor allem das letztgenannte Wort, in Flurnamen wie *Wassbüdel* ('Wachsbeutel'), *Honigbüdel*, *Schmantbüdel* (neben *Schmantsack*), *Siegebüdel* (mnd. *syebudel* 'Seihbeutel, Filterbeutel') weit verbreitet, ist durch intervokalischen Dentalausfall mit *bül* 'Hügel' lautlich zusammengefallen (*Wasbühl*, *Schmantbül*, *Siebühl* u.ä.). Durch falsche Restitution des Dentals, z.T. mit weiterer Umsetzung ins Hochdeutsche, sind wiederum Toponyme mit primärem Grundwort *-*buhil* zu -*büdel*, -*beutel* umgeformt worden³⁶.

Beim gegenwärtigen Bearbeitungsstand des westfälischen Flurnamenmaterials war eine saubere Kartierung der *bül*-Toponyme noch nicht möglich. Trotz aller Unsicherheiten im Einzelfall ist aber zu erkennen, daß sie sich in Südwestfalen, bis etwa zum nördlichen Mittelgebirgsrand, in verhältnismäßig großer Dichte erhalten haben und in Ostwestfalen, mit deutlich abnehmender Frequenz, etwas weiter nach Norden reichen, bis nach Lippe und ins südliche Ravensberg. Das Münsterland liefert, mit Ausnahme seines äußersten Südens und Ostens, nur zweifelhafte Spuren. Das Gebiet der ehemaligen Verbreitung kann man aber in etwa durch Kartierung einer sicheren Leitform, des Namens *Stē²nbül* (Karte 10), sichtbar machen. Er ist mundartlich und im Kataster nur noch vereinzelt als Kompositum zu erkennen (*Steinbühl*, *Steinböl*, *Steimöhl*), sondern meist als *Steimel*, *Stäimel*, *Stem(m)el*, *Stempel* u.ä. erhalten, doch sichern historische Belegreihen die Rückführung auf das *bül*-Kompositum³⁷. Auffällig ist, daß die Belege für *Stē²nbülte* gerade dort beginnen, wo die *Stē²nbül*-Namen im Norden enden (s. Karte 10). Das könnte darauf deuten, daß in Westfalen einmal eine Heteronymie *bülte* : *bül* bestanden hat.

Bei den toponymischen Vertretungen der restlichen 'Hügel'-Heteronyme auf der DWA-Karte (s. oben Liste Nr. 1 - *hückel*, *hüppel*, Nr. 5 - 16) kann bzw. muß ich mich kurz fassen.

Bei *be^arg* lohnt sich ein Vergleich nicht, da dieses Archinym seines Wortfeldes wohl immer schon auf sehr unterschiedlich gestaltete Bodenerhebungen angewandt werden konnte. Das gilt eigentlich auch für das recht unspezifische *hö²he* und *hö²gede*

36 S. JELLINGHAUS (wie Anm.5) S.38; VALTAVUO (wie Anm.3) S.87; für Südniedersachsen KRAMER (wie Anm.32) S.1014. - Zu hyperkorrektem *d*-Einschub allgemeiner O. LEYS, *Synkopie en regressie in het Vlaams en het Nederduits*, Mededelingen van de Vereniging voor Naamkunde 39 (1963) 137ff.

37 *Stemel* bei Hachen, ARN, 14.Jh, *Steinbole* (JELLINGHAUS, wie Anm.5, S. 32). Der nördlichste historische Beleg des Typs scheint 1305 *Stembul*, Insel bei Grohnde an der Weser, zu sein, JELLINGHAUS, S.38. Er liegt in etwa auf gleicher Breite wie die nördlichsten *Stemmel*-, *Stempel*-Namen aus dem Kataster des 19.Jh.

zen der $h\bar{o}^2gede/h\bar{o}^2he$ -Namen ganz auffällig entlang einer nord-südgerichteten Achse anordnen, einem namengeographischen Verteilungstypus, der für Westfalen außergewöhnlich genannt werden darf (s. Frequenzkarte Nr.11).

$\bar{O}'wer$ gehört wie *brink* und *helle*, hd. *halde*³⁹, zu jenen Wörtern, bei denen sich 'Hügel' aus einer Grund- bzw. älteren Bedeutung 'Abhang' entwickelt hat⁴⁰, aus der auch schon früh standardsprachliches 'Ufer' (ae. *ofer* 'Ufer, Rand, Küste', mnd. *över* 'Ufer') abgeleitet ist⁴¹. In die westfälischen Flurnamen ist $\bar{O}'wer$ in allen drei Hauptbedeutungen - 'Ufer; Abhang; Hügel' - eingegangen; der Versuch, die Toponyme mit namengeographischen Mitteln oder mit Hilfe einer Analyse der Komposita in drei Gruppen zu ordnen, ist mir leider nicht gelungen. So scheint das recht verbreitete Namenkompositum $H\bar{o}^2n\bar{o}'wer$ '(am) hohen Ufer' allen drei $\bar{O}'wer$ -Bedeutungen zugeordnet werden zu können. Eine Trennung dürfte nur über die Realprobe (Flurortbegehung oder Studium von Flurkarten) möglich sein. Eine Frequenzberechnung ergibt die höchsten Werte für toponymisches $\bar{O}'wer$ im Hochsauerland (BRI 0,31 %, MES 0,42 %, OLP 0,24 %, ISL 0,43 %, HAG 0,32 %, ENR 0,30 %), während der Raum mit den meisten " $\bar{O}'wer$ 'Hügel'"-Meldungen nach dem DWA (HOX, WBG, BUR) deutlich niedrigere Frequenzen zeigt (0,05 %; 0,06 %; 0,11 %).

Zu den ausgesprochenen "Reliktwörtern" gehören *knül* (Liste Nr.16), *knü^ekel/kno^aken* (Liste Nr.7) und *nü^ekel/no^aken* (Liste Nr.8). Für *knül* 'Hügel', das in Holstein noch ein kleineres Wortareal bildet⁴², bietet der DWA aus Westfalen-Lippe noch zwei Nachweise. In der Toponymie ist das Wort (in der Regel *Knüll*, seltener *Knoll*) im Weserbergland und Lippe dicht belegt (HOX, DET, LEM), mit Ausläufern entlang des Teutoburger Waldes bis nach HAL und TEK⁴³. Sie bilden den westlichen Rand eines westfälisch-südniedersächsisch⁴⁴-hessischen Bergnamengebietes. Das Wort benannte mit Sicherheit nicht nur Hügel, sondern auch größere Erhebungen⁴⁵, ist hier also nur bedingt zu behandeln.

Als Bergnamen kann man auch *No^aken* und *Kno^aken* (in der Kataster- und Kartenüberlieferung meist *Nocken*, *Knochen*) be-

39 VALTAVUO (wie Anm.3) S.110, vgl. auch S.109 s.v. *hang*.

40 Mittelfäl. *ouer* 'clivus, Abhang' in der Kölner *ende*-Bibel: G. ISING (Hrg.), *Die niederdeutschen Bibelfrühdrucke*, Bd.2, Berlin 1963, S.594.

41 VALTAVUO (wie Anm.3) S.21f.

42 VALTAVUO (wie Anm.3) S.15.

43 S. die Karte 'Nocken, Knochen, Knüll und Nüll in Flurnamen' bei MÜLLER (wie Anm.1) S.90.

44 KRAMER (wie Anm.32) S.1017.

45 KRAMER (wie Anm.32) S.1017 setzt an 'vorspringende Anhöhe', 'Bergkuppe', vgl. ae. *cnoll* 'Berggipfel', an. *knollr* 'Bergkuppe', norw. *knoll* 'Gipfel, Spitze' und das hessische *Knüllgebirge*.

zeichnen. Gemeinsam mit ihren Deminutiven *Nü^ekel* und *Knü^ekel* (in Kataster- und Kartenüberlieferung meist *Nöckel*, *Knöchel*), für die eher eine Ausgangsbedeutung 'kleiner Berg = Hügel' anzunehmen ist, bilden sie ein geschlossenes südwestfälisches, zum Rheinischen hin offenes Namenareal, in dessen Osten die Formen mit *Kn-* (östlicher Teil ARN, MES, BRI), in dessen Westen die mit *N-* (SIE, OLP, ALT, ENR, ISL, Westen von ARN)⁴⁶ vorkommen. In einem kleineren Teil des toponymischen *Knü^ekel/Kno^aken*-Gebietes hat sich ein appellativisches "*knü^ekel* 'Hügel'" -Areal erhalten, während weiter westlich im DWA nur mehr appellativische Bruchstücke des alten Gebietes (etwa viermal *no^aken*, zweimal *nü^ekel*, einmal *kno^aken*) auftauchen. Die Meldungen sind möglicherweise wie bei *bül* als toponymische Echoformen zu werten.

Das *Kno^aken/No^aken*-Bergnamengebiet wird im Südosten an der nd.-md. Sprachscheide (MES : WTG) und zwischen SIE und WTG scharf begrenzt; in WTG dominieren Bergnamen mit *kop* bzw. dem Deminutiv *köppel*⁴⁷, was mich veranlaßt, eine ehemalige Heteronymengruppe *no^aken/nü^ekel* - *kno^aken/knü^ekel* - *kop/köppel* anzunehmen⁴⁸. Die Toponyme *Kop* (in der Kataster- und Kartenüberlieferung meist *Kopf*), Komposita auf *-kop* (*-kopf*) sowie *Köppel*, *-köppel* reichen, das *Kno^aken/No^aken*-Gebiet überlagernd, mit nach Norden und Westen abnehmender Häufigkeit weit in das niederdeutsche Südwestfalen hinein, was vermuten läßt, daß *kop/köppel* als das am längsten produktive Element der Heteronymengruppe nach Norden hin expandierte. Dabei scheint das Deminutiv *köppel* nur am niederdeutschen Südrand (OLP) und im östlichen Sauerland (BRI, Osten von ARN) toponymisch geworden zu sein. Das westliche Sauerland überliefert nur *Kop(f)*-, *-kop(f)*-Namen. Da Deminuierung mit stark flektiertem *l*-Suffix ein eher älteres Wortbildungsprinzip ist, könnte dies ein zusätzliches Indiz für die erwogene sprachhistorische Schichtung sein. Nach dem DWA ist das Appellativ *köppel* 'Hügel' nur mitteldeutsch (SIE, WTG), ins Niederdeutsche reicht allein *kop* 'Hügel', es ist hier vor allem westlich, von OLP über ALT, ENR bis in das Ruhrgebiet belegt (s. Karte 1). Dies ist ein auffälliger Gegensatz zum toponymischen Befund, in dem die *Kop(f)*-, *-kop(f)*-Namen besonders im östlichen Sauerland überwiegen⁴⁹.

In das Appellativ *kop* 'Hügel' wie in die *Kop(f)*-Toponyme ist möglicherweise *kap* 'runde Bergkuppe' (vgl. ahd. *chapf* 'Anhöhe, Gipfel', mhd. 'runde Bergkuppe') mit eingegangen. Nach der topo-

46 S. Anm.43.

47 S. Karten 'Kopf, Köppel in Flurnamen' und 'Kopf + Köppel. Frequenzkarte' bei MÜLLER (wie Anm.1) S.91, 97.

48 MÜLLER (wie Anm.1) S.96.

49 S. die Anm.47 zitierte Frequenzkarte.

nymischen Überlieferung des 19./20. Jh., soweit sie im Wfäl. Flurnamenarchiv zugänglich ist, scheint das Wort im südwestfälischen Bergland nicht mehr vorhanden zu sein⁵⁰, es hat aber existiert, vgl. *Grafschaft* bei Schmallenberg MES, 1123 *Grascaph*, 1194 *Graskap* ("Graskuppe"), schon früh mit semantischer Reinterpretation und falscher Silbentrennung *Gra-scap* als *skap*-Ableitung aufgefaßt und später als *Grafschaft* in das Hochdeutsche übertragen⁵¹. Zu *-kopf* uminterpretiert wurde im 12.Jh. *Bieden-caph* (jetzt *Biedenkopf*, Hessen)⁵².

Von den verbleibenden selteneren DWA-Meldungen ist nur *hō²p* (Liste Nr.14) toponymisch gut vertreten (*Haupt*, *Häupe*, in den *Häupen*, auf den *Höpen*, *achterm Haupe*), vor allem in Minden und Lippe (MIN, LEM, DET, auch HFD, HOX), doch zeigen die dominanten Namenkomposita (*Multhäupe*, *Muldhaußen*, *Multhop* u.ä., verbreitet HOX, LEM, DET, vgl. wfäl. *multhō²p* 'Maulwurfshügel'; *Bulthaup*, *Bulthaußen*, *Bültehaup*, MIN, HFD, vgl. wfäl. *bulthō²p* 'Maulwurfshügel'; *Steinhaupe*, *Steinhope*, *Steinhäupen* u.ä., vor allem LEM, DET, HOX), daß dabei weniger an 'Hügel' als an 'kleine Bodenerhebung, (künstlicher) Stein-, Erdhaufen' gedacht werden muß. Nach Wfäl. Wb., Frage 22,26 wird *hō²p* auch recht häufig für 'kleine runde Erhebung im Gelände (weniger als ein Hügel)' gemeldet. Zu den Wörtern, die ebenfalls bevorzugt für kleine und kleinste Erhebungen gebraucht werden, gehören *hükkel*, *hüppel* (Liste Nr.1) und *pukkel* (Nr.10); in Flurnamen haben sie nur vereinzelt Verwendung gefunden (z.B. *am Huppel*, Schwelm ISL, *op dem Hüppel*, Fischelbach WTG; *op dem Huckel*, Recklinghausen REK, *Huckelberg*, Schmallenberg MES; *auf dem Buckel*, Breckerfeld ENR). Bei *pukkel* ist möglicherweise auch die Bedeutung 'Rücken' anzusetzen (etwa bei *Siegenbuckel*, Hülsefeld ALT). Bloß sporadisch toponymisch ist *anhō²-gede* (Nr.12; nur *Anhöhe* im Urkataster), *öppel* (Nr.15) fehlt bisher im Flurnamenarchiv ganz. Ob *wal* 'Hügel' auch toponymisch ist, bleibt unklar, denn die meisten Flurnamen *Wall*, *Wällken* usw. werden sicher auf den frequenten Hauptbedeutungen ('Wall; Wallhecke') basieren.

50 Zu *kap* 'Hügel' VALTAVUO (wie Anm.3) S.68. Wieweit sonstige wfäl. Flurnamen mit *Kap-*, *-kap* (VALTAVUO nach JELLINGHAUS, wie Anm.5, S.120: "Die westfäl. Kap-Namen liegen vor allem in den Kreisen Münster, Ahaus, Coesfeld und Bocholt") überhaupt hierher gehören, müßte noch genauer überprüft werden. Zum Teil liegen ihnen sicher andere Bedeutungen (z.B. *Hosenkap* 'verstärktes Ende des Strumpfes', Flurname in Enkesen im Bruch, SOS), zum Teil andere Etyma (wie *kappe* 'Mütze') zugrunde, ein Teil ist der Verschreibung bzw. Umbildung aus *knap* bzw. *kamp* verdächtig.

51 *locum Grascraft* schon in der im 12.Jh. gefälschten Stiftungsurkunde für Kloster Grafschaft (zum Jahr 1072). Belege bei H. SCHNEIDER, *Die Ortschaften der Provinz Westfalen bis zum Jahr 1300*, Münster 1936, S.52.

52 FORSTEMANN (wie Anm.4) Bd.2, Sp.446.

Die Resultate des Vergleichs zwischen dialektalen Appellativen und Toponymik ergeben, wie man sieht, nicht immer die sprachhistorischen Aufschlüsse, die man sich von ihnen erwartet hat. Gewiß lassen sie den wortgeschichtlichen Aufbau der westfälischen 'Hügel'-Heteronymik schärfer fassen, als dies eine interne Interpretation der DWA-Karte ermöglicht. Aber hinter den neuen Antworten ist gleich eine noch größere Zahl von neuen Fragen aufgetaucht, die zunächst nur eines vermitteln: Wortgeschichte ist viel komplizierter, als man es von der Momentaufnahme einer dialektologischen Bezeichnungskarte aus vermuten möchte.